Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Ludvig Holberg

Herrn Ludwigs Freyherr von Holberg verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen und andrer berühmten Damen : Nach dem Beyspiel des Plutarchs

Zweyter Theil

Flensburg: Leipzig: Altona: bey Johann Christoph Korte: im Kortenschen Bücherlager, 1760

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn882064924

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn882064924/phys_0001
DFG


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn882064924/phys_0002
DFG


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn882064924/phys_0003
DFG

62. d. 10.

Ra-311a

~~Re-3508.~~

Ra. 312.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn882064924/phys_0004
DFG

Zweyter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn882064924/phys_0007
DFG

Johanna Gray
und
Eleonora Christina.

Einleitung.

Ob man gleich insgemein zu sagen pflegt, daß ein jeder selbst an seinem Glück und Unglück schuld sey, wohin auch das lateinische Sprüchwort zielet, faber suæ quisque fortunæ, oder ein jeder ist der Schmidt seines Glücks: So bemerkt man doch, daß dieses öfterer fehl schlägt als eintrifft. Jener griechische Schriftsteller hat demnach nicht unrecht, wenn er sich folgendergestalt ausdrückt: Τῶν μεν λόγων κύριοι αυτοι, Τῶν δὲ πραξέων ἡ Τύχη, oder, wir sind zwar Meister von unsern eigenen Anschlägen, aber der Ausfall kommt aufs Glück an. Ein gewisser Pabst pflegte gleichfalls zu sagen: Il mondo si governa da se stesso; oder, die Welt wird von sich selbst regiert, und man irrt nicht, wenn man behauptet, daß

daß die meisten Glücks- und Unglücksfälle in der Welt von einer sich ungefähr eräugnenden Gelegenheit, von einem unvermutheten Zufall, von den Umständen der Zeit, und von solchen Ursachen herrühren, welche die Menschen nicht in ihrer Gewalt haben. Man darf nur die Geschichte durchblättern, und die Erfahrung zu Rathe ziehen, um davon überzeugt zu werden. Es ist mit diesen Zufällen in dem menschlichen Leben fast eben so, wie mit einem Spiele beschaffen. Wer am meisten wider die Regeln spielt, der gewinnt oft am meisten, und viele gelangen wider die Regeln, ja gleichsam wider ihren eignen Willen, zur Ehre und Wohlfahrt. Ich verwerfe hierdurch die Behutsamkeit und Vorsicht nicht; ich rathe vielmehr, daß ein jeder vernünftig zu Werke gehe, und alle seine Unternehmungen vorher wohl überlege. Denn wenn der Ausfall nicht mit dem Entwurf übereinstimmet, so kann man sich dennoch dadurch trösten, daß man zu seinem Unglücke nicht selbst Gelegenheit gegeben. Ich sage blos, daß die meisten Menschen gleichsam schlafend Glück und Ehre erlangen, so wie im Gegentheil die behutsamsten, vernünftigsten und tüchtigsten Menschen durch unvermuthete Begebenheiten in das gröste Unglück gerathen. Hier heißt es:

Die meisten glücklichen und unglücklichen Begebenheiten rühren von einem unvermutheten Zufall her.

Accidit in puncto, quod non speratur in anno.

Oder wie das alte Sprüchwort lautet, **Ein Quentin Glücke ist besser, als ein Pfund Verstand.** Ein Mahler hatte, nach dem Bericht des Plutarchs, ein Pferd so schön und natürlich gemahlt, daß er selbst mit seiner Arbeit vollkommen zufrieden war, wie er aber noch den Schaum an dem Maul des Pferdes hinzufügen wollte, so konnte er nach einigen vergebens angestellten Versuchen, damit nicht zu Stande kommen. Er ward darüber so erbittert, daß er im Zorn den Pinsel nach dem Gemählde warf. Aber eben dadurch ward der Schaum so vollkommen und gut ausgedrückt, als es der Mahler nur wünschen konnte. Derselbe muste also bekennen, daß das Glück hier mehr als die Kunst ausgerichtet, und konnte mit jenem sagen, der einen Stein nach einem Hund warf, aber seine Stiefmutter traf, **Hier traf ich besser, als ich zielte.** Einigen erweckt die Geburt, und zwar sowohl in Absicht auf die Eltern, als auf den Geburtsort, widrige oder günstige Schicksale. Und zwar was die Eltern betrifft, so müssen die Kinder oft die Missethaten derselben entgelten, und ihrenthalben leiden. So unglücklich die Kinder sind, welche von schwindsüchtigen, unreinen und aussätzigen Eltern gebohren werden, weil die Krankheit insgemein auf die Kinder fortgepflanzt wird, so sind diejenigen nicht weniger zu bedauren, welche von berüchtigten und lasterhaften Eltern erzeugt werden. Denn obgleich die Kinder nicht allemal die bösen Eigenschaften der Eltern erben, so wer-

Von der Geburt.

den dieselben ihnen doch zugerechnet. Die Lacedämonier belegten ihren König Archidamus mit einer Geldstrafe, weil er sich mit einer kleinen und unansehnlichen Gemahlinn vermählt hatte; und sagten, daß die Republik keine Zwerge zu Regenten haben wollte. Sie gaben dadurch zu erkennen, daß sie die Kinder nicht für würdig, zur Nachfolge in der Regierung hielten, welche von solchen Eltern gebohren worden, und zu keiner rechten männlichen Länge gelangen könnten. Eine Anordnung, welche übel gegründet zu seyn scheinet, aber doch bey andern Zufällen allgemein ist. Denn man sieht täglich, daß einer zur Knechtschaft gebohren wird, weil seine Eltern sich in einem solchen Stande befinden, und daß andre zu Kron und Zepter gebohren werden, weil sie von gekrönten Häuptern erzeugt worden. Auch in Absicht auf den Geburtsort geniessen einige eines besondern Vorzugs, andern erweckt derselbe allerhand widrige Zufälle. Ein alter Weltweiser richtete sein Gebet folgendergestalt ein: **Ich danke dir, o GOtt, daß ich in Griechenland gebohren, und kein Barbar geworden bin.** Denn die Ehre und Verachtung, die Unbequemlichkeiten und Vorzüge, welche einem Orte ankleben, kleben auch den Einwohnern des Orts an. Daher werden einige mit Freyheiten, andere ohne Freyheit gebohren; einige geniessen wegen des Geburtsort allerhand Vorzüge, andern aber verursacht derselbe allerhand widrige Schicksale. Es ward ehedem als eine grosse Herr-

Von dem Geburtsort.

lichkeit, und als ein besondrer Vorzug angesehen, wenn man zu Athen oder Rom gebohren war. Daher sagte Paulus, **darfst du wohl einen römischen Bürger geisseln?** weil er zu Tarsen in Cilicien gebohren worden, welche Stadt mit dem römischen Bürgerrecht begabt war. Bey einem andern aber heißt es, er hat kein Recht, worauf er sich berufen kann, denn er muß sich nach seinem Geburtsorte richten. Die Geburt und der Ort derselben macht also einen grossen Theil des menschlichen Geschlechts entweder glück- oder unglücklich, ohne daß die Personen sich dabey des geringsten Verdienstes rühmen, oder auch eines Verbrechens schuldig erkennen können. Man sieht gleichfalls, daß die Geburt und ein blosser Zufall, auch unter unvernünftigen Creaturen einen merklichen, ja fast noch einen grössern Unterscheid, als unter den Menschen verursachen. Ein Hund wird zum Beweis gleichsam durch die Geburt zum Vergnügen und zu beständigen guten Tagen bestimmt. Er wird von dem Frauenzimmer geküßt und gestreichelt, er schläft in ihrem Schooß, und speißt aus ihren Händen, ja er genießt unaufhörlich ein solches Glücke, welches auch nur auf eine kurze Zeit zu besitzen, ein junger Cavalier Leben und Wohlfahrt wagen würde. Ein andrer Hund wird im Gegentheil blos zu dem Ende gebohren, um Winter und Sommer unter ofnem Himmel an einer Kette zu stehen. Hüner, Gänse, Enten, und Tauben, werden

Diese Anmerkung gilt auch von unvernünftigen Thieren.

den insgemein nur zu dem Ende hervorgebracht, um gleich wieder getödtet zu werden. Man läßt ein Schaaf nur so lange leben, als es Wolle und Milch giebt, und eine Kuh wird endlich, wenn sie einige Jahre einen Bauren oder Pachter reich gemacht, den Händen eines Fleischers oder Scharfrichters übergeben. Ein Esel ist, wie der griechische Comödienschreiber, Menander sagt, nach dem einhelligen Zeugnisse, aller Menschen eine unglückselige Creatur. Aber die Schuld ist nicht dem Esel, sondern der Natur beyzumessen, welche dieses Thier zum Esel gemacht hat. Ein Ochs hat bisweilen das Glück, daß er seine Glieder nicht nur unbeschädigt behält, sondern man richtet ihm auch noch ein Serail von einigen Dutzend Weibern und Kebsweibern an, und er ist in dieser Absicht fast den morgenländischen Fürsten oder einem türkischen Kayser ähnlich, und ihre Regierung währt auch oft gleich lange. Die meisten aber werden nicht lange nach ihrer Geburt castrirt, und alsdenn auf die Weide getrieben, um gleich geschlachtet zu werden. Ein Pferd hat zwar das Glück, daß es keines gewaltsamen Todes stirbt, aber sein Leben ist eine beständige Sklaverey, und der letzte Auftritt in der Tragödie, die ein Pferd spielt, besteht oft darinn, daß es eine Mühle ziehen muß, eine Arbeit! zu welcher Ixion und Sysiphus zur Strafe, wegen begangner Missethaten, nach ihrem Tode verdammt wurden. Von geflügelten Thieren ist niemand glücklicher, als ein Storch. Derselbe lebt allenthalben ohne Anfech-

tung, er hat seine gewisse Wohnungen in Sommer und Winter, wie ein grosser Herr, und wird von niemanden verfolgt. Man kann keine andre hinlängliche Ursache dieses besondern Vorzugs geben, als allein diese, weil er ein Storch ist. Wo man nicht behaupten will, daß diese Glückseligkeit des Storchs von der Othodoxie desselben herrühre. Denn es bezeugt der Verfasser der Schrift, die den Titel führt, Buch der Natur, daß der Storch keine andre Oerter mit seiner Gegenwart beehre, als wo der Geistlichkeit die Zehenden ordentlich entrichtet werden. Von vierfüßigen Thieren scheint mir keines glückseliger zu seyn, als eine Katze. Man weiß keine andre Ursache davon anzugeben, als weil es eine Katze ist, wo man nicht mit den Mahometanern den Grund dieses Vorzugs in der hochadelichen Herkunft derselben suchen will. Denn dieselben glauben, daß die erste Katze durch die Nasenlöcher eines Löwen, der einmal in der Arche Noah geniesset, zur Welt gekommen sey. Diese Herkunft aber dürfte einer jeden Katze sehr schwer zu beweisen fallen. Indessen sieht man doch, daß eine Katze, ob sie gleich weder der Bildung noch den Eigenschaften nach, mit einem Hunde, Pferde, oder einen andern Thier in Vergleichung gesetzt werden kann, in einem solchen Zustande lebet, daß nicht nur andre Thiere, sondern auch die Menschen, ja hohe Standespersonen dieselbe desfalls zu beneiden Ursache haben. Sie wird zu keiner Arbeit angehalten, sie ist des Tages müßig, wie ein spanischer Edelmann, des Nachts aber erlustiget sie sich

mit

mit der Jagd auf eine solche Art, daß sie sich mehr als adeliche Freyheiten anmasset. Denn sie jagt auf dem Felde, in umzäumten Oertern, und auf ner Wildbahn, und lebt insgemein so lange, bis sie aus Alter stirbt, ausgenommen in den Ländern, wo man sie besonders futtert, und ihr Fleisch für eine angenehme Speise hält. Ein eben so merklicher Unterscheid äussert sich auch bey den Thieren, in Absicht auf den Ort, wo sie gebohren werden. Es kommt sehr viel darauf an, ob ein Thier in Europa, Asia oder Africa gebohren wird. An den Orten, wo man die Lehre des Pythagoras angenommen, trägt man eine grössere Fürsorge für die Thiere, als für die Menschen. Das Leben eines europäischen Ochsen besteht in zwo Auftritten. Der erste ist, daß man ihn castrirt, und der andre, daß man ihn schlachtet. Ein indianischer Ochse aber wird mit grosser Sorgfalt gepfleget, und lebt solange, bis er aus Alter stirbt; und in Aegypten hatte er ehedem gar das Glück, als ein Gott verehrt zu werden. Man kann also einen ägyptischen und jütländischen Ochsen, als Beyspiele des grösten Elendes, und des grösten Glücks vorstellen. Man sieht daraus, daß diese Anmerkung sich eben sowohl auf die Thiere als auf die Menschen bezieht. Was ich bisher von der Geburt und dem Ort derselben beygebracht habe, solches gilt auch von der Erziehung. Auch diese trägt sehr viel zu dem Glück und Unglück des grösten Theils der Menschen bey. Denn wie ein gesundes Kind durch die Milch einer unge-

Von der Erziehung.

ungesunden Säugamme Schaden leiden kann; so kann auch ein junger Mensch, dem die Natur die herrlichsten Eigenschaften beygelegt, verwildern, und aus der Art schlagen, wenn er das Unglück hat, in die Hände eines ungeschickten Lehrmeisters und Aufsehers zu fallen. Denn dadurch wird alles verkehrt und aufs äusserste verstellt, was die Natur mit dem grösten Fleisse gebildet hat. Man kann ein Kind, wie ein weiches Wachs beugen, und demselben verschiedene Gestalten geben, welche es, wenn es zur Reife und zu männlichen Jahren gelangt, beständig beybehält. Dieses äussert sich hauptsächlich in Absicht auf die Lehrsätze und Meynungen, welche die Menschen, wenn sie ihnen in der Kindheit eingeprägt worden, und nachher Wurzel geschlagen haben, aufs hartnäckigste vertheidigen. Wer einen jüdischen Rabbi zum Lehrmeister gehabt hat, der läßt sein Leben für den jüdischen Glauben, und wer in einer mahometanischen Schule unterwiesen worden, der findet in dem Alkoran eine seligmachende Lehre. Es kommt demnach, bey so bewandten Umständen sehr viel darauf an, von wem ein junger Mensch in der Jugend unterwiesen wird. Manche sind verbrannt worden, weil sie eine Lehre standhaft und aufs äusserste vertheidiget, da sie doch, wenn sie in der Jugend eine andre Unterweisung genossen hätten, wegen eben derselben Lehre andre würden zum Feuer verurtheilet und verbrannt haben.

Von den Umständen

Zu der Ungleichheit, welche man bey den Schicksalen der Menschen be-

bemerkt, trägt auch die Beschaffenheit der Umstände und der Zeit nicht wenig bey. Ein geringes Versehen wird manchen zu gewissen Zeit weit ärger ausgelegt, als ein grosses Verbrechen, und eine That, die man zu einer Zeit bestraft, wird zu einer andern Zeit belohnet. Die Welt rühmt wie ein wankelmüthiges Frauenzimmer heute dasjenige, was sie morgen verdammt. Man kann diesen Satz durch kein besseres Beyspiel, als durch den Zustand in England, unter der Regierung Henrichs des Achten erläutern, wo man zu einer Zeit verbrannt ward, weil man römischcatholisch war, und zu einer andern Zeit den Scheiterhaufen besteigen muste, weil man dem protestantischen Glauben beypflichtete. Mir ist gleichfalls ein solches Exempel bekañt, da ein gewisser Mann seine Rechtssache vor dem Gerichte einzig und allein aus dieser Ursache verlohren, weil dieselbe an einem Donnerstage vorgenommen ward, weil an diesem Tage mehrere Beysitzer als an dem vorhergehenden und folgenden Tagen im Gerichte befindlich waren. Man kann daher sagen, daß viele nicht wegen der von ihnen begangenen That, sondern blos deswegen leiden, und ins Unglück gestürzt werden, weil sie die That zu einer solchen Zeit ausgeübt, da die Welt nicht wohl aufgeräumt gewesen. Und die Astrologi haben daher auf gewisse Art nicht unrecht, wenn sie die Tage im Jahre in glückliche und unglückliche unterscheiden. Eine Hure wird Z. B. oft nicht deswegen bestraft, weil sie eine Hure ist, son-

der Zeit und andern Ursachen.

sondern weil sie zu den Zeiten eines hitzigen Policeymeisters lebet. In meiner Jugend hielt man es eine Zeitlang für eine Geschicklichkeit und Galanterie, einander die Schnupftücher und Tobacksdosen zu stehlen, und man machte sich eben eine solche Ehre daraus, als wenn man einander die Tauben wegfangen konnte. Nicht lange darnach aber sahe man diese Aufführung nicht viel besser als einen groben Diebstahl an. Mancher ist durch eben dieselbe That zu einem grossen Glücke gelangt, wodurch ein andrer ins Elend gestürzt worden.

Ille crucem sceleris pretium tulit hic diadema.

Dieser wird wegen einer Rede belohnt, und jener wird wegen eben derselben Rede gestraft. Hiarno macht einen mäßigen Vers, und gelangt dadurch zur Krone. Eumolpus verfertiget ein Meisterstück, und wird desfalls gesteiniget. Der Unterscheid, welcher in Absicht auf denjenigen beobachtet wird, der eine Sache verrichtet, hat auch in Absicht auf die Zeit statt, da eine Unternehmung ins Werk gesetzt wird. Meine Schriften können in diesem Stücke zu einem merklichen Beyspiele dienen. Eben dieselben Sätze, eben dieselben Meynungen, welche zu einer Zeit unangefochten geblieben, haben zu einer andern Zeit verschiedene Bewegungen verursacht. Die Puncten, welche in meinen moralischen Gedanken am meisten beurtheilet worden, sind in meinen andern Schriften niemanden anstößig gewesen, und ich bin daher auf die Gedanken gefallen, daß vielleicht das Wetter, oder gewisse Einflüsse der Luft eine solche Bewe-

wegung verursachet haben*. Denn es ist sonst schwer zu begreiffen, wie einerley Lehrsätze an eben demselben Orte so verschiedene Wirkungen haben können. Auf solche Art gründet sich der Ruhm, und die Schande, das Glück und das Unglück eines Menschen oft auf die Umstände der Zeit, und da die Welt gleichsam an einem abwechselnden Fieber darnieder liegt, so kommt es mehr auf die Zeit, da eine That geschicht, als auf die That und Handlung selbst an.

Von der Ehe.

Endlich muß man auch noch die Ehen hieher rechnen, die zu den verschiedenen Schicksalen der Menschen nicht wenig betragen, und einem Glückstopfe nicht unähnlich sind. Denn derjenige, welcher oft die beste Wahl zu treffen gedenkt, stürzt sich oft dadurch in das äusserste Unglück. Der Mann muß dem Schicksal seiner Frauen, und die Frau dem Schicksal ihres Mannes folgen. Pfeile, wodurch ein Theil von ihnen getroffen wird, verwundet sie beyde, und man kann also sagen, daß einige Menschen nicht so sehr durch ihre eigne Schuld, als durch die Kraft der Sympathie ins Verderben gerathen. Die Geschichte der beyden ansehnlichen und berühmten Damen, welche gleich folgen werden, geben davon sehr merkwürdige Beyspiele. Denn ihr Unglücke rührte hauptsächlich von der Ehe und von dem Umständen der Zeit her

Jo-

* Die Schrift trat eben damals ans Licht, wie der grosse Comet erschien. Vielleicht hat derselbe eine solche Bewegung verursacht.

Johanna Gray.

Diese Prinzeßinn kann man unter diejenigen rechnen, welche durch den unglückseligen Zustand der Zeiten ins Verderben gestürzt, und als ein Staatsopfer hingerichtet worden. Ihr Vater war der Herzog von Suffolk, und ihre Mutter Francoise Brandon, welcher Henrich der Achte, weil sie aus königlichem Geblüte herstammte in seinem Testamente, nach der Prinzeßinn Elisabeth die Krone zuerkannt hatte. Zu den Zeiten Eduard des Sechsten, ward Johanna Gray mit Guilford Dudley vermählt, einem Sohne des berühmten Herzogs von Nurthumberland, welcher unter diesem Könige der vornehmste Minister war. Der Herzog hatte bey dieser Ehe diese Absicht, die englische Krone nach dem Tode des Königs seinem Sohne zuzuwenden, und sich dadurch in Sicherheit zu setzen, weil er sich von den beyden andern königlichen Prinzeßinnen, und insonderheit von der Prinzeßinn Maria, nicht viel gutes versprach. Der junge König Eduard war eben damals krank, und weil zu seiner Genesung fast keine Hoffnung mehr übrig war: so trieb der Herzog diese Sache mit dem grösten Eifer, und stellte dem Könige für, es sey nur ein einziges Mittel übrig, dem Unglücke vorzubeugen, wodurch England bedrohet würde, wenn die Prinzeßinn Maria auf den Thron ge-

gelangen sollte, und dieses bestünde darinn, daß seine Schwiegertochter von dem Könige zu seiner Nachfolgerinn ernannt würde. Es sey zwar dieses Unglück nicht von der andern Prinzeßinn Elisabeth zu besorgen, die der König liebte, und von welcher man sich vielmehr bereits voraus versprechen könnte, daß dieselbe die angefangene Kirchenreformation fortsetzen würde. Man könnte aber die eine Schwester nicht übergehen, wo man nicht auch die andere zugleich ausschlösse. Es sey also kein andrer Weg übrig, der König müste entweder das Reich der Regierung der Prinzeßinn Maria übergeben, oder auch beyde Schwestern ausschliessen, und Johanna Gray zu seiner Erbin erklären.

Der König Eduard setzt Johanna Gray zu seiner Erbin ein.

Der junge König merkte sein herannahendes Ende, und weil er das angefangene Reformationswerk gerne erhalten und weiter ausbreiten wollte, zugleich aber auch einsahe, daß solches durch die Prinzeßinn Maria würde gehemmet, und endlich gar gedämpft und ausgetilgt werden: so ließ er sich durch die Vorstellungen des Herzogs bewegen, sowohl Elisabeth als Maria zu übergehen, und Johanna Gray zu seiner Nachfolgerinn zu erklären. Wie er diesen Entschluß gefaßt hatte: so ließ er drey von den Richtern des Königreichs zu sich rufen, um eine Acte zu entwerfen, wodurch die Krone Johanna Gray sollte zuerkannt werden. Die Richter begehrten, daß der König ihnen verstatten

möchte,

möchte, diese wichtige Sache vorher wohl zu überlegen, und gaben endlich zu erkennen, daß sie diese Acte nicht ausfertigen, noch sich überhaupt mit dieser Sache bemengen könnten, weil man sie nach dem Tode des Königs als solche Missethäter strafen würde, die sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätten. Diese Erklärung erbitterte den Herzog von Northumberland dergestalt, daß er bereits im Begriff war, Gewalt zu brauchen. Er unterdrückte aber seinen Zorn einigermassen wieder, und rief sie aufs neue zu sich. Endlich liessen sie sich theils durch Drohungen, theils durch Verheissungen von ihm überreden. Nachdem ihnen also ein Freybrief ausgefertiget worden: so faßten sie die verlangte Acte ab, wodurch Johanna Gray die Krone zuerkannt ward. Alle Richter unterzeichneten dieselbe, bis auf einen, Namens Hales, welcher auf keine Art dazu konnte gebracht werden. Alle Glieder des königlichen Raths unterschrieben diese Acte gleichfalls. Der Erzbischoff Cranmer erschien zwar an diesem Tage nicht öffentlich, um von der Unterschrift befreyet zu werden. Doch ließ er sich endlich auch bewegen, als ein Mitglied des Raths seinen Namen gleichfalls hinzuzufügen. Diese wichtige Acte ward in dem Jahre 1553 ausgefertiget.

Nicht lange darauf starb der König Eduard. Der Herzog von Northumberland hatte einige Tage vor dem Tode des Königs einen Befehl von dem Rathe an die Prinzeßinnen Maria und Elisabeth ausfertigen lassen, daß sie sich auf dem Schloß-

Schlosse einfinden sollten, um dem Könige Gesellschaft zu leisten, und in seiner Krankheit beyzustehen. Er hatte bey diesem Befehl die Absicht, sich der Personen dieser beyden Prinzeßinnen zu bemächtigen, und seiner Schwiegertochter dadurch den Weg zum Thron desto leichter zu machen. Die beyden Prinzeßinnen begaben sich auch wirklich auf den Weg; wie sie aber hörten, daß der König bereits in letzten Zügen läge: so reiseten sie wieder zurück, und der Herzog konnte also seinen Endzweck nicht erreichen.

Streit wegen der Erbfolge.

Man merkte gleich, daß das Reich in grosse Unruhe gerathen, und ein bürgerlicher Krieg unvermeidlich seyn würde, da die Prinzeßinn Maria sich auf den letzten Willen Königs Henrichs des Achten berief, der Herzog von Northumberland aber das Recht seiner Schwiegertochter auf die letzte Acte gründete, welche kurz vor dem Tode Eduards aufgerichtet worden. Viele glaubten, daß Johanna Gray und ihre Anhänger in dieser Streitigkeit die Oberhand behalten würden, weil der mächtige Regent, der Herzog von Northumberland dieselben unterstützte, der eine Zeitlang mit einer unumschränkten Gewalt regiert hatte. Jedoch eben dasjenige, was ihre Sache am meisten zu befördern schien, war derselben am allerschädlichsten. Die englische Nation hatte zwar nicht Ursache, von der Johanna Gray etwas wiedriges zu befürchten, denn derselbe war eine von den tugendhaftesten Prinzeßinnen zu den damali-

gen Zeiten. Maria aber war gar nicht angenehm, und hatte unter den vorigen Regierungen verschiedene Merkmaale eines störrigen und eigensinnigen Gemüths blicken lassen. Man sahe auch wohl, daß sie das Reich dem römischen Joche wieder unterwerfen würde. Aber der Haß, welchen sich der Herzog von Northumberland durch seinem Hochmuth, und durch seine Strenge zugezogen hatte, verursachte, daß Maria einen grössern Anhang erhielt, als der Herzog vermuthete.

Diese Prinzeßinn begab sich gleich nach der Provinz Norfolk. Sie ließ, so bald sie daselbst angekommen war, einen Brief an den Rath abgehen, worinn sie sich beschwerte, daß man ihr von dem Tode des Königes keine Nachricht gegeben, da sie doch die nächste zu der erledigten Krone sey. Sie nahm auch den Titel einer Königinn an, und ermunterte durch besondre Schreiben den Adel im ganzen Reiche, ihre Partey zu nehmen. Der Herzog von Northumberland versäumte inzwischen nichts was zur Ausführung seines Vorhabens gereichen konnte. Und weil er glaubte, daß es nicht weiter rathsam sey, seine Absichten zu verbergen: so begab er sich nebst dem Herzog von Suffolk zu der Johanna Gray, um ihr kund zu machen, daß sie vermöge des von dem Könige Eduard aufgerichteten Testaments bestimmt sey, den englischen Thron zu besteigen. Johanna Gray war noch nicht sechszehn Jahr alt; man bemerkte aber schon damals einen ungemeinen Verstand an ihr. Sie hatte von den Anschlägen des Herzogs

nicht

nicht das geringste erfahren, und auf nichts weniger als auf Zepter und Krone gedacht. Daher ward sie über diesen ganz unvermutheten Antrag sehr bestürzt. An statt daß sie das geringste Zeichen eines darüber geschöpften Vergnügens hätte sollen von sich blicken lassen: so antwortete sie vielmehr, daß sie nicht gesonnen wäre, andern das Recht zu rauben, welches ihnen zukäme. Sie bezeugte zugleich, daß die Krone der Prinzeßinn Maria, und nach derselben der Prinzeßinn Elisabeth zugehöre; und weil sie wüste, daß diese Erbfolge in dem Testament Henrichs des Achten festgesetzt worden, so wollte sie sich dieser Anordnung gemäß verhalten. Der Herzog, welcher eine solche Antwort nicht vermuthet hatte, stellte ihr darauf den letzten Willen des Königs Eduards für, welchen der ganze Rath und die höchsten Richter des Reichs gebilliget hätten, woraus sie abnehmen könnte, daß in diesem Stücke nichts gegen die Landesgesetze vorgenommen worden, sondern daß sie die rechtmäßige Erbinn der Krone sey. Die unglückselige Prinzeßinn ließ sich durch diese Gründe bewegen, und es fiel also dem Herzog endlich nicht schwer, sie nach seinem Sinn zu lenken. Dieses aber geschahe doch auf eine solche Art, daß man aus ihrem ganzen Bezeigen, welches sie hierbey blicken ließ, ihre Bekümmerniß und ihr Mißvergnügen sehr deutlich abnehmen, und merken konnte, daß sie ihre

Johanna Gray wegert sich die Krone anzunehmen.

Läßt sich endlich doch überreden.

Einwilligung bloß deswegen ertheilte, weil sie nicht Herz genug hatte, sich den heftigen Anfällen zu widersetzen, wodurch sie bestürmt ward. Der Herzog gab solches auch dem Rathe zu erkennen, daß seine Schwiegertochter so wenig nach einer solchen Hoheit gestrebt, daß sie vielmehr kaum zu bewegen gewesen, dieselbe anzunehmen.

Sobald der Herzog ihre Einwilligung erhalten hatte, so überredete er den Rath, sie nach dem Towr in London zu führen, und daselbst als eine regierende Königinn auszurufen. Man setzte nach diesem gefaßten Entschluß einen gewissen Tag dazu an, und solches war der fünfte Tag nach dem Tode des Königs. Der Brief, welchen Maria an den Rath abgelassen, ward von demselben, jedoch auf diese Art beantwortet, daß sie gar keinen Anspruch auf die Krone machen könnte, weil sie aus einer unrechtmäßigen Ehe erzeugt worden. Zugleich ward ihr angezeigt, daß sie Johanna Gray für eine rechtmäßige Königinn erkennen sollte, welche bereits, und zwar vermöge des von dem König Eduard aufgerichteten Testaments den Thron bestiegen hätte.

Sie wird als Königinn ausgerufen.

Die Proclamation der Johanna Gray geschahe in London mit der gewöhnlichen Pracht, und mit den dabey üblichen feyerlichen Gebräuchen, aber man hörte weder Freudengeschrey, noch einen Glückwunsch, wie doch sonst insgemein bey solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Denn der Pöbel konnte sich in diese unvermuthete Erhe-

bung

hung nicht finden. Und weil der Herzog von Northumberland überdem bey allen verhaßt war, so sahe man dieses als eine List an, wodurch er die Regierung in Handen zu behalten suchte. Es trug sich auch eben damals eine Begebenheit zu, wodurch die Einwohner in London in den einmal gefaßten widrigen Gedanken, gegen den Herzog noch mehr gestärkt worden. Ein Mensch, welcher in einem Wirthshause aufwartete, und einige Schimpfworte bey dieser öffentlichen Ausrufung fallen lassen, ward gleich in Verhaft gezogen, und verurtheilt, daß ihm die Ohren sollten abgeschnitten werden. Der Herzog ließ dieses Urtheil auch an ihm vollziehen. Diese Execution schrieb man der Strenge des Herzogs zu, und die Nation machte daraus den Schluß, was man von seinem Regiment inskünftige zu erwarten hätte. Man kann daher sazen, daß der Beystand, welchen die erwählte Prinzeßinn von diesem Herzog zu haben schien, hauptsächlich, ja fast einzig und allein zu dem Unglück Gelegenheit gegeben, worinn sie nachher gerieth. Denn was ihre eigne Person betraf, so besaß sie grosse Tugenden und Eigenschaften, und war mit einer so ungemeinen Leutseligkeit begabt daß die Nation sich von ihr ein mildes und glückliches Regiment mit dem gröſten Rechte versprechen konnte. Ueberdem hatte der gröſte Theil der Einwohner die Reformation angenommen, und man konnte also hoffen, daß dieselbe sich unter ihrer Regierung immer weiter ausbreiten würde. Die Römischcatholischen aber, welche der Prin-

zeßinn Maria anhiengen, waren weder zahlreich noch in besonderem Ansehen. Jedoch der allgemeine Haß gegen den Herzog, machte alle Anschläge rückgängig, und die Freunde beyder Religionen erklärten sich desfalls für die Prinzeßinn Maria.

Die Einwohner von Suffolk und Norfolk waren die ersten, welche öffentlich die Partey der Prinzeßinn Maria nahmen, und weil diese Fürstinn versicherte, daß sie in Absicht auf die Religion alles in dem Zustande lassen wollte, worinn es gegenwärtig wäre, so fielen ihr noch sehr viele andre zu. Die meiste Unruhe erweckte der Kayser dem Herzog von Northumberland. Denn weil er besorgte, daß der Kayser der Prinzeßinn Maria nach äusserstem Vermögen beystehen möchte, so fertigte er den Shelley unverzüglich mit einem Schreiben an den kayserlichen Hof ab. Der Kayser aber wegerte sich diesem Gesandten Audienz zu ertheilen, und das Schreiben der Johanna anzunehmen, worinn sie ihm ihre Erhebung auf den Thron angezeigt, und um seine Freundschaft angehalten.

Maria erhält den grösten Anhang.

Inzwischen lief von allen Seiten Nachricht ein, daß die Partey der Prinzeßinn Maria immer stärker würde, daß sie bereits an verschiedenen Orten als Königinn ausgerufen worden, und daß sie ein Kriegsheer auf die Beine gebracht, welches sich täglich vermehrte. Durch diese Zeitungen wurden die Anhänger des Herzogs in grosse Bewegung gesetzt.

gesetzt. Der Herzog bemühete sich, unverzüglich eine Kriegsmacht ins Feld zu stellen. Und da er es nicht für rathsam hielt, selbst London zu verlassen, weil seine Abwesenheit böse Folgen nach sich ziehen könnte, so übergab er das Commando dem Vater der jungen Königinn, dem Herzog von Suffolk. Der Graf von Arundel aber, welcher heimlich der Prinzeßinn Maria gewogen war, suchte den Herzog von London zu entfernen, und stellte daher der Johanna für, es sey weit nützlicher, daß der Herzog von Northumberland das Kriegsheer anführte, und daß ihr Vater, der Herzog von Suffolk in London bliebe. Zugleich suchte er auch den Herzog von Northumberland durch allerhand Gründe zu bereden, daß man das Kriegsheer dem Herzog von Suffolk nicht anvertrauen könnte, weil derselbe nicht die Eigenschaften hätte, die dazu erfordert würden. Der Herzog von Northumberland gerieth dadurch in eine solche Ungewißheit, daß er selbst nicht wuste, wozu er sich entschliessen sollte. Seine Gegenwart war zwar bey dem Kriegsheere nöthig; weil er aber die junge Königinn nicht gerne allein dem Rathe überlassen wollte, auf dessen Treue er sich nicht verlassen konnte, der Herzog von Suffolk aber weder Fähigkeit noch Ansehen besaß, die wankende Partey im Zaum zu halten: so war seine Anwesenheit in London gleichfalls unentbehrlich. Endlich faßte er den Entschluß, das Kriegsheer selbst anzuführen, weil er sahe, daß der ganze Ausschlag der Sache auf den Fortgang seiner Waf-

fen gegen die Partey der Prinzeßinn Maria beruhete. Er verließ also den 14 Julius, und zwar in aller Stille, die Stadt, weil kein einziger Einwohner ihn mit einem Glückwunsche begleitete, wie doch bey dergleichen Fällen sonst zu geschehen pflegt. Nach seiner Abreise war es eine Zeitlang ganz stille in London. Denn der Rath war in dem Towr der Stadt gleichsam eingesperrt, und durfte nicht die geringste Bewegung zum Vortheil der Maria machen. Der Bischoff von London, Ridley, hielt zu eben derselben Zeit auch eine Predigt in der Paulskirche, worinn er das Recht der Johanna zur englischen Krone verfochte, und das Unglück vorstellte, was man unter der Regierung der Maria zu besorgen hätte. Inzwischen war der Herzog von Northumberland in einer grossen Verwirrung. Er hatte 6000 Mann zusammen gebracht, und hoffte, daß auf dem Wege noch viele dazu stossen würden. Aber an statt des gehofften Zulaufs verminderte sich sein Kriegsheer täglich. Am meisten wurden seine Anschläge durch folgende Unglücksfälle verrückt. Er erwartete den Ritter Hastings mit 4000 Mann, welcher sich der genommenen Abrede nach mit ihm vereinigen sollte. Er muste aber mit Entsetzen hören, daß sich dieser Hastings für die Prinzeßinn Maria erklärt hätte. Endlich erhielt er auch die Nachricht, daß die sechs Kriegsschiffe, welche er ausgeschickt hatte,

Northumberland sucht die Johanna mit Macht zu beschützen.

Sein Kriegsheer verläßt ihn.

te, in der See zu kreutzen, und Maria zu hindern, wenn sie etwa die Flucht nehmen wollte, dem Beyspiel des Hastings gefolgt wären, und die Partey der Prinzeßinn gleichfalls ergriffen hätten. Diese Zeitungen verursachten, daß der Herzog nach Cambridge zurück gieng, und bey dem Rathe um eine Verstärkung anhielt, welcher aber ganz anders gesinnet war. Denn sobald die Glieder des Raths, welche bisher in dem Towr zu London gleichsam eingeschlossen gewesen, den Herzog von Suffolk überredet, daß er sie in die Stadt gelassen, so nahmen sie die Maske ab, und riefen, nachdem sie durch die Rede des Grafen von Arundel dazu aufgemuntert worden, die Prinzeßinn Maria als Königinn in London aus. Wie dieses geschehen war, so liessen sie dem Herzog von Suffolk wissen, daß er ihnen ohne Verzug den Towr in London einräumen sollte. Zugleich ertheilten sie der Johanna Befehl, den Titel einer Königinn niederzulegen, und sich ihrer Ansprüche auf die Krone zu begeben. Der Herzog räumte ihnen den Towr unverzüglich ein, weil er sich nicht getrauete, das Castel gegen die ganze Stadt zu vertheidigen. Johanna aber legte mit weit grösserm Vergnügen diese Würde nieder, als sie dieselbe ehedem angenommen, und ließ mit Freuden einen Titel fahren, den sie mit Bekümmerniß und Unruhe neun Tage geführet hatte. Gleich darauf fertigte auch der Rath ein Schreiben an den Herzog von Northumberland ab, worinn

Maria wird als Königinn ausgerufen.

ihm anbefohlen ward, das Kriegsheer abzudanken, und sich als einen getreuen Unterthan der Königinn Maria aufzuführen. Endlich wurden gewisse Abgeordnete an die Prinzeßinn Maria abgeschickt, um ihr von allem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben.

Der Herzog von Northumberland ward über alle diese Unglücksfälle so bestürzt, daß er sich mit der Flucht zu retten suchte. Wie er aber in diesem Vorhaben von andern gehindert ward: so suchte er durch seine Demuth und Unterwerfung die Ungnade der Prinzeßinn zu stillen, und rief also dieselbe nicht nur auf dem Markt zu Cambridge als Königinn aus, sondern warf auch seinen Hut zum Zeichen der Freude in die Höhe. Jedoch dieses alles konnte ihn nicht reten; denn er ward an dem folgenden Tage in Verhaft genommen, und nach dem Towr in London gebracht. Auf dem Wege reichte ihm eine Frau ein Schnupftuch, welches in das Blut des Herzogs von Sommerset getaucht war, den er ehedem hinrichten lassen.

Der Herzog von Northumberland wird in Verhaft gezogen.

Nachdem die Prinzeßinn Maria zur Königinn über ganz England erklärt worden: so schritte man gleich zur Verurtheilung des Herzogs von Northumberland. Er führte zwar zur Entschuldigung an, daß er nichts ohne Befehl des Raths vorgenommen, und wandte auch ein, daß diejenigen, welche an dieser That nebst ihm Theil gehabt, nicht seine Richter seyn könnten. Wie er aber damit nicht

durch

durchdringen konnte: so erkannte er sich schuldig, und bat um Gnade. Aber es war keine Gnade zu hoffen, und das Todesurtheil ward den 22 August an ihm vollzogen, ohne daß sein Tod von jemand wäre beklagt worden. Kurz vor der Execution bekannte er dem Bischoff von Worcester, daß er im Herzen stets römisch catholisch gewesen, ob er gleich den Fortgang der Reformation so stark befördert hätte. Ein erschreckliches Exempel der Heucheley! wo man nicht glauben will, daß er dieses Bekenntniß in der Absicht gethan, um dadurch Gnade zu erlangen und das Todesurtheil abzuwenden.

Northumberland wird am Leben gestraft.

Den 3 November ward Johanna Gray nebst ihrem Gemahl, Guilford Dudley, für Gericht gestellt, wo man über sie das Urtheil fällete, daß sie als Verräther sollten gestraft werden. Der Herzog von Suffolk aber, der Vater dieser unglückseligen Fürstinn, ward in Freyheit gesetzt, weil er ein Herr von mäßigen Eigenschaften war, und man glaubte, daß man sich von ihm nichts zu befürchten hätte. Aber diese Vorstellung schlug fehl. Denn wie Maria sich durch ihre harte Regierung bey allen verhaßt gemacht, und insonderheit durch die damals beschlossene Vermählung mit dem spanischen Prinzen Philipp, ein allgemeines Mißvergnügen erweckt hatte: so traten in dem folgenden Jahre einige, auf Anstiften des Thomas Wyat, zusammen, und der Herzog von Suffolk nahm auch Theil an diesem Aufruhr. Die Zusammen-

Urtheil der Johanna Gray.

menverschwornen theilten sich in drey Parteyen, von denen die erste von dem gemeldeten Wyat, die andre von dem Herzog von Suffolk, und die dritte von Pet. Careus angeführt ward. Jedoch Maria behielt die Oberhand, und die Aufrührer wurden gefangen und hingerichtet.

Obgleich die gefangene Johanna an allen diesen Unruhen nicht den geringsten Antheil hatte: so konnte sie dennoch leicht schliessen, daß dieser Aufstand ihrem Leben bald ein Ende machen würde, welches auch geschahe. Denn zween Tage nach der Hinrichtung des Wyats, ließ man ihr und ihrem Manne wissen, daß sie sich zum Tode bereiten sollten. Johanna hatte sich bereits dazu gefaßt gemacht, und hörte daher diese Todesankündigung mit grosser Standhaftigkeit an. Doctor Feckmann überbrachte ihr diese Zeitung, und hatte Befehl, sie zu bewegen, daß sie dem römischen Glauben beypflichten möchte. Er wirkte auch daher aus, daß die Execution noch drey Tage verschoben ward, weil er hoffte, dieselbe in dieser Zeit wieder zur katholischen Kirche zu bringen. Sie gab ihm aber zu erkennen, daß er ihr dadurch gar keinen Gefallen erwiesen. Sie wisse, daß sie als ein Staatsopfer müsse hingerichtet werden, und deswegen sey sie auch bereit, gleich zu sterben. Einige haben zwar geglaubt, daß die Königinn ihr das Leben würde geschenkt haben, wenn sie sich zur Veränderung ihrer Religion hätte entschliessen wollen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieses, insonder-

Ihre Beständigkeit.

derheit nach dem letzten Aufstand des Herzogs von Suffolk, würde geschehen seyn. Wie standhaft sie bey der reformirten Religion beharret, solches erhellet aus dem Briefe den sie an den Hofprediger ihres Vaters, Harding, abgelassen, worinn sie ihm seine Unbeständigkeit und Untreue sehr nachdrücklich zu Gemüthe führet, daß er aus weltlichen Absichten und Vortheilen den Glauben verläugnet, welchen er zu den Zeiten Eduards bekannt und angenommen. Am Abend vor ihrer Hinrichtung, schickte sie ihrer Schwester das griechische neue Testament, welches sie stets bey sich getragen, nebst einem in eben derselben Sprache abgefaßten Briefe, worinn sie dieselbe sehr ernstlich ermahnt, das neue Testament fleißig zu lesen. Den 12 Febr. 1554 brachte man sie zum Gerichtsplatz Nachdem ihrem Gemahl zuerst Ihr Tod. der Kopf für die Füsse gelegt worden, wobey sie gegenwärtig, seyn und eine Zuschauerinn abgeben muste: so ward sie gleich darauf enthauptet. Sie ließ bis auf den letzten Augenblick eine grosse Beständigkeit in der Gottesfurcht, und einen ungemeinen Eifer für die reformirte Religion blicken, und gestund, daß sie einen grossen Fehler begangen, da sie sich überreden lassen, eine Krone anzunehmen, die ihr nicht zugehöret.

Man kann von ihr nicht sagen, was ich von dem Herzog von Northumberland, der sie hierzu verleitet, daß sie nämlich gestorben sey, ohne von jemanden beweint zu werden. Denn hier ward eine Prinzeßinn aufgeopfert, deren Hinrichtung nie-

niemand, auch nicht einmal ihre Feinde, ohne Thränen, und Wehmuth ansehen konnten. Sie war 17 Jahr alt, wie sie starb. Aber man bemerkte bey ihr bereits in diesen jungen Jahren einen ungemeinen Verstand und eine grosse Einsicht. Alle Geschichtschreiber legen ihr diesen Character bey, und bezeugen zugleich, daß sie dem Studiren so sehr ergeben gewesen, und die Wissenschaften mit solchem Eifer getrieben, daß man sie als ein Wunder zu den damaligen Zeiten ansehen können. Sie verstand unterschiedliche Sprachen, als die englische, französische, lateinische und griechische vollkommen, und war dadurch im Stande, solche Schriften zu lesen, die in allen Arten der Wissenschaften geschrieben worden. In diesen gelehrten Sprachen hatte sie es so weit gebracht, daß sie darinn sogar den jungen König Eduard übertraf, welcher mit ihr von gleichem Alter war, und in diesem Stücke auch eine grosse Fertigkeit erlangt hatte. Man schreibt es dem Fleisse des Doctor Elmers zu, daß Johanna Gray in den Sprachen und Wissenschaften so sehr zugenommen, und dieser Mann scheint eben derjenige zu seyn, der nach dem Tode der Koniginn Maria Bischoff in London geworden. Folgendes Beyspiel zeigt, wie eifrig sie den Studien obgelegen. Der Lehrmeister, welcher die Prinzeßinn Elisabeth unterrichtete, fand diese Johanna einmal mit dem griechischen Plato in der Hand, da die ganze Familie zu eben derselben Zeit auf der Jagd war. Er erkundigte sich demnach

Ihr Portrait.

nach bey ihr, wie sie doch zu Hause bleiben könnten, da das ganze Haus sich mit der Jagd erlustigte. Sie aber gab ihm zur Antwort. Es sey die Lust, welche die andern auf der Jagd genössen, nur wie ein Schatten, gegen das Vergnügen, welches sie aus den Schriften des Plato empfünde. Das Stück, welches sie damals las, war der Phoedo dieses Weltweisen. Sie hatte sich auch in der Gottesgelahrheit eine grosse Erkenntniß erworben, und die heilige Schrift sehr fleißig gelesen. Bey allen diesen herrlichen Eigenschaften, welche sie entweder von Natur besaß, oder durch die Erziehung, und ihren Fleiß erlangt hatte, war sie jederzeit demüthig und leutselig, daher sie von allen, und auch von dem Könige selbst geliebt und geehrt ward. Es war unmöglich, wo man nicht alle Empfindungen bereits verlohren, eine junge Prinzeßinn von solchen Eigenschaften ohne Bewegung hinrichten zu sehen. Der Anblick war gar zu kläglich. Sie hatte zwar diese Sünde mit Vorsatz begangen. Wenn man aber zugleich bedenkt, daß sie gleichsam mit Macht gezwungen worden, die Krone anzunehmen, und daß sie in der kurzen Zeit, da sie den Titel einer Königinn geführt, in einem steten Misvergnügen und in einer unaufhörlichen Bekümmerniß gelebt, so kann man sagen, daß man niemals etwas betrübters und kläglichers gesehen, ja daß man sich von einer solchen Königinn, als Maria war, kein Mitleiden und Erbarmen versprechen konnte, welche kein Bedenken trug, so grausam und unbarmherzig mit einer jungen und

tugend-

tugendhaften Prinzeßinn zu verfahren, von deren stillen Aufführung sie doch inskünftige, insonderheit nach dem Tode des Herzogs von Northumberland fast versichert seyn konnte, dem diese unglückselige Fürstinn allein zu einem unschuldigen Werkzeug dienen müssen. Denn Johanna Gray erkannte nicht nur, daß ihr die Krone zur Last und zum Verderben gereichen würde, sondern hatte auch öffentlich, um davon befreyet zu werden, zu erkennen gegeben, daß die Krone der Prinzeßinn Maria zugehöre.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Eleonora Christina.

Geburt und Erziehung der Eleonora

Diese berühmte Dame erblickte auf dem Schlosse Friedrichsburg 1621 den 22 Jul. das Licht der Welt, und ist unter allen Kindern, welche Christian der Vierte in seiner ungleichen Ehe mit der Frau Christine Munk gezeugt, am berühmtesten geworden. Wie sie sieben Jahr alt war, so ward sie nach dem Willen des Königs mit Corfitz Uhlfeld verlobet, welcher damals des Königs Cammerjunker war, und sich durch seine grossen Eigenschaften unter dem ganzen dänischen Adel hervorthat. Nach dieser Verlöbniß hielt ein gewisser sächsischer Fürst, Franz Albert, in ihrem zwölften Jahre um sie an; allein wie vortheilhaft auch

auch diese Partey seyn mochte, und wie sehr sie auch dazu gereizet ward, so wollte sie doch die einmal mit dem Uhlfeld geschlossene Verbindung nicht aufheben. Unterdessen ward sie mit grosser Sorgfalt erzogen, so daß sie nebst dem, was ein Frauenzimmer verstehen muß, auch verschiedene Wissenschaften und fremde Sprachen, als die deutsche und französische, wie auch allerhand Künste lernte, nämlich die Musik, die Rechenkunst, das Zeichnen und dergleichen, worinn sie sowohl durch ihren Fleiß, als vermöge ihrer natürlichen Fähigkeit dergestalt zunahm, daß sie sich unter allen ihren vielen Geschwistern hervorthat, und daher von dem Könige die meiste Liebe genoß. In ihrem 15 Jahre, nämlich den 9 Oct. 1636 ward ihr Beylager mit dem Corfitz Uhlfeld, welcher damals Ritter und Statthalter in Copenhagen war, wirklich vollzogen.

Ihr Beylager mit Corfitz Uhlfeld.

Nachdem sie mit diesem berühmten Manne vermählt war, vertrieb sie sich die Zeit mit allerhand Uebungen. Entweder sie zeichnete, oder übte sich in der Musik auf der Harfe, Flöte, oder andern Instrumenten. Im 21 Jahre ihres Alters fieng sie an, die lateinische Sprache zu lernen, worinn Doctor Sperling der ältere ihr Lehrmeister war. Sie lernte damals auch italienisch, worinn sie von ihrem Gemahl selbst unterwiesen ward, und faßte das eine wie das andre mit unglaublicher Geschwindigkeit. Sperling der jüngere bezeugt, daß sie von der Fähigkeit gewesen, daß sie auf ein-

mal ein Lied singen, ein andres schreiben, und auf alles acht geben können, was im Hause vorgegangen.

Sie folgte dem Uhlfeld auf seinen meisten Gesandtschaften, als nach Holland 1646, und gleich darauf nach Frankreich. Nach England reisete sie aber allein, und 1649 gieng sie mit ihrem Herrn wieder nach Holland. Durch diese und darauf folgende Reisen lernte sie die Welt kennen, erlangte eine Erkenntniß von Staatssachen, und kam wegen ihres Verstandes und ihrer Einsicht auch bey den fremden in Ansehen. Die spanische Sprache fieng sie an zu lernen, als sie sich in Stralsund aufhielt, und ihr Mann wies ihr bisweilen, wenn er Gelegenheit hatte, den Grund dazu; so daß sie in dem folgenden Jahre 1654 darinn so fertig war, daß sie ein kleines spanisches Buch, welches den Titel führte: Matthias de los Royos, ins dänische übersetzte. Ihre Fertigkeit im französischen, erkennt man aus ihrer Uebersetzung des einen Theils von dem Roman, Cleopatra genannt, und im deutschen, aus verschiedenen deutschen Versen, die sie gemacht hat. Von ihrer Klugheit und Beredsamkeit legte sie eine besondere Probe an den Tag, als sie vor Gericht einmal Uhlfelds Sache vertheidigte.

Ihr Verstand und ihre Gelehrsamkeit.

Dieses mag von ihrem natürlichen Verstande und ihrer Wissenschaft genug gesagt seyn. Was ihr Leben betrifft, so ist dasselbe nach dem Tode ihres Vaters Christian des

Anfang ihrer Tragödie.

Vier

Vierten, gleichsam eine Kette von lauter Elend. So lange als dieser glorwürdigste König lebte, waren die von ihm mit der Frau Christine Munk erzeugten Kinder in Ansehen; Eleonora aber ward von dem Könige vor allen andern geliebt, und Uhlfeld hatte es also nebst seiner grossen Fähigkeit und ungemeinem Verstande, auch seiner Gemahlinn zu danken, daß er die gröste Gewalt im Reiche erhalten. Dadurch wurden sowohl die rechtmäßigen Kinder des Königs, als auch der übrige dänische Adel gegen die Partey und Freunde des Uhlfelds aufgebracht. So lange der König lebte, stellte man sich gegen dieses mächtige Haus freundlich, sobald aber dieser grosse König entschlafen war, so brach das Feuer aus, welches so lange in der Asche verborgen gelegen.

Eleonora hatte bisher nebst ihren Geschwistern, wie ihre Mutter, Frau Christine Munk den Titel Gräfinnen zu Schleswig Holstein geführt, und waren zugleich mit ihr in das öffentliche Kirchengebet, gleich nach den königlichen Prinzen und Prinzeßinnen eingeschlossen. Da die Mutter 1630 in Ungnade kam, so ward ihr dieser Titel abgenommen, und sie erhielt den Befehl, sich nur Frau Christine zu Boller zu nennen. Ich finde aber doch nicht, daß des Königs Liebe dadurch gegen die Kinder und insonderheit gegen die Eleonora vermindert worden, welche, so lange der König lebte, in einem grossen Ansehen war. Aber sobald Friedrich der Dritte, den Abnahme Thron bestieg, so fieng ihre Sonne des Uhlfeldi-

schen Hauses unter Friedrich dem Dritten.

an, ziemlich verdunkelt zu werden. Uhlfeld sahe dieses nebst seiner Gemahlinn vorher, und aus dieser Ursache bemühete er sich, da der Thron erledigt war, den königlichen Prinzen, von der Nachfolge auszuschliessen. Er glaubte damit desto leichter durchzudringen, weil er des Reichs Hofmeister war, und sich selbst als das Haupt des Adels, ja als ein Zwischenkönig, während der dieser Thronerledigung ansahe. Jedoch der Ausfall stimmte mit seinen Gedanken nicht überein. Denn eben die grosse Gewalt, welche er sich anmaßte, bewafnete den ganzen Adel gegen ihn, daß Prinz Friedrich einhellig zum Könige angenommen ward.

Die erste Probe der Kaltsinnigkeit, welche der neue Hof und die neue regierende Königinn Sophia Amalia, gegen Eleonora blicken ließ, äusserte sich darinn, daß ihr von höchstbemeldter Königinn verboten ward, mit ihrer Carosse nicht gerade auf den Schloßhof zu fahren, wie zuvor geschehen war.

Ursache der Kaltsinnigkeit des neuen Hofes.

Diese Königinn war insonderheit auf diese Dame, wegen ihrer Aufführung zu den Lebzeiten des hochseligen Königs sehr erbittert, und ward darinn noch mehr durch die Schwierigkeiten bestärkt, welche das uhlfeldsche Haus ihrem Gemahl bey Erledigung des Throns verursachte. Endlich ward durch eine sonderbare Begebenheit Oel ins Feuer gegossen, die sich kurz vor der Krönung der Königinn zutrug, und welche

che ich als eine seltene und bisher verborgene Geschichte, meiner dänischen Reichshistorie einverleibt habe. Ein Künstler, welcher sonst insgemein Kunstkaspar genannt ward, und zu Lyngby wohnte, verfertigte die Krone der Königinn, welche bey dem bevorstehenden Krönungsfeste sollte gebraucht werden. Etliche Tage aber vor der Krönung, sprach die Madame Uhlfeld, als sie durch Lyngby reisete, in Kunstkaspars Hause ein, und verlangte die Krone zu sehen. Als man ihr nun die Krone zeigte, nahm sie dieselbe, und setzte sie auf ihr Haupt, um zu sehen, wie sie ihr liesse. Aber sie fiel ihr vom Haupte auf die Erde, und nahm Schaden, indem ein grosser Edelstein, welcher mit darinn gesetzt war, in Stücken brach. Ob die Madame Uhlfeld solches vorsetzlicher Weise gethan, oder ob es aus Unvorsichtigkeit geschehen, kann man nicht für gewiß sagen. So viel ist ausgemacht, daß ihre vorherige Aufführung nothwendig zu diesem Argwohn Anlaß geben muste. Kunstkaspar ließ dem Könige gleich in geheim Nachricht davon geben. Weil aber Se. Majest. damals noch nicht für rathsam ansahe, mit dem mächtigen uhlfeldischen Hause zu brechen, so befahl er dem Kunstkaspar davon zu schweigen, und die Krone in aller Stille wieder auszubessern.

Die Sachen blieben also noch eine Zeitlang unverändert, und man bemerkte kein Merkmaal einer offenbaren Ungnade gegen das uhlfeldsche Haus; sondern Uhlfeld ward vielmehr 1649 als Ambassadeur nach Holland geschickt. Davon will

ich hier nicht reden, weil dabey nichts vorgefallen, was zur Geschichte der Eleonora gehöret. Dieses will ich nur blos anführen, daß Uhlfeld bey seiner Rückkunft kaltsinnig empfangen ward, daher er auch nebst seiner Gemahlinn, eine Zeitlang nicht bey Hofe erschien.

So waren die Umstände beschaffen, als die bekannte Begebenheit mit dem Walter und der Dina ausbrach, und die merkwürdige Aussage gegen das uhlfeldsche Haus geschahe, wovon alle Geschichtschreiber Meldung thun. Obgleich diese Sache mit solchem Erfolg getrieben ward, und Uhlefeld die gröste Befriedigung erlangte, so verließ er doch ganz unvermuthet das Reich, und segelte auf einer holländischen Galliote nebst seiner Gemahlinn nach Holland. Es geschahe dieses so heimlich, daß weder seine Majestät, noch jemand von seinen Freunden, das geringste davon wuste, ehe und bevor man aus Holland davon Nachricht erhielt. Uhlfeld begab sich hierauf nebst seiner Gemahlinn nach Schweden, und verlangte den Schutz der Königinn Christina. Ehe er aber eine Antwort erlangte, lebte er zwischen Furcht und Hoffnung, und seine Gemahlinn gieng allenthalben verkleidet durch die Gassen in Stockholm, zur Verwunderung der ganzen Stadt. Die Königinn Christina nahm endlich den Uhlfeld nicht nur in ihren Schutz, sondern ertheilte ihm auch den 26 Sept. 1651 Audienz, und erlaubte, daß

Sie entflieht nebst Uhlfeld aus dem Reiche.

Ihre Aufführung in Schweden.

daß Madame Uhlfeld ihr an dem folgenden Tage in Mannskleidern, ihre Aufwartung machen durfte. Diese Unterredung wirkte so viel, daß die Königinn ihnen bewilligte, was sie verlangten, und der Madame Uhlfeld auf dem Schlosse Zimmer einräumte, um daselbst ihr Kindbette zu halten, indem sie damals eben schwanger war.

Ich übergehe hier die fernern Schicksale des Uhlfelds, da seine Güter in Dännemark eingezogen wurden; und er selbst durch die harte Vertheidigungsschrift, welche er herausgab, seine Sache noch mehr verschlimmerte. Ich will mich auch bey der Aufführung nicht aufhalten, welche er gegen den dänischen Gesandten, Juul in Stockholm blicken ließ, weil dieses alles nicht eigentlich zu der Geschichte seiner Gemahlinn gehöret. Nur dieses will ich anmerken, daß Eleonora an allen seinen Widerwärtigkeiten Theil hatte, und ihm aus einem Lande ins andre, und aus einem Gefängnisse ins andre folgte. Durch den rothschildschen Frieden ward Uhlfeld, bekanntermassen, wieder in den vorigen Stand gesetzt, wie aber der Krieg zwischen Dännemark und Schweden aufs neue angieng, so hielt er sich mit seiner Gemahlinn zu Malmö auf, welche Stadt, so wie ganz Schonen, durch den Frieden an Schweden war abgetreten worden. Er gerieth bey den Schweden in Verdacht, als wenn er Malmö den Dänen verrathen wollte, wozu sie aus einigen aufgefangenen Briefen Anlaß nahmen, wiewohl einige meynen, daß solches von den Schweden, die sich für dieses Man-

nes allzuhohen Geist fürchteten, erdichtet worden, um seiner los zu werden, und sich zugleich seines Vermögens zu bemächtigen, welches er mit nach Schonen gebracht hatte, wie auch der vortreflichen sehfeldischen Bibliothek, welche dem berühmten Georg Sehfeld zugehöret hatte, und von Carl Gustav dem Corfitz Uhlfeld war verehret worden. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er in Malmö gefänglich angehalten wurde.

Eleonora vertheidiget seine Sache vor dem schwedischen Gericht.

Man ernannte gewisse Commissarien, diese Sache zu untersuchen, und Uhlfeld sowohl als seine Gemahlinn desfalls zu befragen. So lange dieser Proceß währte, stellte sich Uhlfeld, als ob er vom Schlage gerührt wäre, und blieb stumm, und zwar mit solcher Beständigkeit, daß man, wie viele Mühe man auch anwendte, doch nicht ein Wort aus seinem Munde bringen konnte. Weswegen seine Gemahlinn Eleonora vor Gericht erschien, und seine Sache mit einer ungemeinen Beredsamkeit vertheidigte. Ehe aber noch der Proceß geendiget ward, flohe Uhlfeld nach Seeland. Aber die Umstände waren ihm in Dännemark eben so wenig als in Schweden geneigt. Denn da man eben damals in Dännemark an dem grossen Suverainitätswerke arbeitete, und der Hof ihn als den gefährlichsten Mann bey diesem Zustande des Reichs ansahe, so ward er erstlich auf das Schloß Rosenburg in Verwahrung gesetzt. Nachher aber

aber brachte man ihn nebst seiner Gemahlinn nach Bornholm, allwo sie neun Monate und 13 Tage beysammen gefangen gehalten wurden, und einander bedienten. Ihre erste Gefangenschaft auf Bornholm.

Hernach aber sassen sie von einander abgesondert, wie Madame Uhlfeld selbst in ihren nachgelassenen Handschriften bezeuget. Die Ursache zu dieser Absonderung mag wohl der Anschlag gewesen seyn, den Uhlefeld sich mit der Flucht zu retten, ausführen wollte; worinn er aber ergriffen und nachher genauer als zuvor verwahret ward. Der Obriste Fuchs, welcher Commendant daselbst war, bewies sich in diesem Arrest keinesweges als ein gelinder Befehlshaber gegen seine Gefangenen, worüber Uhlfeld den grossen Haß auf diesen Mann warf, dessen Wirkung man aus der Geschichte Uhlfelds sehen kann. Daß sich inzwischen die Gefangenen über Fuchsens Strenge beschwert, das erkennt man daraus, weil der Graf von Ranzow nach Bornholm geschickt ward, um solches zu untersuchen. Diesem Ranzow klagte Uhlefeld seinen schlechten Zustand, und erbot sich, alle Bedingungen einzugehen, welche der König verlangte, wenn er nebst seiner Gemahlinn wieder in Freyheit möchte gesetzt werden. Durch Fürbitte des Grafen von Ranzow und andrer, kam es denn auch so weit, daß ihm die Freyheit mit dieser Bedingung versprochen ward, daß Uhlfeld sich verpflichten sollte, niemals etwas vorzunehmen, das Sr. Majest. zum Nachtheil gereichen könnte, und nicht ohne Erlaubniß aus dem Reiche zu reisen;

vielweniger in fremde Dienste zu gehen. Man sagt, daß Uhlfeld, ehe er diese Verpflichtung von sich gegeben, seine Gemahlinn um Rath gefragt, und daß diese darauf geantwortet habe:

Rebus in aduersis facile est contemnere mortem
Fortius ille facit, qui miser esse potest.

Endlich bequemte er sich doch eine Abbitte zu übergeben, welche zu Hammershus den 17 Oct. 1661 unterzeichnet war, wie auch dieselbe durch einen zu Kopenhagen den 22 Dec. in eben demselben Jahre ausgestellten Revers zu bekräftigen, woraus man sieht, mit welchen Bedingungen Uhlfeld wieder zu Gnaden angenommen worden.

Uhlfelds Anschlag wird offenbart und bestraft.

Auf solche Art gelangte Uhlfeld wieder zu seiner Freyheit. Aber sein ungezäumter Muth ließ ihm nicht zu, die Früchte von dieser königlichen Gnade einzuerndten. Denn da der König in sein Begehren gewilliget, und ihm die Erlaubniß ertheilt, nach Aken ins Bad zu reisen, so ließ er erstlich den vorigen Commendanten zu Bornholm, den Obristen Fuchs, der sich damals zu Brügge in Flandern aufhielte, durch einen von seinen Söhnen umbringen, und hierauf suchte er einen gefährlichen Anschlag gegen den König und das Reich auszuführen, wesfalls ihm in seiner Abwesenheit das Leben abgesprochen, und dieses Urtheil auch an seinem Bilde vollzogen ward.

Kurz vorher, ehe dieser gefährliche Anschlag gegen das Reich kund gethan ward, war Madame Uhl-

Uhlfeld nach England geschickt worden, eine Summe Geldes einzufordern, welche Uhlfeld dem Könige Carl dem Andern in seiner Landflüchtigkeit vorgestreckt hatte. Allein anstatt bezahlt zu werden, ward sie auf des dänischen Ministers Verlangen von diesem Könige in Verhafft genommen. Dieß geschahe zu Dower den 9 Jul. 1663, wie Eleonora in ihren nachgelassenen Schriften selbst bezeuget. Der dänische Minister hielt hierauf ferner an, daß sie möchte ausgeliefert werden, welches der König Carl zwar öffentlich abschlug, unter der Hand aber versprach er, daß es ihm nicht allein frey stehen sollte, sich ihrer Person zu bemächtigen, wenn sie aus der Festung gienge, sondern er wolle auch selbst Gelegenheit dazu geben. Es währte nicht lange, daß man Gelegenheit dazu fand. Denn

Andre langwierige Gefangenschaft der Madame Uhlfeld.

sie ward gleich darauf ergriffen, und nach Kopenhagen geführt, wo sie den 8 Aug. 1663 anlangte, und in den blauen Thurm gesetzt ward. Auf solche Art kam der König Carl der Andre davon, daß er seine Schuld nicht bezahlen durfte, aber er muste auch dafür viele Nachrede der Leute leiden, welche diese seine Aufführung gegen eine fremde und so ansehnliche Dame, die ihm in seiner Noth die Hände gereicht, mit den heslichsten Farben abmahlten. Hingegen hatte der König Friedrich recht, sich der Person dieser hochmüthigen Dame zu bemächtigen, insonderheit, weil man sie im Verdacht haben konnte, daß

sie

sie an dem letzten Anschlag ihres Gemahls Theil genommen.

Sobald sie nach Kopenhagen gekommen war, so brachte man sie auf das Schloß, wo ihr die Königinn Sophia Amalia durch eine Kammerjungfer ihre Kleider ausziehen, und ihre Perlen und Juwelen abnehmen ließ. Von da führte man sie nach dem blauen Thurm, wo sie viele Jahre gefangen saß. Hier machte sie mit ihren eignen Händen unterschiedliche künstliche Arbeiten, unter andern einen Becher von Thon, der auf drey Knöpfen stand, mit einem Deckel oben darauf. Auf dessen Boden schrieb sie einige Worte, welche sie dem Könige Friedrich gerne vor die Augen bringen wollte, welches auch bey folgender Gelegenheit geschahe. Der König fragte einmal den Schloßpräsidenten Liebknecht, womit sie sich des Tages über beschäfftigte; dieser antwortete, **sie macht Becher.** Als nun der König einen von solchen Bechern zu sehen verlangte, so ward er, nachdem er denselben genau betrachtet hatte, endlich die Schrift gewahr, die auf dem Boden stand, und sagte daher zu dem Praesidenten: **Sie ist klüger wie du.** Allein ihr Gefängniß ward dadurch nicht gemildert, und dieses konnte auch nicht geschehen, so lange die Königinn Sophia Amalia lebte, weil höchstgedachte Königinn auf die uhlfeldsche Familie, und insonderheit auf diese Eleonora eine ganz besondre Ungnade geworfen hatte. Unter andern Merkwürdigkeiten, welche

Ihre Aufführung in der Gefangenschaft.

von

von dieser berühmten Dame erzählt werden, ist auch diese, daß sie etwas von ihres Mannes Blute durch eine Oeffnung an ihrem Arm mit dem ihrigen vermischet, und dadurch eine solche Sympathie zuwege gebracht hatte, daß sie in ihres Gemahls Abwesenheit sehen konnte, was ihm begegnete. Als das Gerüchte gieng, daß Uhlfeld gestorben sey, so versicherte sie in ihrem Gefängnisse zu wiederholten malen, daß nichts daran wäre. Als er aber endlich 1664 wirklich mit Tode abgieng, so sagte sie es dem Könige gleich, ehe noch sonst jemand Nachricht davon erhalten hatte. Daß dieses gewiß geschehen sey, solches bezeugen Leute, die noch vor einiger Zeit gelebt, und Madame Uhlfeld gekannt haben, wiewohl solches nicht Kraft der durch eine Vermischung oder Transfusion des Blutes zuwege gebrachte Sympathie geschehen, wie Madame Uhlfeld selbst bezeugt, die zugleich auch vielen andern Erzählungen widersprochen, welche in gedruckten Büchern sowohl von ihr als ihrem Herrn gefunden werden. Vielleicht haben die Söhne des Uhlfelds ihr heimlich von dem Tode ihres Vaters Nachricht gegeben, welcher eine Zeitlang allen andern unbekannt gewesen.

Eleonora saß also in einem harten Gefängniß, nicht allein unter der Regierung des Königs Friedrichs, sondern auch noch lange hernach. Sie hatte kein Messer, sondern an dessen statt ein Stück Bein oder scharfen Knochen, und kein anders Licht, als was von einem Fenster oben am Boden hereinfiel, welches man öfnete, um den Rauch hinauszulas-

zu lassen, weil an dem Ofen keine Röhre war. Die nachher regirende Königinn, Charlotta Amalia, hatte gleich Mitleiden mit dieser Staatsgefangenen, und wünschte ihre Freyheit, wiewohl sie solche wegen der verwittweten Königinn nicht sogleich erlangen konnte, daß Eleonora also nach ihrer eignen Aussage 23 Jahre gefangen sitzen muste. Sie verfertigte unterdessen verschiedene künstliche Arbeiten, welche sie der regierenden Königinn überbringen ließ, unter andern machte sie einen Beutel worauf folgende deutsche Verse von lauter Perlen künstlich ausgestickt waren:

Deine Gnade, deine Güte
Tröstet Herze und Gemüthe
Gönne mir auch den Gewinn:
Reich mir deine Gnadenhände
Löse mich von meinen Bänden
Gnadenreiche Königinn.

Wodurch sie dennoch dieses erhielt, daß man ihr ein grösseres Fenster machen, und einen Windofen in ihr Zimmer setzen ließ.

Ihre Befreyung.

Endlich ward sie im Jahr 1685 wieder auf freyen Fuß gesetzt, welches sie selbst auf dem Altartuche, das sie in die Klosterkirche zu Maribö verehrte, bezeuget. Sobald sie ihr Gefängniß verließ, zog sie in das Haus ihrer Schwestertochter, der Fräulein Lyndenow, beym Canal, welches nächst an das Pfarrhaus des Hauptpastors an der Holmskirche stößt. Aber sie blieb daselbst nur drey Tage, weil die ganze Stadt dahin stürmte, sie zu sehen. Sie

begab sich also nach Uttersleſ, allwo sie bis Michaelis wohnte, da ihr der König Christian der Fünfte Maribö mit einem jährlichen Gehalt non 1500 Rthlr. zu ihrer Wohnung einräumte. Kurz darauf verehrte sie der Mariböerkirche ein Altartuch von weissen Taft, worauf ein weitläuftiges und zugleich zierliches Gedicht gestickt war, welches sich folgendergestalt anfängt:

Den store Verdens Alt sit skabte Grænd-
ser satte
Gav Viden viße Tiid. Hvo kand hans
Allmagt fatte?
Han mengler tungt og lett ved Fingers
mægtig Kraft
Bedænkte Heeden med en Ledske Drik-
kes Saft ꝛc.

d. i.

GOtt schuf die grosse Welt mit abgemeßnen Grenzen
Und mit bestimmter Daur. Erstaunenswürdge Allmacht!
Er mischte schwer und leicht, durchs Fingers mächtge Kraft
Vermählte mit der Hitz ein löschend kaltes Naß ꝛc. *

Ausser diesen hat sie noch verschiedene andre Verse gemacht, welche zum Beweise dienen, daß sie unter

* Siehe die deutsche Uebersetzung der dänischen Reichshist. des Hrn. Holbergs Th. III. S. 614.

ter den besten dänischen Dichtern der damaligen Zeiten einen Platz behaupten können. Sie hat auch ein Werk von einigen berühmten Damen verfertiget. Otto Sperling der jüngere, welcher ihr selbst bey diesem Werke an die Hand gegangen, berichtet, daß es den Titel geführt, Preis der Heldinnen. Unter ihren vielen Gedichten, ist insonderheit eines auf einen alten Hund, der Cavalier hieß, merkwürdig. Dieser alte Hund ward von einem Marder gebissen, und daher auf der Königinn Sophia Amalia Befehl, zu der Gräfinn ins Gefängniß geschickt, daß sie ihn wieder heilen sollte, welches sie auch that. Auf diesen alten Hund machte sie ein artiges dänisches Gedichte, worinn sie ihn redend einführet, als einen der sein veränderliches Glück und Schicksal am Hofe beschreibt und hernach erzählt, was er endlich für einen Lohn bekommen. Sie zielte damit auf ihren Mann, welcher so oft mit vieler Gefahr und Beschwerlichkeit dem Reiche Dienste und Nutzen geleistet, aber ihrer Einbildung nach übel dafür belohnet worden. Dieses künstliche Gedicht fängt sich an

Alt Gammel er foragt, det kastes til en Side,
Var det end Guld og Solv; man gierne Nyt kand lide.

d. i.

Alles Alte wird verachtet, und man wirft es auf die Seite.

Wär

Wär es auch gleich Gold und Silber,
man hat immer gern was neues*.

Obbenannter Sperling bezeugt gleichfalls, daß sie ein Lustspiel verfertiget, und solches 1688 den 27 Febr. vor sich in ihrem eignen Hause spielen lassen.

Wie sie in dem Kloster Maribö angekommen war, so ließ sie ihre älteste Tochter, Anna Catharina, welche in Flandern wohnte, und des Herrn Viigli de Cassettes nachgelassene Wittwe war, zu sich kommen. Diese Dame gleichte ihrer Mutter am Verstande am meisten, sie hatte sehr viele Bücher gelesen, und war in allen schönen Wissenschaften wohl erfahren.

Ihr Tod und Character.

Endlich gieng diese berühmte Dame 1698 den 16 März in einem hohen Alter mit Tode ab; und ward den 6 April desselbigen Jahres in der Mariböer Kirche begraben. Sie war eine von den berühmtesten Damen in dem vorigen Jahrhundert, sowohl in Absicht auf ihre Scharfsinnigkeit, als auch wegen ihrer seltenen und wunderbaren Schicksale. Hatte sie sich in ihrem Wohlstande durch den Ehrgeitz blenden und verleiten lassen, so büßte sie diese Sünde durch eine dreymalige Gefangenschaft, wovon die letzte und härteste 23 Jahre währte. Ob sie von dem letzten gefährlichen Anschlag ihres Gemahls gegen den König und das Reich Nachricht gehabt, das kann man nicht gewiß sagen. Es scheint aber doch, daß man sie deswegen haupt-

* Siehe eben daselbst S. 615.

hauptsächlich strafbar angesehen. Niemand wird zwar läugnen, daß die Pflicht und Liebe, welche man seinem Könige und Vaterlande schuldig ist, grösser sey als die, womit eine Frau ihrem Manne verbunden ist. Allein man muß doch auch dabey gestehen, daß diese heroische Tugend, nämlich seinen eignen Mann aus Liebe gegen das Vaterland zu verrathen, zu unsern Zeiten sehr rar, und fast unbekannt ist. Die beständige und stetswährende Ungnade, welche die Königinn Sophia Amalia gegen die Madame Uhlfeld hegte, scheint noch andre besondre Ursachen gehabt zu haben, die ihre eigene Person betroffen, und vornehmlich in einer Verachtung bestanden, welche sie gegen die Königinn sowohl vor als nach der Krönung blicken lassen. Und dieses ist es, was der Madame Uhlfeld am meisten kann zur Last geleget werden. Kurz man traf bey dieser Gräfinn, wie bey den meisten grossen und seltnen Geistern, eine Vermischung von Tugenden und Lastern an. Sie war von der Natur mit so vielen und ungemeinen Eigenschaften versehen, daß man sie für ein Meisterstück der Natur halten kann. Man findet sehr wenige Damen in den Geschichten, welche mit einer grössern Klugheit, Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Beständigkeit und Gedult in widrigen Zufällen begabt gewesen. Das grosse Ansehen, worinn sie zu den Zeiten des Königs Christian des Vierten stand, da sie die Lust und das Vergnügen des ganzen Hofes war, machte ihr die darauf erfolgte Kaltsinnigkeit unerträglich. Ihre Vermählung

mit

mit einem hochmüthigen und unruhigen Manne, legte gleichsam ihren Tugenden Fesseln an, und sie konnte sich daher ihrer grossen natürlichen Eigenschaften, nicht zu ihrem Nutzen bedienen. Wenn sie zu einer andern, und nicht so gefährlichen Zeit gelebt hätte, und mit einer andern Familie wäre verbunden worden, so würde sie ein Muster sowohl der Tugend und Frömmigkeit, als auch der Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit gewesen seyn.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Vergleichung.

Diese beyden Damen hatten, wie aus ihren Geschichten erhellet, verschiedenes mit einander gemein. Sie stammten beyde aus königlichem Geblüte her. Sie waren beyde durch ihre Vermählungen mit den mächtigsten Häusern verbunden. Sie waren beyde die Lust und das Vergnügen königlicher Höfe. Sie waren beyde durch ihre Ehen unglücklich, und geriethen dadurch ins Verderben. Die Umstände der Zeit waren der einen nicht weniger als der andern entgegen. Sie besassen beyde von Natur grosse Eigenschaften, und hatten beyde eine männliche Auferziehung genossen. Sie verstunden beyde die Sprachen der Gelehrten, und hatten in verschiedenen Wissenschaften eine grosse Vollkommenheit erlangt. Sie waren beyde in ihrem Leben grossen Unglücksfällen unterworfen. Denn die erste starb öffentlich durch

die Hand des Scharfrichters, und die andre muste eine dreymalige Gefangenschaft ausstehen, von denen die letzte 23 Jahr währte. Ihre betrübten und widrigen Schicksale geben also eine reiche Materie zu den beweglichsten Tragödien, und man kann ihre Geschichte, insonderheit die Historie der Johanna Gray nicht ohne Thränen und Wehmuth lesen. Das klägliche Ende dieser jungen Prinzessinn, welche in der Tugend und Frömmigkeit vor allen Damen ihrer Zeit den Vorzug hatte, und in ihrem 17 Jahr ohne die geringste Schuld hingerichtet ward, muß nothwendig die empfindlichste Bewegung und das zärtlichste Mitleiden erwecken. Der Fall der Gräfinn von Uhlfeld kann auch zum Theil den Umständen der Zeit und ihrer unglücklichen Ehe zugeschrieben werden. Ich sage mit Bedacht zum Theil, weil ihre eigne Aufführung an den widrigen Schicksalen, die sie erlebte, zugleich Theil hatte. Ich erkühne mich nicht, die Madame Uhlfeld zu beschuldigen, daß sie an den Anschlägen, und andern Bezeigen ihres Herrn Theil genommen, aber man trifft in ihrer Geschichte verschiedene Merkmaale eines solchen Hochmuths und Ehrgeitzes an, welcher den damaligen gefährlichen und bedenklichen Zeiten, gar nicht gemäß war, und es ist wahrscheinlich, daß sie sich nicht wie Johanna Gray, die Krone würde haben mit Thränen aufs Haupt setzen lassen, wenn ihr dieselbe wäre angeboten worden. Sie sind also in diesem Stücke von einander unterschieden, daß der Fall der ersten allein von den Umständen der Zeit, das

Un-

Unglück der andern aber ausserdem auch noch von ihrer eignen Aufführung herrührte. Wenn Johanna Gray mit Recht fragen konnte, quid merui, oder worinn besteht mein Verbrechen? so konnte Eleonora allein sagen, Tantum non merui, oder so groß ist mein Verbrechen nicht, so viel habe ich nicht verschuldet. Beyde aber haben doch eine gleiche Beständigkeit in ihren Widerwärtigkeiten blicken lassen. Die erste gieng dem Tode wie eine Heldinn entgegen. Die andre ertrug eine langwierige und schimpfliche Gefangenschaft mit einer ungemeinen Gedult; und es ist also schwer zu bestimmen, welche von beyden am meisten verdiene bewundert zu werden. Es ist allerdings eine heroische Tugend, und insonderheit bey einem jungen Frauenzimmer, mit einem standhaften und unverzagten Geiste den Richtplatz zu betreten, aber es ist nicht weniger heldenmüthig für eine hochmüthige und ehrgeitzige Dame, wenn dieselbe die äusserste Verachtung ohne Murren erträgt, in einem schimpflichen und langwierigen Gefängniß alle Widerwärtigkeiten freudig erduldet, und ihr Leiden als ein Mittel ansieht, ihre vorigen Fehler zu verbessern und auszusöhnen. Ja man kann sagen, daß diese Gefangenschaft, der Madame Uhlfeld gleichsam zu einem Fegfeuer gedienet. Hatte dieselbe Fehler, wie sie ins Gefängniß gieng, so konnte man sie fast als eine Heilige ansehen, wie sie dasselbe wieder verließ. Denn von der Zeit an, da sie auf freyen Fuß gesetzt ward, bis an den Tag ihres Todes, war sie ein vollkomm-

nes Muster der Gottseligkeit und Tugend. Dieser Ruhm wird ihr von allen, und insonderheit von der Fräulein Anna Uhlfeld beygelegt, welche noch vor kurzer Zeit lebte, und mit der Gräfinn Eleonora Christina seit der Zeit ihrer Befreyung, beständig umgegangen.

Man sieht also, daß diese beyden Damen, welche so viele Unglücksfälle erduldet, ein wahrer Schmuck des weiblichen Geschlechts zu ihren Zeiten gewesen. Johanna Gray hatte fast gar keine Fehler, denn man findet in ihrem Leben nicht das geringste, welches den geringsten Tadel verdiente. Aber bey der Gräfinn von Uhlfeld scheint, wie bey den meisten grossen Geistern eine Vermischung der Tugenden und Laster, jedoch auf solche Art gewesen zu seyn, daß die Tugenden die Laster überwogen, und endlich völlig besiegt haben. Ich vergleiche die erste mit einem schönen Angesicht, welches gar keinen Fehler und keine Flecken hat, die andre aber mit einem weit schöneren Antlitz, woran man jedoch einige Flecken wahrnimmt. Denn wenn man die Fähigkeit, den Geist, die Klugheit und Gelehrsamkeit der letztern erwegt, so kann man sie unter die grossen Heldinnen rechnen, welche die Natur hervorgebracht hat. Wie Uhlfeld an Einsicht und Gemüthsgaben keiner Mannsperson zu seinen Zeiten etwas nachgab, so wich seine Gemahlinn auch in diesem Stücke keinem andern Frauenzimmer. Dieses wird von allen einhellig bestättiget, und eben dadurch gerieth sie auch am meisten in Verdacht. Denn man konte nicht begreiffen,

daß

daß sie die gefährlichen Anschläge des Uhlfelds nicht sollte gewußt haben, und daß ein Mann einer mit solchen Eigenschaften prangenden Gemahlinn etwas sollte haben verbergen können.

Maria die Erste
und
Maria die Andre
Königinnen von Engaland.

Einleitung.

Einige, unter denen sich auch der berühmte Bayle befindet, haben behaupten wollen, daß die Religion in die Sitten der Menschen einen geringen Einfluß habe; weil die Erfahrung zeige, daß die Menschen nicht nach ihren eignen Grundsätzen lebten, sondern vielmehr ihren Lüsten und Leidenschaften folgten. Es kann dieses freylich von vielen gesagt werden, bey denen es heißt: Video meliora proboque, deteriora sequor; oder, ich sehe und billige das Gute, aber ich folge dem Bösen. Denn wenn alle und jede ihrem Glauben gemäß lebten, und ihren eignen Grundsätzen folgten, so würden alte und schwache Leute, welche von einem bessern Leben nach dieser Vergänglichkeit über-

Ob die Menschen nach ihren eignen Grundsätzen leben.

zeugt sind, bey der Ankunft des Todes nicht erzittern, so würden andre sich nicht in allerhand Arten der Wohllust herum welzen, und ein kurzes und unvollkommnes Vergnügen, einer ewigwährenden und vollkommnen Freude vorziehen, so würden einige Menschen nicht aus einem eitlen Ruhme die wahre Ehre aufopfern, und mit Gefahr des Leibes und der Seelen in einen Zweykampf treten, um einem erdichteten und sogenannten Point d' honneur eine Genüge zu leisten, so würden endlich andre ihren eigentlichen guten Namen und Ruhm nicht preis geben, um einen blossen Titel zu erwerben, den sie doch selbst für eitel und vergänglich halten, u. s. f.

Die Meynung des Herrn Bayle in diesem Stücke muß eingeschränkt werden.

Obgleich dieses also bey sehr vielen eintrifft, so kan man es doch nicht von allen, und nicht einmal von den meisten sagen; denn die Erfahrung bezeugt gleichfalls, daß die meisten guten und bösen Handlungen bey sehr vielen Menschen aus den Sätzen und Meynungen entspringen, welche einmal bey ihnen Wurzel geschlagen haben. Ja man sieht, daß eben dieselbe Leidenschaft bey zwoen Personen öfters aus dieser Ursache zwo mit einander streitende Wirkungen hervorbringet. Bey den alten Griechen und Römern war dieser Satz allen und jeden von der ersten Kindheit an eingeprägt, daß die gröste Ehre eines Bürgers darin bestünde, wenn er sein Leben und seine Glieder für das Vaterland wagen könnte. Es ist aus den Geschich-

ten

ten hinlänglich bekannt, was für wunderbare und grosse Unternehmungen durch diesen Satz gewirkt, und wie viele, ja fast allen Glauben übersteigende Heldenthaten dadurch zuwege gebracht worden. Viele stritten deswegen mit einander, wer sein Leben zuerst zum Nutzen des Vaterlandes lassen sollte, die Eltern ermordeten ihre liebsten Kinder aus eben dieser Ursache, ja sogar die Weiber und die zärtlichsten Jungfrauen verachteten nicht nur den Tod, und giengen der Lebensgefahr unerschrocken entgegen, sondern schändeten auch ihre eigne Leiber, und riefen dabey aus, non dolet, Ich empfinde keine Schmerzen. Was die Lehrsätze des Lykurgs bey dem lacedämonischen Volke ausgerichtet, solches erhellet aus unglaublichen Beyspielen. Damatria, eine lacedämonische Dame, erwürgte ihren Sohn, der aus einer Feldschlacht zurück kam, mit eigner Hand, wie sie hörte, daß er in derselben nicht tapfer gefochten hatte. Eine andre Dame in Lacedämonien, schickte ihre fünf Söhne in den Streit. Nach der Schlacht fragte sie jemanden, wie es abgegangen sey? Wie derselbe antwortete, daß alle ihre Söhne umgekommen wären, so sagte sie, **Ich will nicht wissen, wie es meinen Söhnen ergangen: sondern wie die Schlacht ausgefallen.** Und da sie hörte, daß die Lacedämonier die Oberhand behalten, so sagte sie, **das ist genug. Nun ist mein Kummer gestillt.** Noch eine andre Dame gab

Solches wird durch die Erfahrung bewiesen.

ihrem Sohne, der in den Krieg ziehen wollte, einen Schild mit diesen Worten, η ταν η επι ταν. „Entweder diesen, oder auf diesem. Komm entweder mit diesem Schilde zurück, oder laß dich „auch auf demselben liegend wieder nach Hause tragen." Aus diesen Beyspielen sieht man, was die Unterweisung der Jugend, und die derselben in den ersten Jahren eingeprägten Lehrsätze für eine grosse Wirkung nach sich ziehen. Durch die Meynungen, welche die alten nordischen Völker ihren Kindern beyzubringen pflegten, wurden hohe Standespersonen aufgemuntert und angetrieben, sich durch die Seeräuberey hervor zu thun. Man sahe dieselbe als einen Zierrath und Schmuck in dem Leben eines Menschen an, und niemand ward für würdig gehalten, ein hohes und wichtiges Amt zu bekleiden, wo er sich nicht vorher durch ein solches Handwerk Ruhm und Ehre erworben hatte.

Ein gleicher Grundsatz ist der Zunder zu den wichtigsten Unternehmungen der grösten Helden gewesen. Die Ilias des Homers, worinn ein Achilles, ein Hector, ein Diomedes, ein Ajax und andre als die vollkommensten unter allen Menschen, abgebildet und vorgestellt werden, und welche man jungen Prinzen als ein symbolisch Buch angepriesen, hat ihnen einen falschen Begriff von der Ehre und der Erlangung eines grossen Namens beygebracht, daß sie die Zerstörung der Stätte, die Bezwingung der nahgelegenen Länder, und immerwährende Kriege als die grö-

sten,

sten, ja fast als die einzigen Zierrathen in den Geschichten der Regenten angesehen haben. Dadurch wurden Alexander, Cäsar, Cingiskan, Tamerlan und andre zu unaufhörlichen Feldzügen aufgemuntert. Deswegen hielten sie einen jeden Stillstand für eine Schmach, und glaubten, daß derjenige seinen Namen und Ruhm beflecke, der sein Schwerd niederlegte.

Einige Völker aber haben im Gegentheil einen andern Lehrsatz angenommen, welcher mit dem vorigen streitet, und darinn bestehet, daß nichts einen Menschen so sehr verunreinige und beflecke, als das Blutvergiessen, wenn man auch nur unvernünftige Thiere tödtete. Daher hat man wahrgenommen, daß die Menschen sich selbst aufgeopfert haben, um das geringste Thier zu retten, und daß sie sich selbst lieber hinrichten lassen, als daß sie hätten zugeben sollen, daß ein Schaaf oder Lamm wäre geschlachtet worden. Man findet davon in den alten Historien verschiedene Beyspiele, und in Persien sind noch einige Leute, welche diesem Satze gemäß handeln, der ihnen von ihren Lehrern eingeprägt worden.

Der Hochmuth und die Begierde nach Ruhm und Ehre, welche bey zween Personen gleich groß seyn kann, kann dennoch in dieser Absicht ungleiche, ja mit einander streitende Wirkungen hervorbringen. Diogenes war vielleicht eben so hochmüthig als Alexander der Grosse. Da aber der eine in seiner Jugend gelernet hatte, daß man sich dadurch groß und

Gleiche Leidenschaften können unberühmt

gleiche Wirkungen hervorbringen.

berühmt machen müste, daß man Länder besiegte, und alle andre unter die Füsse trete; der andre aber in seiner Schule andre Lehrsätze gefaßt, und gehört hatte, daß die rechte Ehre eines Menschen in der Verachtung der weltlichen Ehre, in Leiden, in Schmach und Armuth bestehe, so brüstete sich der eine eben so sehr mit seinen Widerwärtigkeiten, als der andre mit seinen Siegen. Und vielleicht hat Diogenes geglaubt, daß ihm der Titel des Grossen, wegen seiner Gedult und Standhaftigkeit im Unglück mit weit grösserm Rechte, als dem macedonischen Könige zukäme, obgleich derselbe seine Siege und Länder fast nicht zählen konnte. Man urtheilet insgemein von den Neigungen der Menschen nach ihren Handlungen, aber dieses Urtheil kann fehl schlagen. Denn zwo Personen, welche die Natur auf eine Art gebildet, können streitige und verschiedene Handlungen ausüben. Die Hauptleidenschaft des ältern Cato und des Cäsars, war ohne Zweifel der Ehrgeitz, und sie waren beyde unstreitig in gleichem Grad hochmüthig. Der erste that sich durch Mäßigkeit und Strenge hervor, weil die Ausübung dieser Eigenschaften der Orthodoxie der damaligen Zeiten gemäß war, und man sich dadurch den Weg zur Hoheit bahnte. Cäsar aber war verschwenderisch und flüchtig, weil eine solche Aufführung am besten mit den zu seinen Zeiten angenommenen Lehrsatzen überein kam. Wer weiß, ob nicht Lucullus, der ein Muster der Verschwendung war, eben wie Curius

rius bey dem Schorstein würde gesessen, und Rüben gespeiset haben, wenn er zu den Zeiten des Curius gelebt hätte, wo man durch ein stilles und mäßiges Leben zur Ehre und Hoheit gelangte.

Man kann also aus den Thaten und Unternehmungen der Menschen von ihren natürlichen Eigenschaften nicht allemal ein gewisses Urtheil fällen. Denn die Menschen richten sich nicht nur nach der Zeit und dem Orte, nach angenommenen Sätzen und herrschenden Meynungen, sondern verläugnen sich auch selbst, und wissen ihre Natur so sehr zu dämpfen und zu verbergen, daß sie diejenigen Eigenschaften nicht zu haben scheinen, welche sie doch wirklich besitzen.

Was die Erziehung der Jugend für Wirkungen hat.

Insonderheit haben die Lehren, welche der Jugend eingeprägt werden, und die Sätze, welche bey der Auferziehung Wurzel schlagen, in die Handlungen der Menschen einen grossen Einfluß, und daher können zwo Personen, welche gleiche Eigenschaften von Natur besitzen, ein ungleiches Leben führen. Aus dieser Ursache ist den Christen vor allen andern Dingen am meisten daran gelegen, daß der Jugend gute und tugendhafte Grundsätze beygebracht werden, und die Lehrer ihren Untergebenen die Irrthümer zeigen mögen, worinn so viele Menschen gerathen sind, welche die Tyranney und Blutbegierde mit einer christlichen Sorgfalt und mit einem apostolischen Eifer vermengen. Man findet, daß die weichlichsten und am meisten zum

Mit-

Mitleiden geneigten Menschen, ja ganze Nationen aus dieser Ursache ihre eigne Natur verschworen, und aus einem übelgegründeten Religionseifer alle Menschlichkeit und alles Mitleiden verbannet haben. Da ich von meiner Jugend an aus der Lesung der Geschichte die kläglichen Folgen bemerket, welche aus einem ungegründeten und unbedachtsamen Religionseifer entstanden sind, so habe ich bey aller Gelegenheit denselben zu mäßigen und zu bestreiten gesucht. Sollte man etwa glauben, daß meine Mäßigung in diesem Stücke aus andern Ursachen herrühre, der darf nur einige von meinen Schriften lesen, welche ich bereits vor dreyßig Jahren geschrieben, so wird man überzeugt werden, daß dieses allemal mein Hauptsatz gewesen, und daß ich eine hitzige Orthoxie, insonderheit wenn man sie in Uebung bringt, für die gefährlichste unter allen Ketzereyen gehalten, weil die Sittenlehre Christi, die uns beständig zum Mitleiden und zur Sanftmuth ermahnet, dadurch aus den Augen gesetzt, und unter die Füsse getreten wird.

Man kann diese Sache durch kein Beyspiel besser erläutern, als durch die Geschichte der beyden Prinzeßinnen, welche gleich folgen werden. Sie waren beyde gottselig, eifrig und redlich. Sie waren beyde zugleich tiefsinnig, und konnten eine Sache sehr zu Herzen nehmen. Weil sie aber ungleichen Grundsätzen folgten, so ist das Leben der ersten durch viele grausame und blutige Unternehmungen verstellt worden, das Leben der andern

aber

aber dienet den Geschichten zu einem Zierrath. Die ältere Maria glaubte, daß Zwang und Verfolgungen die grösten Merkmaale eines christlichen Eifers wären, und übte in einer guten aufrichtigen und redlichen Absicht solche Grausamkeiten aus, welche bis zur Barbarey giengen, daher sie auch den Namen einer tyrannischen und blutdürstigen Königinn erhalten. Die jüngere Maria aber glaubte, daß der Gewissenszwang der Moralität und dem Christenthum entgegen sey, daß man keine grössere Probe von einem christlichen Eifer ablegen könne, als wenn man den spanischen und römischen Eifer verdammte, und daß die Pflicht des Christenthums erfordere, mehr mit Sanftmuth als durch Macht die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen. Daher ist sie unter die besten Regenten gerechnet worden, und ihr Andenken ist noch bey den Nachkommen im Segen. Die Materie war hier bey beyden gleich, aber die Bildungen waren verschieden. Denn wie ein Künstler aus einem Metall die Gestalt eines Menschen, eines Thiers und einer Pflanzen bilden kann, wie ein Bildhauer und Tischler aus einem Holze, wie der Poet sagt, einen Gott oder eine Bank schnitzen kann, (Scamnum siue Priapum) so können auch die Menschen, welche die Natur mit gleichen Eigenschaften begabt, durch den Unterricht und durch die Erziehung auf verschiedene Art zubereitet und gebildet werden. Nun will ich mich zu den Geschichten dieser beyden Fürstinnen wenden.

Maria

Maria die Erste
Königinn von England.

Schicksale der Königinn Maria in ihrer Jugend.

Diese Prinzeßinn, welche der König Henrich der Achte von England mit der spanischen Infantinn Catharina zeugte, erblickte das Licht der Welt den 18 Febr. 1515. Weil sie in Ermangelung eines Prinzen als die Erbinn der englischen Krone angesehen ward, so führte sie den Titel einer Prinzeßinn von Wallis. Dieses dauerte bis auf die grosse und merkwürdige Veränderung, die ihre Mutter betraf, von welcher sich der König bekanntermassen entweder aus einem Gewissenstriebe, oder aus Unbeständigkeit, oder wegen einer neuen Liebe durchaus scheiden lassen wollte. Wie derselbe endlich auch dieses Vorhaben 1533 ins Werk setzte, und sich mit Anna Bullen vermählte: deren Leben ich in dem ersten Theile dieser verglichenen Geschichte S. 242 beschrieben, und daselbst auch die Gründe beygebracht habe, welche den König dazu bewogen; so muste die Prinzeßinn Maria gleichfalls die Folgen dieser Veränderung empfinden. Denn sie ward von derselben Zeit an, als ein unechtes Kind angesehen, weil sie, wie man damals sagte, aus einer unrechtmäßigen Ehe gebohren worden.

Man

Man hielt also die Prinzeßinn Elisabeth, die der König mit Anna Bullen zeugte, für die Erbinn der englischen Krone. Wie aber Heinrich der Achte nach einigen Jahren auf seine neue Gemahlinn wegen ihrer Untreue einen Verdacht warf, und dieselbe sogar enthaupten ließ, so geriethen beyde Schwestern dadurch in einen gleichen und betrübten Zustand. Der König zeugte nachher in seiner neuen Ehe mit Jane Seymour einen Prinzen, der den Namen Eduard erhielt. Dadurch schien die Hoffnung dieser beyden Prinzessinnen, nach dem Tode ihres Vaters zur Krone zu gelangen, völlig zu erlöschen. Nichts destoweniger richtete der König vor seinem Tode ein Testament auf, worinn er verordnete, daß Eduard ihm in der Regierung folgen, und wenn derselbe keine Leibeserben hinterliesse, sodann die englische Krone auf die Prinzeßinn Maria, und endlich auf die Prinzeßinn Elisabeth fallen sollte.

Testament Heinrich des Achten.

So lange Anna Bullen lebte, war Maria in schlechtem Ansehen, und ward sehr hart gehaltin, theils weil sie nach der Geburt der Prinzessinn Elisabeth ihrer Stiefmutter ein Dorn in den Augen war, theils auch weil sie durch eine beständige Widersetzlichkeit den König gegen sich aufgebracht hatte, indem sie die von ihm in der Religion vorgenommenen Veränderungen durchaus nicht billigen wollte. Wie aber

Ihre Aufführung zu den Zeiten dieses Königs.

durch den Fall der Anna Bullen ihre Hoffnung zur Succeßon wieder zu steigen anfing, so bemühete sie sich, des Königes Gnade zu gewinnen, und bequemte sich daher in allen Stücken nach seinem Willen. Sie ward in dieser Aufführung selbst durch die römische Partey bestärkt, die den König dadurch zu bewegen hoffte, die Erklärung wegen ihrer Geburt zu wiederrufen, welches auch geschahe.

Wie auch zu den Zeiten Eduard des Sechsten.

Nach dem Tode Henrich des Achten und unter der Regierung ihres Bruders, Eduards, ward ihr Zustand wieder verschlimmert, weil sie fest bey der römischen Religion beharrte. Der Protector des Reichs, welcher währender Minderjahrigkeit des Königes die Regierung in Händen hatte, und die Reformation in England einführte, konnte sie weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, einen Fußbreit von ihrem altem Glauben abzuweichen, und deswegen ward sie von der Regierung mit ungünstigen Augen angesehen. Weil sie aber eine Schwester des regierenden Königes war, und man ihre Rache besorgen muste, wenn sie selbst zur Regierung gelangte, so wollte man sie nicht mit Gewalt zur Reformation zwingen, sondern erlaubte ihr vielmehr, die freye Uebung ihrer Religion an ihrem eignen Hofe.

Streit wegen der Erbfolge.

In diesen Umständen befand sie sich, als ihr Bruder, der König Eduard ohne Leibeserben mit Tode ab-

abgieng. Nach dem Testament Henrichs des Achten war sie die nächste zur Krone. Aber Eduard der Sechste hatte kurz vor seinem Tode Johanna Gray zu seiner Nachfolgerinn erklärt, wovon die Umstände bereits in der Historie dieser Fürstinn beygebracht worden. Maria war nur noch eine halbe Tagereise von London entfernet, weil sie eingeladen worden, zum Könige zu kommen, und demselben in seiner Krankheit beyzustehen: sie ward aber von dem Grafen von Arundel gewarnet, nicht weiter zu reisen, weil der Rath, auf dessen Zureden der König sie von der Nachfolge ausgeschlossen, alle Mühe anwendete, ihrer Person habhaft zu werden. Sie begab sich deswegen nach der Provinz Suffolk, und gab durch öffentliche Schreiben zu erkennen, daß sie von dem Tode des Königs, und von den bösen, gegen sie gefaßten Anschlägen Nachricht habe. Zugleich ermahnte sie den Rath davon abzustehen, und sie zur regierenden Königinn zu erklären.

Wie die Minister dieses merkten, so eilten sie destomehr mit der Erhöhung der Johanna Gray, und riefen dieselbe gleich darauf als eine regierende Königinn aus. Man gab der Prinzeßinn Maria davon Nachricht, und zeigte ihr an, daß solches kraft des von dem Könige Eduard aufgerichteten letzten Willens geschehen sey. Maria aber verstärkte sich in einer kurzen Zeit dergestalt, daß sie die Oberhand behielt, und in demselben Jahr triumphirend in

Maria erhält einen großen Anhang.

London einzog. Diese und andre Umstände übergehe ich hier, weil solche bereits einmal von mir in dem Leben der Johanna Gray sind angeführt worden. Man hatte billig Ursache sich zu wundern, daß Maria einen so allgemeinen Beyfall fand, da doch Johanna Gray eine so tugendhafte Prinzeßinn war, und nicht nur von dem Rathe unterstützt ward, sondern auch den mächtigen Minister, den Herzog von Northumberland zum Schwiegervater hatte. Aber eben diese Verwandschaft, welche ihre Stärke zu seyn schien, beförderte ihren Fall, weil der Herzog von Northumberland unter dem König Eduard gar zu strenge regiert hatte. Daher traten nicht nur die Römischgesinnten, sondern auch die Protestanten zu der Partey der Maria, obgleich die letztern wohl wusten, daß sie eine Feindin der Reformation war, und sich also von ihrer Regierung nicht viel gutes versprechen konnten. Man suchte aber aus zweyen Uebeln das kleinste zu erwählen.

Ursache dieses grossen Beyfalls.

Maria hatte übrigens von Natur verschiedene gute Eigenschaften. Sie war beständig, und aufrichtig, und hatte ein hohes und edles Herze. Aber diese Tugenden und Vorzüge wurden durch eine angebohrne tiefe Schwermuth wieder verdunkelt, welche verursachte, daß sie die Widerwärtigkeiten nicht vergessen konnte, welche ihr wiederfahren waren. Dadurch ward sie auch zur Rachbegierde verleitet, welche sie aus falschen Re-

Religionssätzen mit der Pflicht und dem Eifer des Christenthums vermengte. In den Streitigkeiten, welche ihre Eltern mit einander hatten, hielt sie beständig die Partey ihrer Mutter, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der König darüber so erbittert ward, daß er auch den Entschluß faßte, sie als ein aufrührisches und widerspenstiges Kind öffentlich hinrichten zu lassen. Sie ward deswegen von ihrer Mutter, die von diesem Vorhaben Nachricht erhielt, in einigen Schreiben ermahnet, dem Könige in allen Dingen, ausgenommen in Religionssachen nachzugeben. Ihre Mutter ermahnte sie gleichfalls, daß sie sich einige Ergötzlichkeiten machen, und unter andern auch auf die Musik legen möchte, um ihre natürliche Schwermüthigkeit dadurch einigermassen zu vertreiben. Aber diese Vermahnungen richteten nur sehr wenig aus, und deswegen verharrte der König bey seinem Entschluß. Sie würde auch gewiß hingerichtet worden seyn, wenn der Erzbischoff Cranmer solches nicht durch seine kräftige Vorbitte hintertrieben hätte. Daß sie sich nach der Hinrichtung der Anna Bullen wieder bey ihrem Vater einzuschmeicheln suchte, geschahe allein aus dieser Ursache, damit er sie nicht von der Nachfolge in der Regierung ausschliessen möchte.

Aus dieser Aufführung, und insonderheit aus dem Abscheu, welchen sie zu den Zeiten Eduards für die Reformation bezeugte, konnten die englischen Protestanten leicht den Schluß machen,

daß ihr Regiment das gelindeste seyn würde. Aber die Furcht, welche der Herzog von Northumberland ihnen allen eingejagt hatte, verursachte, daß auch die Protestanten zu ihrer Partey traten, insonderheit, da sie versprach, in Absicht auf die Religion alles in dem gegenwärtigen Zustande zu lassen. Sie schien auch im Anfange, ihr Versprechen zu halten: wie aber der Herzog von Northumberland hingerichtet war, und sie ihren Thron befestiget hatte, so nahm sie die Maske ab, und überlegte mit denen ehedem abgesetzten, nunmehr aber von ihr wieder zurückberufenen römischen Bischöffen, wie die catholische Religion wieder könnte in England eingeführt werden. Unter denen waren die vornehmsten Gardiner, den sie gleich zu ihrem Kanzler machte, und Bonner, welche beyde alle diejenigen eifrig verfolgten, die der römischen Kirche nicht beypflichteten. Wie die Protestanten dieses merkten, so verliessen sie in grosser Anzahl das Reich.

Maria wird Königinn in England.

So waren die Umstände beschaffen, wie die Königinn ein neues Parlament zusammenrufen ließ. Man hätte denken sollen, daß sie dadurch in ihrem Vorhaben würde gehindert werden, weil das vorige Parlament unter Eduard dem Sechsten die römische Religion abgeschafft hatte. Aber man merkte, daß dieses neue Parlament eben so eifrig catholisch war, als das vorige protestan-

testantisch gewesen. Ein merkwürdiges Exempel! woraus man den grossen Einfluß der englischen Regenten in die Parlamenter abnehmen, und zugleich sehen kann, wie wenig man sich auf dieselben verlassen könne. Denn man findet, daß das nach dem Tode der Maria unter der Königinn Elisabeth gehaltene Parlament, wieder eben so protestantisch geworden, als es zu den Zeiten Eduards gewesen. Solche Veränderungen weiß die Geschicklichkeit der Regenten zuwege zu bringen, welche sich bemühen, daß die Gevollmächtigten, die von den Gemeinen zu dem Unterparlamente ernannt werden, nach dem Sinne des Hofes seyn mögen. Diese Staatsschwachheit hat die englische Nation zwar durch verschiedene strenge Verordnungen heben wollen, es ist aber diese Bemühung stets fruchtloß gewesen. Abbildung der englischen Parlamenter.

Man sieht, daß dieses Parlament, welches von der Königinn Maria zusammen berufen ward, willig gewesen, alles wieder umzustossen, was das vorige angeordnet, daß es also dieselbe Nation nicht mehr zu seyn schien. Der erste Punct, welcher vorgenommen ward, betraf die Ehescheidung des Königs Henrichs des Achten von seiner Gemahlinn Catharina. Man erklärte dieselbe für ungültig, und stellte das Geburtsrecht der Prinzeßinn Maria wieder her. Und weil daraus nothwendig floß, daß die Prinzeßinn Elisabeth aus einer unrechtmäßigen Ehe

gebohren worden, so ward dieselbe nicht mehr als eine Schwester der Königinn angesehen.

Die Anordnungen des Königs Eduards werden wieder aufgehoben.

Hierauf nahm man sich für, alle Anordnungen zu wiederrufen, welche Eduard der Sechste in Absicht auf die Religion gemacht hatte. Dieselben wurden auch wirklich alle einhellig wieder aufgehoben, und man fand für gut, daß von dem 20 Dec. des Jahrs 1553 weiter kein Gottesdienst, als allein derjenige statt haben sollte, welcher bereits vor der Regierung Eduards des Sechsten gebräuchlich gewesen.

Unter denen, auf welche die Königinn insonderheit ihr Absehen gerichtet hatte, war der Erzbischoff von Canterbury, Cranmer, weil dieser Mann, zu der Einführung der Reformation in England das meiste beygetragen. Er ward daher sowohl in dieser Absicht, als auch weil er die Acte mit unterzeichnet hatte, wodurch Maria von der Nachfolge ausgeschlossen worden, zum Verräther erklärt, ob er gleich der Königinn vorstellte, daß er sich sehr lange gewegert, ehe er diese Schrift unterschrieben.

Maria sucht die römische Religion wieder einzuführen.

Wie diese Veränderung in Rom ruchtbar ward, so machte sich der Pabst gleich Hoffnung, das ganze Land wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen, und fertigte deswegen den berühmten Commendon nach England ab, um diese Sache mit der Königinn Maria

ria zu überlegen. Commendon fand sich in einer verstellten Kleidung in London ein, und die Königinn eröfnete ihm in einer geheimen Unterredung ihre Gedanken, daß sie den Entschluß gefaßt, das ganze Reich wieder unter des römischen Stuhls Bothmäßigkeit zu bringen. Sie sey aber genöthiget, diese wichtige Sache mit der äusserstен Behutsamkeit anzugreiffen. Commendon reisete mit dieser Antwort wieder zurücke, und hatte einen Brief von der Königinn bey sich, worinn dieselbe dem Papst Julius dem Dritten ihren Gehorsam gegen den römischen Stuhl versicherte. Zugleich hatte Maria dem Commendon aufgetragen, bey dem Pabste anzuhalten, daß derselbe den Cardinal Polus nach England schicken möchte, um dieses grosse Werk völlig zu Stande zu bringen.

Es ist unmöglich, die darüber in Rom entstandene Freude auszudrücken. Der Cardinal Polus würde sich auch unverzüglich eingefunden haben, wenn der Kanzler Gardiner solches nicht durch den Kayser Carl den Fünften verhindert hätte. Denn weil er selbst nach der erzbischöflichen Würde zu Canterbury strebte, so besorgte er, daß der Cardinal Polus ihm daran hinderlich seyn möchte. Der Kayser arbeitete damals an einer Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Königinn Maria, um dadurch Spanien und England mit einander zu verbinden. Gardiner stellte deswegen dem Kayser für, daß der Cardinal Polus, dem die Königinn besonders geneigt

sey, durch seine Ankunft diesen Tractaten allerhand Hindernisse in den Weg legen könnte. Der Kayser hielt also den Cardinal von einer Zeit zur andern von dieser Reise zurücke.

Unterhandlung wegen der Vermählung der Königinn Maria mit dem spanischen Prinzen.

Inzwischen ward diese Vermählung aufs äusserste getrieben, und Gardiner hielte es für nöthig, daß die Königinn sich durch eine so mächtige Verbindnng bestärkte, ehe sie das grosse Werk angriffe, und England mit dem römischen Stuhl wieder öffentlich vereinigte. Wie aber diese Vermählung mit dem spanischen Prinzen ausbrach, so gerieth das ganze Land in Bewegung, und das Unterparlament fertigte seine Sprecher, nebst noch zwanzig andern Parlamentsgliedern ab, um die Königinn zu ersuchen, von diesem Vorhaben abzustehen. Dieses verursachte, daß sie gleich das Parlament aufhob, und der Kayser schickte 1200000 Rthlr. nach England, um dadurch die königlichen Minister zu bestechen, damit dieselben diese Sache möchten befördern helfen.

In dem Anfange des folgenden Jahres 1554 langte der Graf von Egmont nebst andern Gesandten in London an, welche der Kayser ernannt hatte, die Vermählung seines Sohnes zu Stande zu bringen. Man bediente sich in dieser Absicht des Kanzlers Gardiners, als des bequemsten Werkzeuges, welcher für gut fand, die Ehepacten auf eine solche Art einzurichten, daß solche

che von dem Parlament könnten bestättiget werden. Er ließ zugleich mit einfliessen, daß die Spanier nicht zu wichtigen Aemtern in England sollten gelassen werden, weil er gern allein regieren wollte. Die Ehepacten wurden also auf diese Art entworfen, und hiernächst auch von dem Parlament gebilliget. Die spanischen Gesandten liessen sich alles gefallen, weil sie glaubten, daß der Prinz Philipp, wenn er er nur erst König in England geworden, mit der Zeit schon die höchste Gewalt an sich ziehen, und sich wenig an die harten Artikel in diesen Ehepacten kehren würde. Das ganze Land war inzwischen mit dieser Vermählung unzufrieden, und legte seinen Verdruß darüber an den Tag. Die Reformirten sahen den Untergang ihrer Religion vor Augen, und befürchteten, daß die spanische Inquisition in England möchte eingeführt werden. Andre beklagten den Verlust ihrer Freyheit, und sahen England als ein Reich an, welches mit der Zeit eine Provinz von Spanien werden würde. Ja sie sagten öffentlich, daß die bey den Ehepacten versprochenen vortheilhaften Bedingungen vergoldeten Pillen ähnlich wären, und betrübte Folgen nach sich ziehen würden.

Aufruhr unter Thomas Wyat.

Daher richteten einige unter sich ein Bündniß auf, und griffen zum Gewehr, um das Reich von dieser drohenden Gefahr zu befreyen. Unter den Zusammenverschwornen waren die vornehmsten, der Herzog von Suffolk, Thomas Wy-

Wyat und Peter Carew. Der letzte ward gleich verrathen, und nahm daher die Flucht nach Frankreich. Wyat brachte einige Truppen auf die Beine, welche aber gleich angegriffen und zerstreuet wurden. Der Herzog von Suffolk ward auch ergriffen, und gefangen nach dem Towr in London gebracht. Nichts destoweniger erhohlte sich doch Wyat wieder, wie er merkte, daß die Miliz in London sich für ihn erklärte, und daß viele Einwohner dieser Stadt dafür hielten, es sey eine solche Empörung nöthig, um das Reich von einem fremden Joche zu befreyen. Daher rückte er mit seiner geringen Mannschaft gerade gegen London. Er fand aber die Thore verschlossen, worüber er sehr verzagt ward, daß er sich gefangen gab. Auf solche Art ward dieser Aufstand gedämpft, und der Ausgang desselben war, daß Wyat nebst dem Herzog von Suffolk, und dessen Tochter, Johanna Gray, hingerichtet wurden, wie ich in dem Leben dieser Prinzessinn bereits erzählt habe. Man beschuldigte die Prinzeßinn Elisabeth gleichfalls, daß sie mit an diesem Aufruhr Theil gehabt, welches der Königinn Maria nicht unangenehm war, weil dieselbe nur eine Gelegenheit suchte, ihrer los zu werden. Wie aber Wyat auf dem Gerichtsplatze diese Prinzeßinn für unschuldig erklärte, so ließ man es allein dabey bewenden, daß man sie in Verhaft hielt, und genau bewahrte.

Der Aufruhr wird gedämpft.

Nun

Nun musten auch die protestantischen Geistlichen den Zorn der Römischgesinnten empfinden. In eben demselben Jahre entsetzte man sieben Bischöffe auf einmal ihres Amts, deren erledigte Stellen catholischen Bischöffen wieder anvertrauet wurden. Nach dieser Execution arbeitete man an einer neuen Liturgie, und führte die alten römischen Gebräuche in England wieder ein. Unter allen protestantischen Geistlichen war man am meisten auf den Ertzbischoff Cranmer erbittert. Diesem ward daher sowohl als den beyden andern Bischöffen, Latimer und Ridley, anbefohlen, vor der in Oxford versammleten Geistlichkeit zu erscheinen, und von ihrer Lehre Rechenschaft zu geben. Der Präsident rieth dem Ertzbischoff Cranmer gleich, daß er sich zur römischen Religion bequemen möchte. Wie aber dieser Prälat solches von sich ablehnte, so muste er sich in eine Conferenz einlassen, welche von dem Morgen an, bis um 2 Uhr des Nachmittags währte. Es muste hierauf heissen, daß er in dieser Unterredung mit seinen Lehrsätzen nicht hätte fortkommen können, und auf eben dieselbe Art verfuhr man mit den Bischöffen Ridley, Latimer und andern. Denn ihre Ankläger waren auch ihre Richter.

Wie man hiermit beschäfftiget war, so begab sich der spanische Prinz auf die Reise, und langte den 20 Jul. eben desselben Jahres zu Southampton an. Sobald er ans Land getreten war, zog er seinen Degen aus der Scheide, und trug

den-

denselben ein ganz Stück Wegs entblößt. In was für einer Absicht er dieses auch thun mochte, so legt man ihm solches dennoch sehr übel aus. Den Engländern misfiel seine spanische Ernsthaftigkeit, und sein hochmüthiges Wesen, weil sie gewohnt waren, daß ihre Regenten sich auf eine ganz andre Art gegen sie bezeigten.

Beylager mit dem spanischen Prinzen Philipp.

Die Königinn gieng ihm mit grossem Gepränge bis Wincheſter entgegen, wo die Copulation durch den Bischoff Gardiner vollzogen ward. Philippus war damals 27, Maria aber bereits 38 Jahr alt. Man machte sich bey dieser Vermählung zu einer grossen Monarchie Hoffnung, u. dieselbe gründete sich auf die Kinder, welche aus dieser Ehe sollten gebohren werden, woran man aber wegen des bereits ziemlich hoch gestiegenen Alters und des kränklichen Zustandes der Königinn Maria billig zu zweifeln Ursache hatte. Philippus suchte die Engländer durch Freygebigkeit und durch grosse Geldsummen zu gewinnen, die er mit nach England brachte, und wovon 1200000 Rthlr. sollten ausgetheilet werden. Man sahe auch, daß 20 mit ungeprägten Silber beladene Wagen, nebst noch zween andern und 99 Pferde, mit gemünzten Gold und Silber nach dem Towr in London gebracht wurden. Er beredete die Königinn, einige Gefangene in Freyheit zu setzen, und legte auch für die Prinzessinn Elisabeth eine Fürbitte ein. Dem ungeachtet aber gefiel doch der Nation seine Aufführung nicht.

nicht. Man stieß sich an die spanische Gravität, und an seinen unbändigen Hochmuth, und die Königinn war nicht im Stande, solches durch ihren Umgang zu ersetzen, weil sie selbst von Natur schwermüthig und traurig war, welche Eigenschaften durch diese Vermählung noch mehr zunahmen. Die Schloßthore waren stets zugeschlossen, und wenn jemand herein gelassen ward, wozu dennoch eine besondre Erlaubniß nöthig war, so geschahe es mit eben solchen Ceremonien und Gebräuchen, als wenn ein fremder Gesandter sollte zur Audienz geführet werden.

Den 11 Novembr. desselben Jahres ward das dritte Parlament zusammen berufen. Man bemerkte damals, daß der Titel, oberstes Haupt der Kirchen, von der Königinn in ihrem Patente ausgelassen worden, welchen ihr Vater angenommen, und den nach ihm auch Eduard, ja selbst die Königinn Maria bisher geführt hatte. Das erste, was dieses Parlament vornahm, bestund darinn, daß es das Urtheil wieder aufhob und zernichtete, wodurch dem Cardinal Polus das Reich verboten worden, worauf dieser Prälat sich unverzüglich in England einstellte, um die Religion wieder in den vorigen Stand zu setzen. Er machte dazu den Anfang mit einer Rede an das Parlament, worinn er anzeigte, daß er von dem Pabste, dem allgemeinen Hirten der Kirche abgeschickt sey, um die irrenden Schaafe wieder zu dem rechten Schaafstall zu bringen. Man sagt, daß diese Rede eine solche Freude bey

der

der Königinn erweckt, daß sie gleichsam ein Kind in ihrem Leibe gefühlt, ja es fehlte nicht an Heuchlern, welche diese Empfindung mit dem Hüpfen Johannis des Täufers im Mutterleibe bey dem Gruß der Jungfrau Maria verglichen. Durch diese erste Einbildung wurden mehrere verleitet. Wie die Hofdamen hörten, daß die Königinn den Einfall hatte, als wenn sie schwanger sey, so zweifelten sie nicht mehr daran. Der Rath der Königinn, welcher auch davon Nachricht erhielt, ertheilte dem Bischoff Bonner Befehl, das Te Deum in allen Kirchen der Stadt singen zu lassen. Alles war nunmehr mit dieser Hoffnung angefüllt, das ganze Land schien für Eifer gegen die catholische Religion zu brennen, und das Parlament selbst überreichte der Königinn und dem neuen Könige fußfällig eine Bittschrift, worinn die Mitglieder desselben um Vergebung wegen ihres vorigen Abfalls von der römischen Religion baten, und ersuchten, daß die Herrschaft für die Nation bey dem päbstlichen Legaten, Polus, eine Fürbitte einlegen möchte, damit dieselbe nach erhaltener Absolution wieder mit der römischen Kirche könnte vereiniget werden.

Die römische Religion wird durch Gesetze bestättiget.

Der König und die Königinn nahmen dieses willig auf sich, und der Cardinal bezeugte beyden Parlamentshäusern seine Freude, die er über ihre Busse empfünde, und gab ihnen zugleich die Versicherung von der päbstlichen

lichen Gnade und Zuneigung. Hätte man wohl glauben sollen, daß dieses eben dieselbe Nation sey, welche vor einem Jahre mit solchem Eifer auf die Ausrottung und Abschaffung des römischen Sauerteigs gedrungen. Man ließ es nicht allein dabey bewenden, daß man dasjenige wieder abschaffte, was die vorige Regierung in Religionssachen gestiftet und angeordnet hatte, man suchte auch durch die härtesten Gesetze die Reformirten zu unterdrücken, und es fehlte nichts weiter, als daß man auch die spanische Inquisition in England eingeführet hätte. Die alten Gesetze wider die Ketzereyen wurden erneuert, und man redete stets von Feuer und Schwerdt, wodurch man die Irrenden wieder auf den rechten Weg bringen müste, so daß auch der päbstliche Legat sich bemühete, diesen Eifer zu mäßigen, und die harten und gewaltsamen Anschläge des Bischoffs Gardiners zu hintertreiben. Die Königinn erwählte also den Mittelweg zwischen diesen beyden Männern; und trug dem Cardinal Polus auf, an der Reformation der Geistlichkeit zu arbeiten. Gardiner aber muste die Ketzer aufsuchen, und die Königinn konnte zu diesem letztem Endzwecke keinen bequemern Mann finden.

Verfolgung gegen die Protestanten.

Die Verfolgungen gegen die Protestanten wurden also mit dem grösten Eifer fortgesetzt. Ich will mich hier bey den vielen betrübten Executionen nicht aufhalten, die da-

damals vorgiengen, und wodurch die Königinn bey den Nachkommen einen sehr schlechten Namen erhalten. Nur dieses will ich anführen, daß Philippus selbst, den man doch am meisten wegen solcher Grausamkeiten in Verdacht hatte, dafür hielt, daß man diese Sache zu weit triebe. Eben dieser Prinz bezeugte auch, daß er daran keinen Theil habe, und wälzte alle Schuld auf die englischen Geistlichen selbst. Es ward aber dadurch so wenig, als durch die von den Protestanten bey der Regierung eingegebenen betrübten Klagen und Vorstellungen das geringste ausgerichtet. Man fuhr vielmehr beständig fort, die so genannten Ketzer zum Scheiterhauffen zu schleppen; so daß endlich auch so gar der Bischoff Bonner selbst, welcher eine Zeitlang die Person eines Scharfrichters vorgestellt hatte, darüber ermüdete, insonderheit da er sahe, daß die härtesten Executionen keine andre Wirkung hatten, als daß die Reformirten in ihrem Glauben bestärkt wurden, und das ganze Land in einen üblen Ruf kam. Die Regierung muste ihm also ausdrücklich befehlen, in dem einmal übernommenen Amte noch weiter fortzufahren.

Die Hoffnung von der Schwangerschaft der Königinn schlägt fehl.

Inzwischen schmeichelte man sich am Hofe noch stets mit der Hoffnung, einen Erben zu erhalten, und die Königinn selbst zweifelte nicht daran. Das Gerüchte breitete sich auch nachher nicht allein noch stärker aus, daß die Königinn schwanger sey, sondern man

sagte

sagte sogar schon, daß sie wirklich mit einem jungen Prinzen entbunden worden. Es geschahen daher in einigen Kirchen öffentliche Danksagungen, und man erzählt, daß ein Priester auf der Kanzel damals seinen Zuhörern die Bildung und Gestalt des neugebohrnen Prinzen beschrieben. Aber der Irrthum kam bald an den Tag, und daher haben einige geglaubt, daß die Königinn gar nicht schwanger gewesen, obgleich Melvil, nach dem Bericht verschiedener Hofdamen bezeugt, daß die Königinn bisweilen einige Stücken Fleisch ausgeworfen, woraus man geschlossen, daß sie eine unzeitige Geburt gehabt.

Nachdem bereits sehr viele der Religion wegen hingerichtet worden, so schritte man endlich auch zu der Verurtheilung der reformirten Prälaten und Bischöffe, und Ridley und Latimer wurden zugleich hingerichtet. Der letzte, welcher den ersten, nachdem sie sich vorher beyde liebreich umarmt hatten, durch eine herrliche Rede zur Beständigkeit ermahnte und aufmunterte, ward gleich durch das Feuer erstickt. Ridley aber ward länger gequälet, denn man hatte gar zuviel Holz aufs Feuer geworfen, daß solches nicht sobald in volle Flamme ausschlagen, und diesen unglückseligen Mann aufreiben konnte. Ihr Tod ward von allen Rechtschaffenen sehr beweint, weil sie sowohl in ihrer Lehre als auch in ihrem Leben den Christen der ersten Kirche ähnlich waren.

Endlich kam die Reihe auch an den grossen Erzbischoff Cranmer, welchen die Königinn, ob er

gleich ihr Leben gerettet hatte, dennoch am meisten haßte, weil er das vornehmste Werkzeug gewesen, die Reformation in England einzuführen. Nachdem dieser vortrefliche Mann eine Zeitlang im Gefängnisse gesessen, so nahete endlich das Ende seines Elendes heran, und er erhielt den 21 März 1566 seine Marterkrone.

Merkwürdiges Ende des Erzbischoffs Cranmers.

Er ward des Abfalls, der Ketzerey und des Hochverraths beschuldiget, und in einer Kirche zu Oxford von seinen Richtern ermahnt, wieder umzukehren. Der Erzbischoff fiel auf seine Knie, und nachdem er vorher sehr andächtig gebetet, so sagte er frey heraus, daß er den römischen Pabst nicht erkennen könnte. Seine Richter bemüheten sich, seine vermeynte Hartnäckigkeit zu bestreiten. Wie aber ihre Arbeit vergeblich war, so fällten sie endlich das Todesurtheil über ihn. Man legte ihm seinen bischöflichen Habit an, und gab ihm eine Krone in die Hand. Wie dieses geschehen war, so stellte ihn der Bischoff Bonner dem Volke für, und rief, **Seher, dieses ist derjenige Mann, welcher mit dem Pabste sein Gespötte treibt.**

Dieser unwürdige Bischoff stieß zugleich so viele unanständige Worte aus, daß einige von seiner Partey ihn erinnern musten, bescheidener zu verfahren, insonderheit, da er versprochen hatte, dem unverurtheilten Erzbischoff alle Ehrerbietung zu erzeigen.

Wie dieses geschehen war, so zog man ihm die

die erzbischöflichen Kleider, die zu desto grösserer Schmach aus grobem Hanf verfertiget waren, stückweise wieder ab, und entsetzte ihn seiner bischöflichen Würde. Cranmer ertrug dieses alles mit der grösten Stille des Gemüths, und sagte, daß er sich bereits seit langer Zeit selbst dadurch degradirt hätte, daß er das römische Joch abgeworfen. Ehe man zur Execution schritte, so stellte man ihm alle nur ersinnliche Netze, um ihn zu bewegen, die Reformation abzuschweren. Man versprach ihm, daß er nicht nur beym Leben bleiben, sondern auch wieder zur erzbischöflichen Würde gelangen sollte. Ja man ließ ihm keine Ruhe, und bestürmte seine Beständigkeit durch so oft wiederhohlte Anfälle, daß er endlich, weil er durch das langwierige Gefängniß und durch die viele erlittene Schmach, ganz ausgemergelt war, die Schwachheit begieng, und eine Schrift unterzeichnete, worinn er seine vorigen Irrthümer verwarf, und die Wahrheit der catholischen Lehre erkannte.

Durch diese Abschwerung wurden die Römischgesinnten so sehr erfreut, als die Reformirten bestürzt. Die Königinn allein ließ sich nicht dadurch bewegen, woraus man abnehmen konnte, daß sie einen persönlichen Haß gegen diesen Erzbischoff gefaßt hatte. Sie befahl daher, daß die Execution, dieser Abschwerung ungeachtet, dennoch sollte vollzogen werden. Wie Cranmer solches merkte, so beweinte er seine begangene Schwachheit, und faßte unverzüglich ein andres

Bekenntniß ab, welches er auf dem Gerichtsplatze ablegen wollte, um dadurch seine Feinde zu verwirren, und sein Gewissen zu retten. An dem Tage der Execution hielt D. Cole, der damals Probst zu Exton war, und dazu Befehl erhalten hatte, in der Marienkirche zu Oxford eine Rede an den Erzbischoff, worinn er seine Bekehrung rühmte, und ihm die Versicherung gab, daß er das ewige Leben erhalten würde. Zugleich ersuchte er ihn, ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen, damit die Welt dadurch überzeugt werden möchte, daß er im catholischen Glauben stürbe. Aber anstatt daß der Bischoff ein solches Bekenntniß, als man von ihm erwartete, hätte ablegen sollen, so gab er vielmehr in einer kräftigen und rührenden Rede die innerliche Wehmuth seines Herzens zu erkennen, welche er über seine begangene Schwachheit empfünde. Er erklärte zugleich öffentlich, daß er sich durch die Furcht vor dem Tode, durch die Hoffnung zum Leben, und andre menschliche Schwachheiten hätte überwältigen lassen, einer heiligen Lehre zu entsagen. Und damit er zeigen möchte, daß diese Reue ernstlich sey, so wollte er, wenn er zum Scheiterhaufen käme, die Hand zuerst ins Feuer stecken, mit welcher er die ihm übergebene Schrift unterzeichnet hätte. Endlich verwarf er nochmals die Gewalt des Pabstes, und bezeugte, daß er denselben für den Antichrist und einen Feind GOttes hielte, und daß er gesonnen sey, in der reformirten Kirche zu sterben.

Die-

Dieses erweckte bey denen eine grosse Verwirrung, welche sich vor kurzer Zeit über seinen Abfall gefreuet hatten. Sie suchten ihn daher gleich, wiewohl vergebens, wieder auf andre Gedanken zu bringen. Wie Cranmer das Feuer angezündet sahe, so hielt er seine rechte Hand in die Flamme, welche auch völlig verzehret ward, ehe das Feuer seinen Leib erreichte. Man bemerkte nicht die geringste Verwirrung an ihm, sondern er sagte allein, Unwürdige Hand, und rief diese Worte so lange aus, bis er erstickt ward, und den Geist aufgab. Ein solches Ende nahm dieser vortrefliche Mann, welchen Burnet seiner Lehre und unsträflichen Lebens halber mit einem der grösten Kirchenväter vergleicht. Aber solche barbarische Thaten wurden unter dieser andächtigen Königinn als Haupttugenden angesehen, und können zum Beweise dienen, was ein unbedachtsamer Eifer für Folgen nach sich ziehe.

Die Verfolgungen hörten indessen mit dem Tode dieses grossen Mannes nicht auf. Der unwürdige Bischoff Bonner, welcher bisweilen von allem Morden müde war, erhielt gleichsam neue Kräfte, und im Jahr 1556 wurden abermals der Religion halber sehr viele unschuldige Menschen dem Feuer übergeben.

Die Römischcatholischen aber erreichten dennoch ihren Endzweck nicht. Denn anstatt, daß sie durch dergleichen unerhörte Grausamkeiten nie reformirte Religion auszurotten, und die Anhänger derselben zum Abfall zu bewegen suchten,

so wurden die Reformirten vielmehr dadurch in ihrer Lehre bestärkt, und verabscheueten die römische Religion aufs äusserste, weil dieselbe solche unchristliche Grundsätze hatte. Sie kamen insgeheim an verschiedenen Orten zusammen, wo sie das Wort GOttes hörten, und ihre Mitbrüder, die wegen dieser Verfolgung das Land verlassen hatten, schickten ihnen beständig gute und erbauliche Bücher. Gleich nach dem Tode des Erzbischoffs Cranmers ward der Cardinal Polus von der Königinn zum Erzbischoff von Canterbury wieder eingesetzt. Dieser Mann war aus königlichen englischen Geblüte entsprossen, und bey der Königinn in einem so grossen Ansehen, daß man im Anfange ihrer Regierung gar glaubte, daß sie sich mit ihm vermählen würde. Er besaß grosse Eigenschaften, und war auch in Religionssachen gelinde, so viel es die damaligen Umstände erlaubten. Die Königinn bediente sich hauptsächlich seiner Hülfe, das Religionswesen wieder auf den alten Fuß zu setzen. Nichts war der Königinn empfindlicher, als daß sie die Zahl der Protestanten durch die grausamen Verfolgungen eher vermehrt, als vermindert sehen muste, und daher glaubte man, daß sie willens gewesen, die spanische Inquisition einzuführen. Weil sie aber merkte, daß dieses ein gar zu grosses Aufsehen erwecken würde, so ließ sie es dabey bewenden, daß sie 1556 eine so genannte geistliche Commißion anordnete, welche einer spanischen In-

Character des Cardinal Polus.

Inquisition fast in allen Stücken ähnlich war. Denn dadurch wurden die vielen Executionen, welche darauf erfolgten, nicht wenig befördert.

Ich habe bereits gezeigt, daß die Hoffnung, welche man sich von der Schwangerschaft der Königinn gemacht hatte, wieder verschwunden war. Dieses verursachte bey den Römischcatholischen eine grosse Bestürtzung, weil sie befürchteten, daß alle von ihnen wegen der Religion getroffene Anstalten, durch den Tod der Königinn wieder zerfallen würden. Von derselben Zeit an ward auch der König Philipp, und zwar nicht ohne Ursache gegen die Königinn kaltsinnig. Denn er hatte sich mit der Königinn Maria blos in der Absicht vermählt, Kinder zu zeugen, und dadurch England mit der spanischen Monarchie zu vereinigen. Wie er aber merkte, daß seine Gemahlinn an statt Prinzen und Prinzeßinnen zur Welt zu bringen, nur todte Stücken Fleisch aufbrachte, und die Aerzte daher schlossen, daß sie kein lebendiges Kind zur Welt bringen würde, so ward die Liebe in einen Ekel verwandelt, und er fing an, seine Gemahlinn zu verabscheuen, welche übrigens weder schön noch jung war, wodurch sie diesen Fehler wieder hätte ersetzen können. Er beschloß deswegen die englischen Sachen bey Seite zu setzen, und sein Augenmerk vielmehr auf die andre grosse Erbschaft zu richten, die er nach dem Tode seines Vaters zu hoffen hatte.

Kaltsinnigkeit des Königs gegen die Königinn.

te. Und da derselbe ihm auch kurz darauf von dem Vorhaben Nachricht gab, daß er willens sey die Regierung niederzulegen, so nahm Philippus daher Gelegenheit, England zu verlassen.

Seine Abreise nach England.

Der Kayser Carl trat seinem Sohne nach einiger Zeit wirklich Spanien, nebst den dazu gehörigen Reichen und Ländern ab, und weil Philippus zugleich den Krieg erbte, worinn sein Vater mit Frankreich verwickelt war, so überredete er seine Gemahlinn, diesem Reiche auch den Krieg anzukündigen. Aber die Frucht dieses Krieges war, daß England die wichtige Stadt Calais, welche der Herzog von Guise eroberte, einbüßte, nachdem solche über 200 Jahr in den Händen der Engländer gewesen war.

Verlust von Calais.

Dieser Verlust, welcher 1558 geschahe, verursachte ein grosses Murren in England. Man nahm daher Gelegenheit, die Regierung der Königinn zu tadeln, und sagte öffentlich, daß dieses eine Frucht sey, von der mit einem spanischen Prinzen geschlossenen Verbindung. Die Schwermüthigkeit der Königinn ward dadurch vermehrt, die Verfolgungen gegen die Reformirten wurden verdoppelt, und die Prinzeßinn Elisabeth war damals in der äussersten Gefahr, aufgeopfert zu werden, weil man diese Fürstinn als diejenige ansahe, die nach dem Tode der Königinn alles wieder niederreissen würde,

Die Prinzessinn Elisabeth ist in Gefahr.

de, was Maria in Religionssachen gebauet hätte. Man trug auch kein Bedenken offenbar zu sagen: Es sey vergebens, die Zweige abzuhauen, so lange man den Stamm stehen liesse. Man muß es also lediglich einer göttlichen sonderbaren Vorsehung zuschreiben, daß diese vortrefliche Prinzessinn damals nicht hingerichtet worden.

Der Verfolgungsgeist war so unmäßig und feurig, daß man auch noch zu der Zeit die Ketzer zum Scheiterhaufen führte, wie man merkte, daß der Tod der Königinn nicht weit mehr entfernt sey. Fünf Personen wurden noch in der Woche vor ihrem Tode zu Canterbury hingerichtet, und 39 Protestanten wurden noch in dem letzten Jahre ihrer Regierung verbrannt. Die Skribenten stimmen übrigens in der Zahl der hingerichteten Personen nicht überein. Einige, welche diese Anzahl gar geringe machen, rechnen 284 Personen. Andre aber behaupten, daß in den beyden ersten Jahren 800 Personen der Religion wegen aufgeopfert worden.

Anzahl der hingerichteten Protestanten.

Weil die Königinn Maria den Verlust von Calais nicht verschmerzen konnte, so ließ sie nicht lange vor ihrem Tode eine Flotte von 20 Schiffen ausrüsten, und suchte dadurch an den französischen Küsten eine Landung vorzunehmen. Die Engländer aber wurden mit einem Verluste von 600 Mann wieder zurück getrieben, und also muste die Flotte unverrichteter Sachen wieder nach Hause kehren. Dadurch sowohl, als durch andre

dre Unglücksfälle ward die Schwermüthigkeit der Königinn noch mehr vergrössert, wozu sie von Natur bereits geneigt war. Sie war übrigens seit der Zeit, daß sie eine unzeitige Geburt gehabt, niemals recht gesund. Die Kaltsinnigkeit, welche sie deswegen bey ihrem Gemahl merkte, und andre darauf erfolgte widrige Begebenheiten, verursachten ihr eine tiefe Melancholie. Im Anfange des Novembers 1558 merkte sie eine solche Abnahme der Kräfte, daß sie daraus schloß, daß ihr Ende nicht weit mehr entfernt sey. Sie war auch bereits eine Zeitlang von der Wassersucht angegriffen worden, woran sie endlich auch den 17 November 1558 im 43 Jahr ihres Alters mit Tode abgieng, nachdem sie 5 Jahr, 4 Monate und 11 Tage regiert hatte.

Tod der Königinn Maria.

Man sieht aus der Geschichte dieser Königinn, daß dieselbe, ihres harten und blutigen Regiments ungeachtet, woran die englische Nation nicht ohne Schrecken gedenken kann, dennoch verschiedene Eigenschaften besessen, daß sie auch deswegen unter die einigermassen erträglichen Regenten hätte können gerechnet werden, wenn sie sich nicht durch unrichtige Grundsätze in der Religion hätte einnehmen lassen, daß sie die gröbsten Laster, als himmlische Tugenden angesehen. Dadurch ward ihre Beständigkeit in Hartnäckigkeit, ihre Melancholie in Haß und Bitterkeit, und ihr Enthusiasmus, welcher sonst verschiedene gute Wirkungen hätte haben kön-

können, in Raserey verwandelt. Ihr Chara-
Burnet sagt, daß sie ein grosses und cter.
edles Herz gehabt, welches daraus erhellet, daß sie sehr ungerne das Volk mit Auflagen und Schatzungen beschwert, und den Anschlag des spanischen Gesandten verworfen, die Nation ihrer Vorzüge und Freyheiten zu berauben. Daß man sonst nichts gutes von ihr sagen kann, rührt von ihrer Religion her, welche sie bis zum gröften Aberglauben trieb, und wodurch sie ihre gute Eigenschaften erstickte, den bösen aber völlig den Zügel ließ. Eben diese unzeitige Devotion verursachte auch, daß die wichtigsten Regierungssachen versäumt wurden, weil alle ihre Gedanken nur lediglich darauf gerichtet waren, die Ketzer zu verbrennen. Sie hielte dieses für die vornehmste Pflicht eines Regenten, weil die päbstlichen Gesetze gebieten, sich den Irrthümern aufs äusserste zu widersetzen, und die Ketzer mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. Man darf sich nicht wundern, daß diese Königinn ohne Scheu die gröften Missethaten ausgeübt, weil die Religion, der sie im höchsten Grad ergeben war, die Barbarey und Grausamkeit als Haupttugenden anpreiset, und ihren Anhängern befiehlt, aus Liebe zur Religion, aller Menschlichkeit und allem Erbarmen zu entsagen.

Maria die Andre
Königinn von England.

Diese Maria war die älteste Tochter Jacobs des Andern, welche er in seiner ersten Ehe mit des Kanzler Hydes Tochter erzeugt hatte.

Ihre Geburt.

Sie erblickte das Licht der Welt im Jahr 1662. Obgleich ihr Vater, welcher damals nur noch den Titel eines Herzogs von York führte, der römischen Religion geneigt war, und ihre Mutter sich auch kurz vor ihrem Ende für dieselbe erklärte, so ward sie doch in der protestantischen Religion erzogen, und vertheidigte solche auch beständig mit einem ungemeinen Eifer. Im Jahr 1677 ward diese Prinzeßinn, wie sie 16 Jahr erreicht hatte, mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm vermählt, der nachher zur englischen Krone gelangte.

Und Vermählung.

Gleich nach vollzogenem Beylager begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Holland, woselbst sie sich 11 Jahr aufhielte.

Inzwischen bestieg ihr Vater den englischen Thron. Maria aber konnte sich keiner sonderlichen Liebe und Zuneigung von ihm rühmen, denn er ließ ihr nichts zufliessen, ihren Stand zu unterhalten, ob sie gleich, weil ihr Vater keine

Söh-

Söhne, und auch weiter allem Vermuthen nach keine Hoffnung zu männlichen Erben hatte, als die älteste Tochter seine unstreitige Nachfolgerinn in England war. Aber eben dadurch ward die Kaltsinnigkeit des Königes veranlasset. Denn weil er sich öffentlich zu der römischen Kirche bekannte, und die catholische Religion wieder in England einführen wollte, so besorgte er, daß seine Tochter alles wieder umstossen möchte, was er gestiftet und angeordnet hätte. Maria aber ertrug diese Kaltsinnigkeit mit grösser Geduld, weil sie von der Natur mit herrlichen Eigenschaften versehen war. Der Bischoff Burnet, welcher in dieser Zeit mit ihr umzugehen, das Glück hatte, bezeugt, daß sie sich bey allen, welche sie gekannt, eine besondere Ehrfurcht und Ehrerbietung erworben. Sie hatte ein majestätisches und mit Leutseligkeit vermengtes Ansehen. Sie besaß von Natur eine grosse Einsicht, und ihre Reden zeugten von einer sehr geläuterten und gesunden Vernunft. Und weil sie eine gute Wirthschafft führte, so fehlte ihr nichts, obgleich die Einkünfte nur geringe waren. Eben derselbe Skribent sagt ferner, daß sie in den Geschichten, in der Gottesgelahrheit, und in geistlichen Büchern sehr erfahren gewesen, wovon sie jederzeit vernünftig und unpartheyisch geurtheilet. Burnet führt davon ein merkwürdiges Beyspiel an. Sie

Ursach zu der Kaltsinnigkeit ihres Vaters.

Burnet macht diese Abbildung von ihr

fragt

fragte ihn einsmals, warum ihr Vater doch auf den berühmten Jurieux so sehr erbittert sey. Er antwortete, weil Jurieux in seinen Schriften Maria Stuart, die Stammutter des königlichen Hauses, mit schlechten Farben abgemahlt. Maria aber versetzte darauf: „Wenn er die Wahrheit „geschrieben, so ist es unbillig, ihn deswegen zu „hassen. Böse Regenten müssen eine solche „Strafe von den Skribenten erwarten".

Diese Antwort konnte auch auf ihren eignen Vater zielen, welcher sich in England durch seine Regierung so verhaßt gemacht hatte, daß sich alles zu einem allgemeinen Aufstand anließ, und die Engländer sich an den Prinzen von Oranien wandten, welchen sie als den einzigen Beschützer der englischen Religion und Freyheit ansahen. Burnet suchte sie bey diesen Umständen, und auf den Fall, daß sie nebst ihrem Gemahl von der englischen Nation sollte auf den Thron erhoben werden, auszuforschen, und erkundigte sich, ob der Prinz sodann mit dem blossen Titel eines Königs zufrieden seyn, und ihr nach dem Beyspiel der älteren Maria, die Regierung allein überlassen sollte? Sie aber erklärte sich folgendermassen: „Ich verlange nichts anders, als daß der Prinz „dem Befehl nachkomme, der in der heiligen „Schrift gegeben worden: Ihr Männer liebet „eure Weiber. Ich bin an meinem Theil bereit, „dem andern Gebote nachzukommen: Ihr Wei„ber seyd euren Männern unterthan". Sie beharr-

harrte auch fest bey diesem Entschlusse, wie aus der folgenden Geschichte erhellet.

Indessen fuhr ihr Vater, der König Jacob in seinem einmal gefaßten Vorhaben beständig fort, die reformirte Religion in England auszurotten. Weil er dabey niemand mehr als seine eigene Tochter fürchtete, so stellte er ihr in einem eigenen Schreiben, die Ursache dieses Eifers vor, und suchte ihre Meynung in diesem Stücke zu erfahren, wenn sie nach ihm auf den Thron kommen sollte. Er erhielt aber eine unangenehme Antwort. Denn Maria gab ihm zu erkennen, daß sie von der Richtigkeit ihres Glaubens so fest überzeugt sey, daß sie sich niemals würde bewegen lassen, davon abzutreten.

Dieses verursachte, daß der König seinen Vorsatz mit desto grösserm Eifer ins Werk zu setzen, und annoch bey seinen Lebzeiten die römische Religion in England dergestalt zu befestigen suchte, daß dieselbe nach seinem Tode nicht wieder könnte ausgerottet werden. Es wurden demnach die härtesten Mittel, die man nur erdenken konnte, zu diesem Ende angewandt. Die englische Nation aber ertrug alles mit grosser Geduld, weil sie unter der Regierung der Königinn Maria so viel bessere Zeiten hoffte. Wie aber die Gemahlinn des Königes 1688 mit einem Prinzen entbunden ward, und die Hoffnung der Engländer dadurch völlig wegfiel, so fingen sie an, auf kräfftige Mittel bedacht zu seyn, um den Untergang ihrer Religion und Freyheit vorzubeugen.

Am meisten schmerzte sie der Verdacht, welchen man wegen der Richtigkeit dieser Geburt hatte.

Maria wird nebst ihrem Gemahl nach England eingeladen.

Es ward also der Prinz von Oranien, der Schwiegersohn des Königs Jacobs in demselben Jahre eingeladen, nach England zu kommen, um sich an die Spitze derjenigen zu stellen, welche mit der Regierung misvergnügt waren, und den Kern der Nation ausmachten. Der Prinz nahm diese Einladung an, und gieng im October eben desselben Jahres mit einer Flotte von 50 Schiffen nach England.

Maria war bey diesen Umständen nach dem Bericht Burnets, sehr niedergeschlagen, weil dieser Kriegszug ihren eignen Vater betraf. Wie sie aber bedachte, daß die äusserste Noth ein solches hartes Verfahren erforderte, so faßte sie einen Muth, und gab sich wieder zufrieden. Ich übergehe hier die wunderbare Veränderung, die damals in England vorgieng, und die Flucht des Königs Jacobs nach Frankreich, weil ich nur solche Umstände beybringen will, welche eigentlich zu der Geschichte dieser grossen Königinn gehören. Wie der König Jacob das Reich verlassen hatte, und man eine neue Regierung anordnen wollte, so konnte man sich deswegen nicht vergleichen. Einige wollten, daß man dem Prinzen die Regierung unter dem Nahmen eines Regenten auftragen sollte, andre begehrten, daß er wirklich zum Könige sollte gekrönt werden, und einige woll-

wollten der Prinzeßinn Maria allein die Regierung übergeben. Der Prinz hörte dieses sehr lange mit seiner gewöhnlichen Kaltsinnigkeit an, und sagte endlich, daß er mit der Ehre vergnügt sey, die englische Nation von dem Joche erlöset zu haben; und würde sich ohne den geringsten Anstand und Verdruß wieder nach Holland begeben. Er gab dadurch zu erkennen, daß er entweder alles oder gar nichts haben wollte. Dieses verursachte, daß die meisten Mitglieder des Parlaments für gut funden, ihm die Regierung zu übergeben. Das einzige Bedenken, welches noch bey einigen übrig war, bestund darinn, daß solches seiner Gemahlinn zuwider seyn möchte, welcher doch die Krone, als der rechtmäßigen Erbinn, nach der Ordnung der Erbfolge zukäme. Burnet sagt, wenn sie alle die Prinzeßinn so genau gekannt hätten, als ich dieselbe kannte, und wenn ihnen der ehedem von ihr in Absicht auf ihren Gemahl gefaßte Entschluß bekannt gewesen wäre, so würde dieser Zweifel leicht weggefallen seyn.

Sie werden beyde zu Regenten erklärt.

Endlich vereinigten sich alle Stimmen, daß die Regierung dem Prinzen und der Prinzeßinn zugleich sollte aufgetragen werden, womit der Prinz auch zufrieden war, und das Parlament lud hierauf die Prinzeßinn und den Prinzen ein, die Krone anzunehmen. Weil verschiedene Anhänger des Königs Jacobs ausgesprengt hatten, daß die Prinzeßinn misvergnügt

gnügt sey, weil man mit ihrem Vater auf eine solche Art verfahren, so hatte der Prinz sie in einem Schreiben ersucht, sich munter und vergnügt zu stellen, um die Misvergnügten nicht in diesen Gedanken zu stärken. Maria erfüllte das Verlangen ihres Gemahls, und stellte sich bey ihrer Ankunft in England so vergnügt, daß es schien, als ob sie in diesem Stücke ihrem Gemahl zu gefallen, etwas zu weit gienge. Burnet erkühnte sich, ihr dieses vorzustellen. Sie nahm diese Erinnerung nach ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit gar nicht ungnädig auf, sondern sagte zu ihm: „Ihr wißt, daß man mir befohlen hat, eine solche „Aufführung zu beobachten. Vielleicht aber bin „ich diesem Befehl gar zu genau nachgekommen.“ Man sieht hieraus, daß diese vortrefliche Prinzeßinn weder die Pflicht einer Gemahlinn, noch einer Tochter aus den Augen gesetzet.

Viele glaubten, daß leicht eine Uneinigkeit unter dem Könige und der Königinn entstehen konnte, weil ihre Gemüther nicht mit einander übereinstimmten. Wer aber die Tugend und die grosse Einsicht sowol des Königs als der Königinn kannte, hatte nicht Ursache, dieses zu besorgen. Der König Wilhelm war von Natur schwermüthig, redete wenig, und scheuete die Gegenwart andrer Menschen einigermassen. Man rieth ihm, sich gegen die Nation freundlich zu bezeigen, und mit derselben umzugehen, weil er sich dadurch ihre Gunst erwerben würde, zumal da die drey vorigen Könige einem jeden einen freyen Zutritt bey Hofe

ver-

verstattet. Aber er konnte sich in diesem Stücke nicht zwingen. Die Königinn Maria suchte zwar durch ihre Freundlichkeit, und durch ihren angenehmen Umgang diesen Fehler des Königs wieder zu ersetzen. Weil man aber merkte, daß sie sich ganz und gar nicht mit Regierungssachen bemengen wollte, so funden sich nur wenige englische Herren bey Hofe ein. Die darauf folgenden Streitigkeiten des Königs mit dem Parlamente, machten ihn noch verdrießlicher und schwermüthiger, und hatten eine solche Wirkung, daß er im Jahr 1689 den Entschluß faßte, sich aller Geschäffte zu entschlagen, und die Regierung der Königinn allein zu übergeben. Er ließ sich zwar überreden, von diesem Vorhaben wieder abzustehen. Wie er aber in dem folgenden Jahre nach Irland gehen muste, um dieses Königreich gegen den landflüchtigen König Jacob zu beschützen, der daselbst einen grossen Anhang hatte, so nahm sich die Königinn inzwischen der Regierung an, und führte solche auch so glücklich, und mit so grosser Klugheit, daß sie von allen geliebt und geehrt ward. Man muste dieses um so viel mehr bewundern, weil die Königinn sich vorher niemals mit Staatssachen abgeben wollen, und der König nie mit ihr, wie man wuste, von dergleichen Dingen zu reden pflegte.

Ihr Regiment in Abwesenheit des Königs.

Weil der König Wilhelm seine Truppen sowol in Irland als in den Niederlanden immer selbst anführte, und sich deswegen alle Sommer aus

dem Reiche begab, so erhielt Maria dadurch Gelegenheit, sich in Regierungssachen zu üben, und ihre Aufführung gereichte insgemein einem jeden zum Vergnügen. Man hatte bis auf das Jahr 1692 an dieser Königinn fast gar keine Schwachheit wahrgenommen, aber in diesem Jahre merkte man, daß sie nicht gänzlich von allen Affecten befreyet war. Die Aufführung ihrer Schwester, der Prinzeßinn Anna gab dazu Gelegenheit.

Misverstand zwischen ihr und der Prinzeßinn Anna.

Denn da diese Prinzeßinn bey dem Parlamente um die Vermehrung ihrer Pension anhielt, so misfiel solches sowol dem Könige als der Königinn, weil sie glaubten, daß die Prinzeßinn ihnen zuerst davon hätte Nachricht geben sollen. Und weil sie die Gräfinn von Marlborough im Verdacht hatten, welche bey der Prinzeßinn Anna in höchsten Gnaden war, daß dieselbe diese Fürstinn dazu aufgemuntert, und hierinn bestärkt habe, so ließ die Königinn der Gräfinn den Hof verbieten. Die Prinzeßinn wollte zwar die von ihr so sehr geliebte Gräfinn, nicht von sich lassen, allein die Königinn beharrte fest bey ihrem Entschluß, und ruhete nicht eher, bis sich die Gräfinn vom Hofe entfernte. Dieses legte den Grund zu der Kaltsinnigkeit, welche die Königinn nachher stets, so lange sie lebte, gegen ihre Schwester blicken ließ. Ja dieses gieng so weit, daß die Königinn befahl, daß man ihrer Schwester keine öffentliche Ehrenbezeugungen erweisen sollte; andrer Dinge zu geschweigen, welche

che der Prinzeßinn Anna täglich Verdruß verursachten. Burnet, welcher bisher diese Königinn als eine Dame ohne Fehler angesehen, bezeugt, daß er sich über dieses Verfahren der Königinn sehr gewundert, weil er nicht glauben können, daß Haß und Bitterkeit bey einer so tugendhaften Königinn anzutreffen sey. Man sieht übrigens daraus, daß diese Königinn nicht von allen Affecten frey gewesen. Weil sie aber eine herrliche Erziehung genossen, und die Tugend ihr von der ersten Kindheit an eingeprägt worden, so äusserten sich dieselben nur sehr selten, und diese Schwachheit ist fast die einzige, die man in ihrem ganzen Leben an ihr bemerkt, welches übrigens durchgehends so vortreflich und erbaulich ist, daß es andern zum Muster und zur Nachfolge kann vorgestellet werden. Denn sie führte die Regierung in der Abwesenheit des Königes mit grossem Ruhme, und hielt ihre Hofdamen stets zur Tugend und zum Fleisse an. Sie war selbst niemals müßig, und ließ sich inzwischen von dieser oder jener Hofdame aus einem Buche etwas laut vorlesen, daß also der englische Hof, an welchem vorher Thorheit und Wohllust regierten, zu ihrer Zeit in eine philosophische Schule verwandelt ward. Bedenken darüber

England aber hatte nur eine kurze Zeit das Glücke, diese unschätzbare Königinn zu besitzen. Im Jahr 1694 fingen die Kinderblattern an, in London einzureissen, und rafften sehr viele Menschen hin. Die Königinn ward auch von ihnen angegrif-

sen, es schien aber im Anfange gar nicht gefährlich zu seyn. Daß diese Krankheit aber dennoch endlich einen so betrübten Ausgang gewonnen, solches schreibt Burnet der Unachtsamkeit oder Unwissenheit des Docter Ratclifs zu. Man merkte endlich, daß derselbe diese Krankheit nicht auf die rechte Art zu heben gesucht, und rufte deswegen andre Aerzte zu Hülfe: Aber es war bereits zu späte. Wie der König sahe, daß alle Hoffnung zu ihrer Genesung verschwunden war, so vergoß er bittre Thränen, und bezeugte heilig, daß die Königinn in der ganzen Zeit, daß sie mit einander vermählt gewesen, niemals etwas geredet, oder begangen, welches ihm zuwider gewesen, oder auch nur zum geringsten Verdruß gereichet. Kurz vorher ehe sie starb, bemühete sie sich dreymal, dem Könige noch etwas zu sagen, wiewohl vergebens. Endlich entschlief sie den 28 Dec. 1694, nachdem sie ein Alter von 33 Jahren erreicht, und 6 Jahre regiert hatte.

Ihr Tod.

Und: Charakter.

Man sieht aus dieser kurzen Geschichte, daß die Königinn Maria eine Dame von grossen Eigenschaften gewesen. Und man muß sich um so viel mehr wundern, daß sie solche grosse Vollkommenheiten und Vorzüge besessen, weil kein Regent aus der stuartschen Familie von widrigen Urtheilen befreyet geblieben, auch nicht einmal ihre Schwester Anna, welche dem Könige Wilhelm in der Regierung folgte. Denn wenn diese letzte Königinn noch einige Jahre länger regiert hätte, so wären

die

die alten Tragödien wieder erneuert worden. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß Maria die einzige aus diesem Hause gewesen, deren Tod von der englischen Nation aufrichtig beweint worden. Ihr Leben war ordentlich, und der ganze Hof folgte ihrem Beyspiel. Ihre Gottesfurcht war groß und aufrichtig, und niemals hat man ein heuchlerisches, oder murrisches und verdrießliches Wesen an ihr bemerkt. Sie war ernsthaft, aber auch zugleich freundlich, so daß sich niemand scheuete, ihr Erinnerungen und Warnungen zu geben. Sie versprach nicht viel, aber sie hielt ihre Zusage unverbrüchlich. Das meiste, was ihr zum Ruhme gerechnet wird, besteht darinn, daß sie, ob sie gleich an der Regierung Theil hatte, und eine so grosse Fähigkeit und Einsicht besaß, dennoch den vollkommensten Gehorsam gegen ihren Gemahl blicken ließ. Wenn man die langwierige Kaltsinnigkeit gegen ihre Schwester ausnimmt, so kann man mit Wahrheit sagen, daß sie eine Dame gewesen, welche fast ihres gleichen nicht gehabt hat.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Vergleichung.

Die Geschichte dieser beyden Königinnen bestärken den Satz, welchen ich in der Einleitung angeführt habe. Obgleich beyde aus ei-

nem Stoffe (ex eodem luto) gebildet waren, und gleiche Eigenschaften, gleiche Tugenden und gleiche Schwachheiten besassen, so bemerkt man doch in Absicht auf ihr Leben und ihre Thaten, nicht die geringste Uebereinstimmung. Es ist dieses auch um so viel weniger möglich, weil sie beyde verschiedenen Grundsätzen folgten. Wenn die ältere Maria, die Erziehung der jüngern genossen hätte, so würde sie auch ihre Tugenden ausgeübt haben, und wenn die jüngere Maria in dem Schoosse einer eigensinnigen Mutter wäre erzogen, und in ihrer Jugend in allerhand ausschweifenden Religionssätzen unterrichtet worden, so würde ihre Regierung nicht gelinder gewesen seyn. Die streitigen Lehrsätze erstickten die angebohrnen Tugenden der ersten, und legten den natürlichen Fehlern der letztern Fessel an. Die ältere konnte keine Gelindigkeit ausüben, weil sie durch die Lehre, worinn sie erzogen worden, zur Grausamkeit, und ihre Natur zu verschweren, aufgemuntert ward. Die jüngere Maria konnte nicht auf die Grausamkeit und Strenge verfallen, weil man ihr von Jugend auf den Satz eingeprägt hatte, daß das Mitleiden und die Toleranz eine Haupttugend und das rechte Kennzeichen eines Christen sey.

Man kann zwar nicht behaupten, daß die Executionen deswegen von der ältern Maria verhängt worden, weil sie von Natur grausam gewesen, und am Blutvergiessen Lust gehabt. Denn man bemerkt in ihrem Leben verschiedene Spuren, wel-

welche von einem natürlichen Mitleiden und Erbarmen zeugen. Die ausschweifenden Religionssätze hatten aber eine solche Wirkung bey ihr, daß sie die Gefangenschaft, die Schmach und Marter, und den Tod unschuldiger Menschen, ansehnlicher Bischöffe und Prälaten, ja ihrer eignen Wohlthäter, mit Vergnügen und ohne die geringste Empfindung ansehen konnte, da sie doch sonst vielleicht die kleinste Wunde oder eine andre Verletzung nicht ohne Entsetzen dürfte haben ansehen können. Ein falscher und ungegründeter Religionseifer vertilgte alles natürliche Mitleiden, und verwandelte ihr zärtliches Herze gleichsam in Stahl und Eisen. Man findet, daß die unmenschlichsten Thaten von solchen Leuten ausgeübt worden, welche sonst der Tugend ergeben gewesen. Der grosse französische Kanzler Tellier, welcher sonst allen Ruhm verdienet, eilte, daß er noch vor seinem Ende das blutige und unerhörte Urtheil unterschreiben möchte, welches 1685. über einige 100000. französische Reformirte gefället ward. Wie er diese Missethat begangen hatte, so faltete er seine Hände, und sagte mit Simeon: „HErr, nun läßt du „deinen Diener im Friede fahren, denn meine „Augen haben die Seligkeit gesehen, die von dir „kommt“. Eben dieselbe Wirkung äussert sich auch bey ganzen Nationen. Kein Volk ist mitleidiger als die Spanier und Portugiesen. So ängstlich aber und furchtsam auch eine spanische Dame ist, wenn sie einen Menschen straucheln,

oder

oder das Blut eines Lammes oder eines Huhnes fliessen siehet, so herzhaft und vergnügt ist dieselbe im Gegentheil bey der Hinrichtung unschuldiger Menschen, ja ihrer eignen Freunde und Anverwandten, wenn solche überzeugt werden, daß sie die von den römischen Päbsten anbefohlne Lehrpuncte nicht fassen können. Man bemerkt an ihnen bey solchen Umständen nicht den geringsten Funken eines Erbarmens, sondern diejenigen, welche von Natur die zärtlichsten und mitleidigsten Menschen sind, verändern gleichsam ihre Natur, und werden in Löwen und Tyger verwandelt. Aus dieser Ursache konnte auch die ältere Maria mit Vergnügen ansehen, daß der vortrefliche Erzbischoff Cranmer, welcher doch ehedem ihr Leben gerettet, verhöhnt, verspottet, und als ein Opfer zum Scheiterhaufen geschleppt ward. Aus eben dieser Ursache wollte sie auch ihre fromme Schwester hinrichten lassen, welches gewiß geschehen wäre, wenn die Vorbitte des Königs Philipps nicht eine stärkere Wirkung als die römische Religion gehabt hätte. Und deswegen trug sie nicht das geringste Bedenken, da sie das Reich einer fremden Herrschaft unterwarf, das ganze englische Volk aufzuopfern.

Wenn übrigens diese beyden Königinnen einerley Erziehung genossen, und in einer Schule wären unterwiesen worden, so dürfte man Mühe gehabt haben, in ihrer Aufführung und in ihren Unternehmungen eine sonderliche Ungleichheit zu bemerken. Sie waren beyde keusch, ehrbar,

bar, und eingezogen. Sie waren beyde der Schwermüthigkeit geneigt, sie hatten beyde die Gottesfurcht und Gerechtigkeit vor Augen. Sie führten sich beyde, ungeachtet sie an der Regierung Theil hatten, dennoch gegen ihre Herren mehr wie gehorsame Frauen, als regierende Königinn auf. Die jüngere Maria erwies ihrem Gemahl einen unbedingten Gehorsam, und war ihm niemals in Regierungssachen entgegen. Die ältere Maria gab dem Könige Philipp nicht weniger nach, und würde ihm allen Ansehen nach die Regierung gerne allein übergeben haben, wenn das Parlament solches nicht verhindert hätte. Beyde kamen auch in diesem Stücke überein, daß sie nicht nur zornig werden, sondern auch ihren Zorn nicht so leicht wieder fahren lassen konnten. Kurz, sie hatten beyde gleiche Tugenden und gleiche Schwachheiten. So ähnlich sich aber auch diese beyde Fürstinnen, in Absicht auf ihre natürliche Eigenschaften sind, so ungleich sind sie doch einander, wenn man das von beyden geführte Leben betrachtet. Wegen der verschiedenen Lehrsätze, denen sie folgten, hat die ältere in den Geschichten den Namen der bösen und grausamen, die jüngere aber den Namen der guten und frommen Maria erhalten.

✡ ✡
✡

* * * * * * * * * * * * * * *

Maria Stuart
Königinn von Schottland,
und
Christina
Königinn von Schweden.

Einleitung.

Ich habe in meiner unterirdischen Reise von einem gewissen Lande geredet, wo die Einwohner nicht eher anfingen zu rasen, bis sie alt wurden. Wenn einer daselbst seine Lebenszeit über 40 Jahre gebracht hatte, so muste man ihm Vormünder und Hofmeister setzen. Und dieser Zwang war um so viel nöthiger, weil der Muthwille und die Thorheit stets mit dem Alter zunahmen. In dieser Beschreibung, welche einige für einen blossen Scherz angesehen haben, ist doch eine feine, und auf solche Menschen zielende Satire enthalten, die mit den Jahren an Thorheit, und Ausschweifung zunehmen. Man kann hiervon eben so wenig als von verschiedenen andern Schwachheiten und Ausschwei-

Einige Menschen werden in ihrem Alter

schweifungen der Menschen eine natürliche Ursache angeben. Man kann allein sagen, daß die Natur einige Menschen scheint verkehrt gebildet zu haben, welche damit endigen, womit andre anfangen. Solche Leute könnten als Monstra oder Misgeburten angesehen werden, wenn ihre Anzahl nicht so gar groß wäre. Denn dieser Character ist in den Städten nicht so selten, als in den Wäldern, und unter den Menschen nicht so ungewöhnlich, als unter unvernünftigen Thieren. Denn dieselben werden fast alle, wie sie an Jahren zunehmen, obgleich nicht alle gleich schnell, und in gleichem Grad, immer gesetzter und ernsthafter. Unter allen unvernünftigen Creaturen nimmt man dieses am deutlichsten bey einer Katze wahr. Dieselbe ist, so lange sie noch wächset, das lustigste, und zum spielen am meisten geneigte Thier auf der Welt, so bald sie aber ihre rechte Grösse und Vollkommenheit erreicht, so legt sie alle ihre lustigen Eigenschaften ab, und man bemerkt nichts an ihr, als ein ernsthaftes und beständiges Wesen, und eine philosophische Gravität, ja man kann sie durch kein Locken und durch keine Aufmunterungen dahin bringen, etwas ihrem Stande und Alter unanständiges zu begehen.

wieder jung.

Man bemerkt bey unvernünftigen Thieren in diesem Stücke eine mehrere Ordnung.

Die Natur scheint allen lebendigen Creaturen eine gewisse Zeit bestimmt zu haben, worinn sie aus-

ausrasen sollen. Dieses bemerkt man auch bey allen unvernünftigen Thieren, so lange sie noch wachsen und zunehmen. Bey einigen Menschen aber bricht diese Eigenschaft nicht eher als eben zu der Zeit hervor, da dieselbe billig schon wieder aufhören sollte. Solche Menschen sind gewissen wohllüstigen Personen ähnlich, die in der Verschwendung zunehmen, wie ihr Vermögen abnimmt, und die ihre Ausgeben verdoppeln, wenn ihr Zustand ihnen befiehlt, zu sparen. Man kann sie mit solchen Leuten vergleichen, die nicht eher Lust zu tanzen haben, bis sie Leichdörner bekommen, und nicht eher eine Begierde zu heyrathen empfinden, bis sie der Hörner versichert sind. Das Alter, welches die Menschen sonst insgemein gesetzt und ernsthaft macht, dient ihnen vielmehr zu einem Zunder der Wohllust und Flüchtigkeit. Es ist mit dieser Schwachheit wie mit den Kinderblattern beschaffen, denen fast alle Menschen unterworfen sind, und welche man als einen Tribut ansehen kann, den alle und jede einmal erlegen müssen. Bey den meisten finden sich dieselben in der Jugend ein, und dieß ist der Natur gemäß. Einige aber werden erstlich im Alter damit befallen. Dieses ist unordentlich, und kommt nicht mit dem Namen und der Natur dieser Krankheit überein. Hier in Norden ist das funfzigste Jahr insgemein das critische Jahr. Bisweilen kommt die Thorheit und Kindheit noch später, und viele werden erstlich nach diesem Jahre

Das Alter ist ein Zunder zu neuem Muthwillen.

re von der Begierde zu heyrathen, von dem Verlangen nach Rang und Titeln, und von andern wollüstigen und unordentlichen Begierden angegriffen, welche sonst Eigenschaften der Jugend zu seyn pflegen. Ich habe vor zwanzig und mehrern Jahren viele gekannt, welche wie eine alte ehrbare Katze ausgesehen, die aber nun neugebohrnen Kälbern ähnlich sind, welche nicht eher jung geworden, bis sie zu Jahren gekommen, und nicht eher Lust zur Welt bekommen haben, bis das Alter sie erinnert, derselben zu entsagen. Wenn diese Leute in ihrer Jugend, oder in einem Mittelalter gestorben wären, so hätte man sie als ein Muster andern zur Nachfolge vorstellen können; weil ihnen aber Zeit gelassen worden, die unordentlichen Neigungen der Jugend zu verbessern, so pflegt man dieselben als Beyspiele der Thorheit und Kindheit anzuführen. Wenn Nero in dem sechsten Jahre seiner Regierung gestorben wäre, so würde sein Name bey den Nachkommen eben so heilig gewesen seyn, als er nun abscheulich ist, ja die Regenten würden es für eine Ehre gehalten haben, nach ihm Nerones genannt zu werden, so wie sie es nun für eine Ehre achten, den Titel Augustus oder Kayser zu führen. Wenn im Gegentheil Augustus gleich nach dem Antritte seiner Regierung mit Tode abgegangen wäre, so würde er bey der Nachwelt einen schlechten Nachruhm erlangt haben. Der erste würde ein Muster der Tugend und Frömmigkeit gewesen

Dieses wird durch Beyspiele bestärkt.

seyn, wenn er die Welt eher verlassen, und den letzten würde man als ein Beyspiel der Unordnung und der Untüchtigkeit angeführt haben, wenn seine Lebenszeit nicht so lange gedauert hätte. Wer weis, ob Titus Vespasianus seine Regierung mit solchem Ruhme fortgesetzt hätte, als er dieselbe anfing? Wer weis, ob der Beyname, **der Trost und die Freude des menschlichen Geschlechts**, (deliciae generis humani) den er sich durch seine kurze und vortrefliche Regierung erworben, wenn er ein hohes Alter erreicht, und länger regiert hätte, nicht in den Namen, **der Abscheu und der Haß des menschlichen Geschlechts** (odium generis humani) wäre verwandelt worden. Der weise Salomon würde vor allen Regenten auf Erden den Vorzug behauptet haben, wenn er sein Leben gleich nach der Einweihung des Tempels geendiget hätte. Manasses aber, welcher sein Alter dazu anwandte, daß er die Fehler seiner Jugend verbesserte, kann für einen bessern Regenten gehalten werden, weil die letzten Auftritte in seinem Leben gut und löblich waren, und man insgemein zu sagen pflegt, **Ende gut, alles gut.**

Weil es also in Absicht auf gewisse Menschen ein Schicksal zu seyn scheinet, daß sie eine Zeitlang rasen sollen, so ist es besser, daß die Thorheiten und Ausschweifungen sich in der Jugend, als im Alter äussern. Derjenige verdient ein gröseres Lob, welcher wieder aufbauet, was er vorher niedergerissen, als der dasjenige niederreißt,

was

was er vorher aufgebauet. Es ist weit rühmlicher die Fehler seiner Jugend zu verbessern, als die vorhin ausgeübten guten Eigenschaften zu verderben und zu ersticken, ja es ist aus zweyen Uebeln weit anständiger, ein Manasses als ein Salomon zu seyn. Man handelt unverantwortlich, wenn man die von GOtt zur Besserung verliehene Zeit nicht dazu anwendet, es ist aber noch unverantwortlicher, sich einer solchen Wohlthat nur zu dem Ende zu bedienen, seine natürlichen angebohrnen Tugenden zu ersticken, und seinen Zustand noch ärger zu machen. Denn dadurch bestürmt man die Natur eben zu der Zeit, wenn dieselbe uns die Hand zur Hülfe und Rettung darreichet. Das Alter hat seine natürliche Schwachheiten. Unzufriedenheit, Geitz, Mistrauen, unzeitige Furcht, und andre Fehler, sind unzertrennliche Gefährten desselben. Wenn dergleichen Schwachheiten sich mit den Jahren vermehren, so wundert man sich nicht darüber, weil es natürliche Früchte des Alters sind. Wenn man aber wahrnimmt, daß die Menschen mit den Jahren an Thorheiten zunehmen, wenn man sieht, daß Leute, welche sich ehedem nur mit ernsthaften und nützlichen Dingen beschäfftiget, bey einem hochgestiegnen Alter auf tanzen und spielen und andre Thorheiten verfallen, und sich am liebsten in Frauenzimmer Gesellschaften aufhalten, so muß auch ein Heraclitus darüber lachen, und man kann mit jenem Poeten sagen, Risum teneatis amici.

Es ist besser wenn man in der Jugend raset.

amici. Es ist lächerlich, wenn ein junger Portugiese mit einem ernsthaften Gesichte und einer Brille auf der Nase einhertritt, aber es ist noch weit lächerlicher, wenn ein alter Mann auf einem Besenstiel reitet. Beydes ist der Natur entgegen, das letzte aber dennoch am meisten. Es sind nur gewisse Getränke, insonderheit Bier Most und Wein, welche mit den Jahren immer kräftiger und stärker werden, und daher pflegt man auch einen alten Wein, ein altes Gaudium zu nennen. Mit Menschen und Thieren aber verhält es sich anders, denn wenn bey denselben mit den Jahren Muthwillen und Thorheit wachsen, so ist es eben so seltsam, als wenn ein Schiff gegen den Wind und Strom segeln will. Nichts destoweniger zeigt doch die Erfahrung davon verschiedene Beyspiele. Vor einiger Zeit hörte ich, daß ein gewisser Mann von seinem Bruder folgendergestalt urtheilte: „Wenn ich, sagte er, die Lebensart meines Bruders vor zwanzig Jahren erwäge, da er „gar kein Sklave neuer und fremder Moden war, „und nun bedenke, wie er täglich ganze Stunden „anwendet, seine Haare zu krauseln, und beständig mit den Schneidern und Schustern wegen des „geringsten Fehlers an seinen Kleidern und Schuhen zanket, so scheint er mir, dem unterirdischen „Rathsherrn ähnlich zu seyn, der in seiner Jugend und in seinen männlichen Jahren eine Zierde „des Raths war, in seinem Alter aber mit den „Kindern auf dem Markte spielte.“ Ich konnte sein Urtheil nicht misbilligen. Vielleicht aber dürf-

dürfte man einwenden, es sey unnöthig und vergebens, über diese Schwachheit eine moralische Betrachtung anzustellen, weil man solche bey sehr wenigen Menschen wahrnehme. Aber diejenigen, welche diese Gedanken hegen, dürfen nur über die Einwohner einer grossen Stadt, die Musterung halten, um überzeugt zu werden, daß in einer jeden Gasse zum wenigsten, 1 oder 2 solche Phönomena oder alte Gaudia angetroffen werden, denen in dem Alter, welches man sonst anspornen muß, ein Zaum nöthig ist. Und die zu der Zeit noch Knospen treiben, da die Blätter bereits abfallen sollten, und bey denen die Natur eben dasselbe wirket, was die Fabel von dem Topfe der Medea erzählt, worinn alte Männer in junge Knaben, trockne Stäbe in grüne saftige Zweige, und Kühe in Kälber konnten umgekocht und verwandelt werden. Ich trage Mitleiden mit solchen Menschen, welche mit den Jahren nicht besser und gesetzter werden, diejenigen aber bedaure ich noch mehr, bey denen mit dem Alter die Thorheit wächset und zunimmt; so wie ich dem Glück wünsche, der die Fehler seiner Jugend verbessert, und den noch höher schätze, der seine angebohrnen Tugenden stets zu einer grössern Vollkommenheit zu bringen sucht, wie man an dem jüngern Cato wahrnimmt. Dieser gab in seiner Jugend keinem alten Römer an Ernsthaftigkeit und einem gesetzten Wesen etwas nach, und bemühete sich diese Tugend bey zunehmenden Jahren immer vollkommener zu

machen, daher er auch unter allen seinen Mitbürgern wie eine Sonne, hervorglänzte.

Die Geschichte der beyden Damen, die ich gleich beschreiben will, und welche diese Einleitung veranlasset haben, geben von diesem hysteron proteron, oder von einem so verkehrten Lebenslauf, das deutlichste Beyspiel.

Dieses wird durch die Geschichte dieser beyden Damen bestättiget.

Beyde wurden in ihrer Jugend als zwey große Lichter angesehen, welche von der Natur zum Schmuck und zur Zierde des menschlichen Geschlechts hervorgebracht worden. Alle Tugenden und herrliche Vorzüge schienen sich hier als in einem Centro und Mittelpunct vereiniget zu haben. Verstand, Einsicht, Fertigkeit, Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Anmuth und andre vortrefliche Eigenschaften, welche in der grösten Vollkommenheit bey beyden angetroffen wurden, gaben den Poeten, und Rednern eine reiche Materie, ihre Federn zu schärfen, und zum Ruhm dieser Königinnen prächtige Reden, und reitzende Lobgedichte zu verfertigen. Aber alle diese grossen Vorzüge, welche man bey zunehmenden Jahren in einer noch grössern Reife zu sehen hoffte, wurden in eben so viele Fehler und Schwachheiten verwandelt, so daß diejenigen, welche alle Werkzeuge schienen erschaffen und zubereitet zu seyn, das niedergerissene wieder aufzubauen, und das verwirrte in Ordnung zu bringen, durch ihre Wohllust und Thorheit den Staat endlich in eine solche Verwirrung brachten, daß man,

um

um dem gänzlichen Untergang desselben vorzubeugen, die erste absetzen muste: die andre aber genöthiget ward, selbst die Regierung niederzulegen, weil sie sich schämte, dem Regimente länger in einem Staate vorzustehen, den sie durch ihre seltsame Aufführung zu einem Chaos gemacht hatte. Wenn Maria Stuart zu der Zeit gestorben wäre, als Brantome ihre Lobschrift aufsetzte, so würde ihr Name der schottischen Regententafel zu einem eben so grossen Zierrath gereicht haben, als er nun derselben zur Schmach dienet. Und wenn Christina damals ihr Leben geendiget hätte, da der französische Gesandte Chanut ihr Portrait entwarf, so würde es der Nachwelt schwer gefallen seyn, zu entscheiden, ob es eine grössere Ehre für Gustav Adolph gewesen, eine solche Tochter gezeugt zu haben, oder ob es der Christina zu einem grössern Ruhm gereiche, von einem solchen Vater abzustammen. Weil sie aber lange nachher regierte und lebte, so hat man vielmehr Ursache gehabt zu sagen: **Wie hat doch ein solcher Baum solche Früchte tragen können.** Ja man hat bekennen müssen, daß das Sprüchwort nicht allemal eintreffe: καλὸς κόρακος καλὸν ὠὸν. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.

Maria Stuart.

Diese in der Historie so bekannte und unglückselige Königinn, ist im Jahr 1542 gebohren worden, und war eine Tochter Jacobs des Fünften, Königs von Schottland, und Maria von Lothringen. Ihr Vater starb, nach einem unglücklichen Treffen mit den Engländern, in eben demselben Jahre, und zwar 14 Tage nach der Geburt der Prinzeßinn Maria. Schottland gerieth dadurch in eine grosse Verwirrung, weil Maria, als die nächste Erbinn, ein neugebohrnes Kind war, und der König vor seinem Absterben keine Verordnung gemacht hatte, wie es mit der Verwaltung des Reichs, während der Minderjährigkeit der Prinzessinn, sollte gehalten werden. Nach Maria hatte Jacob Hamilton, Graf von Aran, das nächste Recht zur Krone, welcher aber die Eigenschaften nicht besaß, die zur Verwaltung des Reichs erfordert wurden. Dieser Graf war der Reformation nicht ungeneigt, welche damals viele Freunde in Schottland hatte. Die verwittwete Königinn aber war eifrig katholisch, und ward darinn noch mehr durch

Maria ein neugebohrnes Kind erbt das Reich.

Damaliger Zustand des Königreichs Schottland.

durch den Cardinal Beton bestärkt, welcher Bischoff von St. Andreas, und ein strenger und grausamer war, der bereits viele Proben von seinem barbarischen Gemüthe abgelegt hatte. Der Cardinal und der Graf von Aran geriethen gleich mit einander in Streit. Der Cardinal brachte ein Testament zum Vorschein, welches der verstorbene König sollte gemacht haben. In demselben war der Cardinal, währender Minderjährigkeit der Prinzeßinn, zum Regenten erkläret, und die verwittwete Königinn trat auf seine Seite.

Streit wegen der Verwaltung des Reichs.

Die andere Partey aber trieb den Grafen an, sein Recht nicht fahren zu lassen, und stellte ihm für, daß das Testament von dem Cardinal erdichtet sey, um das hamiltonische Haus des Vorzugs zu berauben, welcher demselben durch die Geburt zukomme, und den Fortgang der Reformirten in Schottland zu hemmen. Obgleich der Graf von Aran viel geneigter war, sein Leben in Ruhe und in der Stille hinzubringen: so ließ er sich doch endlich von seinen Anhängern bewegen, die Verwaltung des Reichs zu begehren, und darauf zu dringen, daß man das zum Vorschein gebrachte Testament untersuchen sollte. Dieß geschahe auch. Das schottische Parlament erkannte, daß dieses Testament falsch und untergeschoben sey, und erklärte den Grafen von Aran einhellig zum Regenten des Reichs. Wie das Parlament annoch versammlet war: so

langte ein englischer Gesandter von dem Könige Henrich dem Achten an, welcher eine Vermählung zwischen dem jungen englischen Prinzen Eduard und der schottischen Maria vorschlug. Der Cardinal Beton setzte sich mit seinen Anhängern aufs äusserste dagegen. Die andre Partey aber, welche stärker war, nahm den Antrag an, und faßte den Entschluß, eine Gesandschaft nach England abzufertigen, sowohl wegen eines Friedens, als auch wegen dieser Vermählung zu handeln. Die Vermählung ward auch wirklich beschlossen. Die schottischen Stände aber wollten die Prinzeßinn Maria nach dem Verlangen des Königs Henrichs nicht gleich nach England schicken, sondern verlangten, daß dieses nicht eher geschehen sollte, bis Maria zehen Jahr erreicht hätte. Welches sich der König Henrich der Achte auch gefallen ließ.

Vorschlag wegen einer Vermählung der Maria.

Wie der Cardinal merkte, daß die römische Religion durch eine solche Verbindung gänzlich in Schottland untergehen würde, so ließ er die Geistlichkeit zusammen rufen, und hetzte dieselbe dergestalt auf, daß seine Partey dadurch in kurzer Zeit weit stärker ward, als die Partey des Regenten. Man bewies sich hierauf gegen die englischen Gesandten feindselig und unhöflich, und die ganze Unterhandlung gieng darüber zurücke. Zugleich fand er nebst der Königinn für gut, den Grafen von Lenox aus Frankreich nach

Schott-

Schottland kommen zu lassen, um den Grafen von Aran die Stange zu halten, und demselben die Regierung aus den Händen zu spielen. Der Graf von Lenox langte auch in Schottland an, wodurch der Anhang des Cardinals so sehr verstärkt ward, daß der Graf von Aran aus Furcht seine eigne Partey verließ, und sich mit dem Cardinal und der verwittweten Königinn vereinigte. Ja er ward so verzagt, daß er die reformirte Religion abschwur, welche er vorher bekannt hatte, und den römischen Glauben annahm. Wie dieses geschehen war, so ward der Graf von Lenox nicht mehr für nöthig angesehen, der aber, wie er merkte, daß man ihn auf eine solche Art betrogen hatte, zum Gewehr griff, und sich zu der englischen Partey schlug, welche ihn auch gegen seine Feinde unterstützte.

Inzwischen breitete sich die Reformation in Schottland immer weiter aus. Der Cardinal suchte dieselbe auf alle Art zu hemmen, und ließ daher nicht nur 1546 einige Protestanten zum Feuer verdammen, sondern sahe auch selbst der Execution mit Vergnügen zu. Er ward aber kurz darauf in seinem eignen Hause ermordet, und aus eben demselben Fenster geworfen, woraus er vorher die Execution eines reformirten Priesters mit angesehen hatte.

Der Cardinal Beton wird ermordet.

Der König Henrich der Achte starb 1547, und hinterließ die schottischen Sachen in einem solchem Zustande, daß man entweder die Unterhandlung we-

wegen der Vermählung des Königs Eduards mit der schottischen Maria abbrechen, oder auch die Schotten mit Macht zwingen muste, dieselbe fortzusetzen und zu erfüllen. Die mächtigste Partey in Schottland, welche durch Frankreich unterstützt ward, war dieser Verbindung entgegen, und daher faßte die Regierung in England den Entschluß, Schottland den Krieg anzukündigen. Der Herzog von Sommersett, welcher währender Minderjährigkeit des Königs Eduards Protector von England war, rückte mit einem Kriegsheer in Schottland ein, und erhielt in der grossen Schlacht bey Musselberg einen so vollkommnen Sieg, daß 14000 erschlagene Schotten auf der Wahlstatt gefunden wurden. Dadurch ward das ganze Land in eine solche Furcht gesetzet, daß der Herzog von Sommersett, wenn er seinen Sieg verfolgt, den schottischen Regenten leicht hätte zwingen können, die Prinzeßinn Maria nebst dem Schlosse in Edinburg auszuliefern. Er begab sich aber nebst seinem Kriegsheer gleich nach der Schlacht wieder nach England.

Krieg mit England.

Dadurch schöpften die Schotten einigermassen wieder Luft, und weil Frankreich ihnen Hülfe sandte, so beschlossen sie, die junge Maria nach diesem Reich zu schicken, welches auch geschahe. Sie hatten dabey eine gedoppelte Absicht. Theils suchten sie dadurch zu ver-

Maria wird nach Frankreich geschickt.

verhindern, daß Schottland durch eine solche Vermählung nicht mit England möchte vereiniget werden, und daß die römische Religion dadurch nicht völlig in Schottland untergehen möchte. Theils wollten sie auch die mit Frankreich verabredeten Tractaten zu Stande bringen, welche bisher wegen einer Vermählung der Prinzeßinn Maria mit dem Dauphin Franciscus in Frankreich gepflogen waren. Diese Ehe ward im Jahr 1558 wirklich vollzogen. Inzwischen waren in Schottland allerhand Veränderungen vorgegangen. Unter andern hatte die verwittwete Königinn den Grafen von Aran gezwungen, ihr die Verwaltung des Reichs zu übergeben; dadurch behielten die Römischcatholischen die Oberhand, und droheten schon mit allerhand Verfolgungen. Die protestantischen Herren wurden deswegen genöthiget, ein Bündniß unter sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Vertheidigung zu schliessen; welches Bündniß unter dem Nahmen der Congregation bekannt ward.

Und daselbst mit dem Dauphin vermählt.

So war der Zustand in Schottland beschaffen, wie die Königinn Elisabeth den engilschen Thron bestieg. Weil diese Königinn allenthalben mit Feinden umgeben war, so hielt sie gleich für rathsam, mit Frankreich und Schottland einen Frieden einzugehen. Aber es entstunden gleich neue Uneinigkeiten unter diesen, weil der König von Frankreich, Henrich der Andre, seinen Sohn,

der

der mit der jungen Königinn von Schottland vermählt war, den Titel von Schottland, England und Irland annehmen ließ. Ich habe in der Geschichte der Königinn Elisabeth bereits angezeigt, worauf Maria ihr Recht zur englischen Krone gründete, und zugleich bemerkt, daß dieses den Grund zu der grossen Eifersucht gelegt, welche nachher stets unter diesen beyden Königinnen herrschte. Elisabeth beschwerte sich zwar heftig über dieses Vornehmen, sie erhielt aber keine andre Antwort, als daß solches theils aus der Ursache geschehen, um zu zeigen, daß Maria aus königlichen Geblüte entsprossen sey, theils auch die Könige von England dadurch zu bewegen, den Titel König von Frankreich fahren zu lassen. Elisabeth aber wollte sich mit solchen Entschuldigungen nicht abweisen lassen, und weil sie versichert war, daß Maria die Absicht hatte, sie vom Thron zu stossen, so sahe sie die schottische Königinn als ihre bitterste Feindinn an.

Anspruch der Königinn Maria auf die englische Krone.

Wie diese Streitigkeiten noch währten, und die Sachen sich in diesen Umständen befunden, so gieng der König von Frankreich, Henrich der Andre mit Tode ab. Durch dessen Absterben ward Maria, welche den Dauphin zum Gemahl hatte, wirklich regierende Königinn von Frankreich, und erhielt dadurch Gelegenheit, ihre Ansprüche gegen die Königinn Elisabeth

Sie wird regierende Königinn in Frankreich

mit

mit desto grösserm Eifer fortzusetzen. Man sahe auch gleich die Wirkung von dieser Veränderung. Die lothringischen Prinzen, welche Anverwandten der Maria waren, und zur Zeit des jungen Franciscus in Frankreich die Regierung führten, schickten nicht lange nach dem Tode des Königs Henrichs des Andern einige tausend Mann nach Schottland, mit dem Befehl, sich mit den englischen Misvergnügten zu vereinigen, und mit gesamter Macht die Königinn Elisabeth vom Thron zu stossen, welcher, wie sie sagten, der Königinn Maria zugehörte. Jedoch dieser Anschlag konnte leichter gefaßt als ausgeführt werden. Denn da Frankreich der einen Partey in Schottland Hülfe leistete, so unterstützte Elisabeth die andre Partey, welche aus Protestanten und andern Misvergnügten bestund, mit einem so guten Erfolg, daß dieselben sich nicht nur eine Zeitlang vertheidigten, sondern endlich gar die Oberhand behielten. Die Regentinn in Schottland, deren Anhänger 1560 im Begriffe waren, in England einzubrechen, muste selbst nach Edinburg entweichen, und war also desto williger, einen Frieden einzugehen, der noch in eben demselben Jahre auf diese Bedingung zu Edinburg geschlossen ward, daß sowol die Franzosen als Engländer Schottland räumen sollten.

Gleich darauf starb Franciscus der Andre, und der Todesfall dieses Königs verursachte einen neuen Auftritt in dem Leben der Königinn Maria. Denn diese Fürstinn, welche bisher vor allen europäischen Prinzeßinnen sowol wegen ihrer grossen

Lei-

Leibes- und Gemüthsgaben, als auch wegen ihrer Macht und Hoheit den Vorzug behaupten konnee, weil sie eine regierende Königinn in Frankreich und Schottland war, und auf England und Irland Anspruch hatte, daß man also in ihrer Person vier Königreiche zu vereinigen dachte; Diese grosse Fürstinn erlebte in den folgenden Zeiten nichts als Widerwärtigkeiten und Drangsale, welche sich mit einem schimpflichen Tode endigten. Sie war von Jugend auf an dem französischen Hofe erzogen, und daselbst in Sprachen und Wissenschaften unterwiesen worden, worinn sie es auch durch Hülfe ihrer angebohrnen grossen Eigenschaften sehr weit gebracht hatte. Brantome machte damals folgendes Portrait von ihr: „Wie sie an Jahren „zunahm, so nahm sie auch an „Schönheit und Tugend zu. Wie „sie 15 Jahr erreicht hatte, so strahlte die Schön„heit ihrer Person wie die Sonne, und ihre Tu„gend gab einen eben so starken Glanz von sich. „Sie war in der lateinischen Sprache sehr wohl er„fahren. In dem 13 und 14 Jahr ihres Alters „hielt sie in Gegenwart des Königs Henrichs und „der Königinn in dem grossen Saal des Louvre la„teinische Reden, und behauptete gegen die allge„meine Meynung, daß es dem Frauenzimmer an„ständig sey, in freyen Künsten und Wissenschaft, „unterrichtet zu werden. Man kann leicht den„ken, mit welchem Vergnügen man werde gehöret „haben, wie diese gelehrte und schöne Königinn

Brantome Portrait der Königinn Maria.

sich

„sich so nett in der lateinischen Sprache auszudrü-
„cken wuste, die sie vollkommen inne hatte. Ich
„bin selbst davon ein augenscheinlicher Zeuge. So
„lange sie in Frankreich war, widmete sie den
„Studien täglich zwo Stunden; und daher wu-
„ste sie von allen Wissenschaften zu reden. In-
„sonderheit hatte sie Lust zur Poesie. Sie machte
„auch selbst Verse, von denen ich einige gesehen,
„die verdienen gerühmt zu werden.“ Man sieht aus diesen Worten des Brantome, daß diese junge Königinn als ein Meisterstück der Natur angesehen worden, und wenn man zugleich die Vorzüge bedenkt, welche sie durch die Geburt besaß, da sie zu vier grossen Reichen bestimmt zu seyn schien, so kann man sagen, daß sie das alleransehnlichste und gröste Frauenzimmer zu den damaligen Zeiten gewesen. Jedoch alle diese Vorzüge wurden in lauter Elend verwandelt, wie aus der folgenden Geschichte erhellet.

Anfang ihrer Tragödie.

Man bemerkte gleich nach dem tödtlichen Hintritt ihres Gemahls, Franciscus des Andern, daß diese Sonne anfing verfinstert zu werden, da ihre Schwiegermutter, Catharina von Medicis, verschiedene Proben der Kaltsinnigkeit gegen sie blicken ließ. So bald Maria dieses merkte, entfernte sie sich vom Hofe, und begab sich zuerst nach Reims und ferner nach Nancy, wo sie sich eine Zeitlang aufhielt. Endlich faßte sie den Entschluß, sich wieder nach Schottland zu begeben, und selbst die Regierung ihres väterlichen Reichs

anzutreten. Weil sie in ihrer Kindheit Schottland verlassen hatte, und ihr also der Zustand dieses Reichs fast ganz unbekannt war: So wurden ihr verschiedene Anschläge gegeben, wie sie sich bey dem damaligen verwirrten Zustande des Reichs aufführen müste. Einige ertheilten ihr den Rath, sich am meisten auf ihren natürlichen Bruder, den Jacob Stuart, und auf die Protestanten zu verlassen, welche damals am stärksten im Reiche waren. Aber Lesley, welcher nachher Bischoff zu Roß ward, und die Historie dieser Königinn beschrieben, rieth ihr, ihr ganzes Vertrauen auf die Römischkatholischen zu setzen, und sich für Jacob Stuart zu hüten. Dieser Lesley ist in der schottischen Historie sehr bekannt, weil er durch seine List und gewaltsamen Anschläge zu dem Unglücke der Königinn Maria am meisten beygetragen.

Maria begiebt sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Schottland.

Wie Maria im Begriffe war, diese Reise anzutreten: so schickte sie einen Gesandten an die Königinn Elisabeth, bey derselben um einen Reisepaß anzuhalten. Elisabeth weigerte sich zwar nicht, denselben zu ertheilen, sie verlangte aber, daß die Königinn Maria vorher den zu Edinburg zwischen beyden Reichen geschlossenen Tractat bestättigen, und das englische Wapen nicht weiter führen sollte. Durch diese abschlägige Antwort ward die schottische Königinn so sehr aufgebracht, daß sie auch desfalls mit dem englischen Gesandten, Trochmorton in einen harten Wortwechsel gerieth, und endlich den Entschluß

schluß faßte, die Reise ohne Paß zu wagen. Sie war auch glücklich, und kam in Schottland den 21 August 1561 sicher und ohne Gefahr an. Ob sie gleich hieselbst von Hohen und Niedrigen mit grossen Freuden empfangen ward: so muste sie doch mit Schmerzen vernehmen, daß die Reformation allenthalben bereits durch so strenge Gesetze befestiget war, daß es ihr selbst nicht frey stund, ihre Religion anders, als in ihrer eignen Capelle, und zwar in aller Stille, auszuüben. Einige schottische Herren waren annoch übrig, welche der römischen Religion eifrig anhiengen, und dieselbe durch die Königinn wieder in den vorigen Stand zu setzen hofften. Niemand war ihnen in diesem Stücke mehr hinderlich, als der natürliche Bruder der Königinn, Jacob Stuart, welcher den Protestanten zu einer grossen Stütze diente, und den sie deswegen zu stürzen suchten. Sie konnten indessen doch ihre Absicht nicht so leicht ausführen, weil dieser Herr den grösten Anhang im Reiche hatte, und der Königinn auch der Rath ertheilt worden, sich am meisten auf ihn zu verlassen. Er behielt desfalls nicht nur seine Stelle, die er vorher bekleidet, sondern die Königinn erklärte ihn auch, nicht lange nach ihrer Ankunft, zu einem Grafen von Murray; ob man gleich wuste, daß sie einem Manne nicht gewogen seyn konnte, den sie als das Haupt der Reformirten, und zugleich auch als einen eifrigen Hofmeister ansahe. Denn er tadelte ihre Verschwendung und ihr wohllüstiges Leben,

und stellte ihr ihre Ausschweifungen oft sehr lebhaft vor Augen.

Ihre erste Aufführung in Schottland.

Die Feinde des Grafens merkten dieses, und machten sich solches zu Nutze. Sie nahmen daher Gelegenheit, die Königinn aufzumuntern, dieses Joch abzuwerfen, weil sie, so lange dieser Herr am Ruder sässe, nicht hoffen könnte, daß die römische Religion in Schottland wieder empor kommen würde. Die Königinn schien nicht ungeneigt zu seyn, diesem Rathe zu folgen. Weil aber damals ein schottischer Herr, nämlich der Graf von Huntley, die Königinn Maria entführen wollte, um sie mit seinem Sohn, Georg Gordon, zu vermählen, der Graf von Murray aber, welcher davon Nachricht erhielt, die Königinn aus dieser Gefahr errettete: so muste sie nothwendig wegen eines solchen Dienstes erkenntlich seyn, und faßte also auf einige Zeit wieder ein Vertrauen zu ihm.

Verschiedene Vorschläge zu einer Vermählung.

Wie dieses in Schottland vorgieng, so ward an dem kayserlichen Hofe an einer Vermählung der Königinn Maria mit dem Erzherzog Carl, dem zweyten Sohn des Kayſers Ferdinands gearbeitet. Dieser Vorschlag war der Königinn Maria nicht unangenehm. Weil sie aber für rathsam hielt, die Königinn Elisabeth nicht zu erzürnen, so ließ sie ihr davon Nachricht geben, um dieselbe gleichsam um Rath zu fragen. Elisabeth ward dadurch in Unruhe gesetzt, weil

weil sie glaubte, daß Maria durch diese Vermählung mit einem fremden und mächtigen Prinzen nur in ihren Ansprüchen auf das englische Reich würde bestärkt werden. Sie gab deswegen zur Antwort, daß diese Vermählung der Königinn Maria gar nicht vortheilhaft sey, weil dieselbe ihr die Hoffnung zur Nachfolge in England raube, indem die englische Nation sich nimmer der Herrschaft eines Prinzen aus dem österreichischen Hause unterwerfen würde. Sie wollte ihr also in dieser Absicht lieber rathen, einen englischen Herrn zum Gemahl zu nehmen, und schlug ihr zu dem Ende ihren Liebling, den Grafen von Leicester vor.

Maria ward dadurch ganz zweifelhaft, und fragte ihren Anverwandten, den Cardinal von Lothringen um Rath, wozu sie sich entschliessen sollte. Der Cardinal ließ ihr antworten, daß die von der Königinn Elisabeth vorgeschlagene Partey ihrer Würde ganz unanständig sey; zugleich ermahnte er sie, sich so wenig durch die Drohungen der Elisabeth schrecken, als durch ihr Versprechen wegen der Succeßion verführen zu lassen, weil man sich nicht darauf verlassen könnte. Nichts destoweniger fund doch Maria für gut, nachdem sie alles wohl überlegt hatte, die Unterhandlung, wegen ihrer Vermählung mit dem Erzherzog abzubrechen, um dadurch ihr Recht zur Nachfolge in England, nach dem Tode der Königinn Elisabeth nicht zu verlieren. Endlich faßte sie den Entschluß, den Lord Darley zum Gemahl zu nehmen, weil derselbe theils vortreflich gebildet, theils auch

aus schottländischen und englischen königlichem Geblüte entsprossen war. Mit dieser Partey war die Königinn Elisabeth eben so wenig zufrieden, und bemühete sich, Maria zur Vermählung mit dem Dudley zu bewegen, den sie vor kurzer Zeit zum Grafen von Leicester gemacht hatte. Allein Maria wollte nichts davon hören.

Zu eben derselben Zeit hielt sich an dem schottischen Hofe ein Italiener, Namens David Rizzo, eines Musikanten Sohn aus Turin, auf, der mit dem Grafen von Moretto nach Schottland gekommen war. Weil dieser Rizzo die Musik sehr wohl verstund, und eine herrliche Stimme hatte, so machte er sich bey den schottischen Hofmusikanten beliebt, von denen er der Königinn vorgestellt ward. Er hatte das Glück, daß seine Stimme der Königin gefiel, und diese bat daher den Gesandten, daß er ihr diesen Rizzo überlassen möchte, welches der Gesandte auch bewilligte. Er hatte wegen seiner vortreflichen Stimme oft Gelegenheit die Königinn zu sehen, und mit ihr zu sprechen, und vergaß nicht, bey solcher Gelegenheit sich die Gnade der Königinn immer mehr zu erwerben, und dadurch sein Glück immer höher zu treiben. Wie endlich der Secretär der französischen Sachen eine Reise nach Frankreich antrat, so ward Rizzo bestellt, seine Geschäfte so lange zu besorgen, und schmeichelte sich bey dieser Gelegenheit so sehr bey der Königinn ein, daß er ihr Liebling, und gleichsam

Geschichte des David Rizzo.

Er wird ein

sam ihr vornehmster Minister ward, so daß alles durch seine Hände gehen muste, und nichts als durch seinen Canal ausgerichtet werden konnte. Nach dem Bericht des Buchanans gieng dieses so weit, daß die Königinn ihm nicht nur an ihrer eignen Tafel einen Platz einräumte, sondern auch öfters in seinem Hause speisete, welches nothwendig zum Mistrauen, und zu allerhand Urtheilen Anlaß geben muste. Melvil, welcher damals bey der Königinn in grossen Gnaden stund, redet folgendergestalt von diesem Rizzo: Sein Hochmuth und seine Frechheit machten ihn bey dem Adel verhaßt. Wenn die Grossen nach Hofe kamen, wegen Reichssachen zu rathschlagen, so funden sie den Rizzo allemal in dem Zimmer der Königinn. Er suchte sich dadurch ein Ansehen zu geben, daß er der Königinn öfters in Gegenwart der Minister, oder bey öffentlichen Versammlungen der Stände, etwas heimlich ins Ohr sagte. Er war übrigens geitzig, und suchte sich bey aller Gelegenheit zu bereichern, und weil er, wie ein jeder wuste, von dem Pabste eine Pension genoß, so hatte man billig Ursache zu besorgen, daß er sich bemühete, die römische Religion wieder einzuführen, und die Reformation in Schottland zu vertilgen. Eben dieser Melvil sagt, daß er oft selbst der Königinn die verdrießlichen Folgen vorgestellt, welcher daraus entstehen könnten, wenn sie fortfahren würde, einer fremden Person eine so übermäßige Gnade zu erzeigen, seine

Liebling der Königinn.

Erinnerungen wären aber allemal übel aufgenommen worden, und die Königinn hätte ihm geantwortet, daß sie sich nicht nach den Einfällen ihrer Unterthanen richten könnte. Er bezeugt ferner, daß er dem Rizzo selbst den Haß zu Gemüthe geführt, welchen die Grossen deswegen auf ihn geworfen, und daß es das Ansehen gehabt, als wenn diese Vorstellungen bey ihm einen Eindruck gemacht. Nach einigen Tagen aber habe ihm Rizzo geantwortet, daß die Königinn ihm befohlen, nur wie er angefangen habe, fortzufahren, und sich nicht an die Urtheile andrer Leute zu kehren. Wenn man dieses Zeugniß mit den Worten des Buchanans vergleicht, so sieht man, daß sich die Königinn von diesem Rizzo ganz regieren lassen. Daß Camden in der Historie der Königinn Elisabeth nichts von diesem italiänischen Liebling meldet, bestärkt die Zeugnisse der andern mehr, als daß es dieselben schwächen sollte; weil er sich bemühet, alle Fehler der Königinn Maria zu entschuldigen, und allen ihren Ausschweifungen eine Farbe zu geben.

Weil Rizzo von dem Pabste eine Pension erhielt, und daher allem Vermuthen nach an der Wiedereinführung der römischen Religion in Schottland arbeitete, so meynt man, daß die Königinn auf sein Anstiften den Mylord Darley zu ihrem Gemahl erwählt, welcher römischcatholisch war, und daher dieses Werk befördern konnte. Sie ließ diesen Herrn 1565 nach Schottland kommen, und so wohl empfangen, daß ein

jeder

jeder die Absichten der Königinn errathen konnte. Rizzo richtete gleich mit demselben die genaueste Freundschaft auf, welche so weit gieng, daß sie auch in einem Bette zusammen schliefen. Von der Zeit an, da die Königinn den Rizzo einer solchen Gnade würdigte, nahm das Ansehen des Grafen von Murray immer mehr und mehr ab. Ja man ließ, um ihn zu stürzen, ausbreiten, daß er im Sinne gehabt, die Königinn zu entführen. Andre aber bezeugen, daß diese Beschuldigung falsch gewesen, und sagen blos, daß er sich gegen diese Vermählung der Königinn mit dem Darley gesetzt, und mit einigen andern schottischen Herren verbunden habe, dieselbe zu hintertreiben. Aber seine Mühe war vergebens. Denn Maria überredete verschiedene Herren, welche ihr gewogen waren, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Vermählung in einer zu dem Ende angestellten Versammlung ertheilten. Der gemeine Mann aber murrete darüber. Die Königinn Elisabeth rieth ihr gleichfalls, davon abzustehen. Aber dem allen ungeachtet ward doch die Vermählung den 29. Jul. in eben demselben Jahre vollzogen, und Darley führte von der Zeit an den Namen eines Königs.

Andre Ehe der Königinn Maria mit Darley.

Verschiedene Misvergnügte, welche diese Vermählung zu hindern gesucht, und deswegen zu den Waffen gegriffen hatten, wurden gleich nach der Vollziehung derselben vor Gericht gefor-

dert, von ihrem Verfahren Rechenschaft zu geben. Sie wegerten sich aber zu erscheinen, und nahmen ihre Zuflucht zu der Königinn Elisabeth. Einige grosse Herren, welche dieser Parteyen gleichfalls zugethan waren, nahmen auch die Flucht nach England. Dieses sowohl, als die Vermählung der Königinn und die grosse Gnade, welche Maria dem Rizzo erwieß, verursachte ein allgemeines Misvergnügen unter den Pöbel, und dasselbe ward durch die Predigten einiger Geistlichen nicht wenig vermehrt, welche öffentlich die Gefahr vorstellten, worinn die reformirte Religion schwebte. Dieses alles aber war doch nicht vermögend, den Eifer der Königinn zu mäßigen. Sie lies den Flüchtigen stark nachsetzen, und man meynt, daß sie von Rizzo darinn bestärkt worden, weil derselbe sich durch die Güter der entwichenen Herren zu bereichern suchte.

Die Königinn wird kaltsinnig gegen ihren Gemahl.

Wie dieses vorgieng, so merkte man, daß die Liebe der Königinn gegen ihren neuen Gemahl immer schwächer ward, und dieses nahm mit der Zeit so sehr zu, daß sie ihre Kaltsinnigkeit nicht mehr verbergen konnte. Sie ließ es nicht allein dabey bewenden, daß sie ihm insgeheim allerhand Verdruß erweckte, sondern sie gab auch öffentlich die Verachtung zu erkennen, womit sie seine Person ansahe. Im Anfange ihrer Vermählung hatte sie in öffentlichen Schriften den Namen des Königes ihrem eignen vorsetzen lassen. Hierauf befahl sie,

sie, ihren Namen voran zu setzen, und endlich ließ sie den Namen des Königs gar von den Münzen weg. Die Gnade aber, welche sie auf den Rizzo geworfen, nahm immer mehr zu. Ich übergehe hier, was Buchanan zur Beschämung dieser Königinn angeführt, weil er vielleicht in diesem Stücke zu weit gegangen. So viel ist gewiß, daß dieser gar zu vertrauliche Umgang mit dem Rizzo bey dem Könige, und zwar nicht ohne Ursache eine heftige Eifersucht erweckte. Melvil, welcher die Mittelstrasse zwischen dem Buchanan und Camden hält, bezeugt, daß die flüchtigen schottischen Herren, wie sie dieses Misverständniß zwischen dem Könige und der Königinn gemerkt, sich dasselbe zu Nutze zu machen gesucht, und den König aufgemuntert, den Rizzo aus dem Wege zu räumen, um dadurch zugleich von ihrem grösten Feinde befreyet zu werden.

Der König ließ sich dazu bereden, und überlegte mit seinen Bedienten, wie dieses am besten und sichersten könnte ins Werk gerichtet werden. Die Königinn aber, welche von diesem Anschlag zeitig Nachricht erhielt, ward dadurch so sehr auf den König erbittert, daß er zur Gnüge daraus schliessen konnte, wie heftig Rizzo von ihr geliebt würde. Weil also der Anschlag offenbaret war, und der König befürchtete, daß er seines eignen Lebens nicht sicher seyn möchte, so bat er den Grafen von Lenox, ihm ein Mittel zu eröfnen, seine Person in Sicherheit zu setzen. Dieser ertheilte

ihm

ihm den Rath, die flüchtigen Herren zurücke kommen zu lassen, um durch deren Hülfe den Rizzo die Stange zu halten. Wie man damit beschäfftiget war, so wurden die Stände in Schottland zusammenberufen. Rizzo unterließ nicht, einen jeden insonderheit zu ermahnen, sich der Königinn gefällig zu erzeigen, und die Rückkunft der flüchtigen Herren nicht zu bewilligen. Der englische Gesandte nahm sich zwar ihrer an, er richtete aber nichts dadurch aus, weil Maria sich aus allen Kräften dagegen setzte.

Weil nun der König sahe, daß auch dieser Anschlag vergebens war, und daß seine Person stets in grössere Gefahr gerieth, so verfiel er wieder auf seinen ersten Vorsatz, den Rizzo aus dem Wege zu räumen. Nachdem er dieses abermals mit seinen Freunden überlegt hatte, so ward der Tod desselben beschlossen, und man setzte eine Schrift auf, worinn der König sich selbst für den Urheber dieser Execution erklärte. Die Hinrichtung ward 1566 auf folgende Art vollzogen. Wie die Königinn an der Tafel saß, und Rizzo sich auch in diesem Gemach befand, so schlich der König hinein, dem der Lord Ruthwen, Duglaß und einige andre folgten. Diese letztern brachen mit solcher Gewalt ins Zimmer, daß auch die Tafel darüber umgestossen ward. Die Königinn fragte den Ruthwen, was dieses bedeuten sollte. Derselbe aber antwortete nicht darauf, sondern wandte sich zu Rizzo, und sagte, daß ihm der Platz nicht zukä-

Rizzo wird umgebracht.

zukäme, welchen er dorten eingenommen, woraus man schliessen kann, daß Rizzo an der Tafel der Königinn gesessen. Wie Rizzo merkte, daß es auf ihn gemünzet war, so griff er zitternd an den Rock der Königinn, um bey ihr Schutz zu suchen, und die Königinn bemühete sich auch, sich zwischen ihm und den Zusammenverschwornen zu setzen. Der König aber faßte sie um den Leib, und sagte, daß sie für ihre Person nichts zu besorgen hätte, wodurch er zugleich verhinderte, daß sie den Rizzo nicht beschützen konnte. Inzwischen zog Duglaß dem Könige den Degen von der Seite, und durchstach damit den Rizzo, welcher gleich in ein andres Zimmer geschleppt, und daselbst völlig hingerichtet ward. Zu eben derselben Zeit, wie dieser Mord geschahe, war die Königinn mit dem Prinzen schwanger, der nachher in England und Schottland regierte. Man sagt, daß die Furcht, worinn die Mutter damals gesetzt worden, eine solche Wirkung bey der Geburt gehabt, daß der König Jacob keinen blossen Degen sehen können. Es scheint dieses aber ein Gedichte zu seyn, wozu der Abscheu, den dieser König für den Krieg gehabt, Gelegenheit gegeben.

Die Königiñ wird gefänglich eingeschlossen.

Gleich nach dem Tode des Rizzo ward die Königinn eingeschlossen gehalten. Sie fand aber doch Gelegenheit, mit dem Melvil zu reden, und fertigte denselben an den Magistrat zu Edinburg, mit dem Befehl ab, den Pö-

bel

bel zu ihrer Befreyung aufzubieten. Aber der gemeine Mann, welcher mit der Regierung der Königinn misvergnügt war, bezeigte sich ganz kaltsinnig. Einige stellten sich zwar bewafnet bey dem Schlosse ein, wie aber der König aus dem Fenster mit ihnen sprach, und ihnen anzeigte, daß Rizzo mit seinem Willen und auf seinen Befehl hingerichtet worden, so gieng ein jeder wieder nach Hause.

So lange die Königinn eingeschlossen gehalten ward, war Schottland gleichsam ohne Regierung und Obrigkeit. Es war aber dieser Zustand von keiner langen Dauer. Denn der König, welcher weder Standhaftigkeit noch Herz besaß, bereuete diese That unverzüglich. Sobald die Königinn dieses merkte, so machte sie dem Könige so viele Liebkosungen, bis sie denselben endlich überredete, ihr die Mörder des Rizzo zur Strafe zu übergeben. Dadurch gerieth der König bey seinen Freunden, welche diesen Mord auf sein Anstiften, und um ihn von einem Nebenbuhler zu befreyen, vollzogen hatten, in eine grosse Verachtung. Dieselben aber wurden zugleich in eine nicht geringe Furcht gesetzt, und weil sie sich wider Vermuthen von dem Könige verlassen sahen, so waren sie willig, den ihnen von der Königinn angebotenen Vergleich einzugehen. Wie der Vergleich sollte unterschrieben werden, so stellte die Königinn dem Könige für, daß diese Unterschrift nicht für gültig könnte gehalten werden, so lange sie noch im Arrest sey, und bat deswegen, daß man die Wache möchte abtreten lassen. Kaum

war

war dieses geschehen, so nahm sie die Flucht, und kam zu Dumbar glücklich an. Sie setzte sich gleich für, den Tod des Rizzo zu rächen. Die Thäter aber hatten bereits die Flucht nach England genommen, und es wurden also nur einige geringe Personen ergriffen und hingerichtet. Damit muste sie sich diesesmal genügen lassen. Den Körper des Rizzo aber ließ sie nach dem Bericht des Buchanans in die königliche Gruft versenken. Sie entflieht.

Wie die Königinn auf solche Art wieder auf freyen Fuß gekommen war, so suchte sie dem Könige allen nur ersinnlichen Verdruß zu machen. Sie konnte ihn gar nicht leiden, und scheuete seine Gegenwart allenthalben; ja wie er einsmals nach Sterlyn kam, so verließ sie diesen Ort unverzüglich, und begab sich nach dem Schlosse in Edinburg, um daselbst ihr Kindbette zu halten. Von dieser Zeit an warf sie ihre Liebe auf den Grafen von Bothwél, und dieser Herr gelangte mit der Zeit zu eben derselben Gunst, welche Rizzo vorher genossen hatte. Den 19 Jun. 1566 ward sie mit einem jungen Prinzen entbunden, der den Namen Jacob erhielt, und ein Stammvater der Könige aus dem stuartschen Hause ist, welche fast bis auf diese Zeit in England regiert haben. Sie ließ der Königinn Elisabeth gleich von ihrer Entbindung Nachricht geben, welche durch diese Zeitung im Anfang ganz niedergeschla- Ihr Verhalten gegen den König. König Jacob wird gebohren.

geschlagen ward, endlich aber, wie die erste Empfindung überstanden war, den Entschluß faßte, sich hierüber vergnügt zu stellen. Beyde Königinnen fuhren also fort, einander freundlich zu begegnen, ob es gleich keine von beyden aufrichtig meynte.

Ihre Liebe zu dem Bothwel.

In der Zeit, welche zwischen der Geburt des Prinzen, und der Taufe desselben war, begegnete die Königinn ihrem Gemahl mit solcher Verachtung, daß das ganze Land Mitleiden mit ihm haben muste. Bothwel aber hatte ihr ganzes Herze eingenommen. Dieser Graf erschien bey der Taufe des Prinzen überaus prächtig, der König aber schämte sich, wegen seines elenden und armseligen Zustandes, worinn er lebte, ans Licht zu kommen, worüber sich alle rechtschaffene Leute ärgerten. Diese beständige Verachtung verursachte, daß er sich endlich entschloß, nach Glasgow zu seinem Vater zu reisen, welcher den Hof bereits seit einiger Zeit verlassen hatte, um kein Zeuge von dem täglichen Schimpf seines Sohnes zu seyn. Wie er im Begriff war, diese Reise anzutreten: so ließ ihm die Königinn durch einige von ihren Bedienten alle seine silbernen Geschirre wegnehmen, und an deren statt andre von Zinn wieder geben, mit welchen er abreisen muste. Er hatte aber kaum eine Viertelmeile zurückgelegt: so ward er von einer heftigen Krankheit angegriffen, welche man für eine Wirkung des ihm

Ihr böser Anschlag gegen den König.

bey-

beygebrachten Giffts hielt. Er setzte aber dennoch seine Reise fort, und kam glücklich zu Glasgow an, woselbst er, vermittelst seiner guten Natur, wiewohl nicht ohne grosse Gefahr und Schmerzen, einigermassen wieder zur vorigen Gesundheit gelangte.

Im Anfange des folgenden 1567 Jahres ward die grosse Tragödie mit diesem unglückseligen Könige, und zwar auf folgende Art, gespielt. Wie der König annoch krank war: so reisete die Königinn mitten im Winter, nebst ihrem jungen Sohne, von Sterlyn nach Edinburg. Hieselbst erfuhr sie, daß der König den Entschluß gefaßt, so bald er sich nur einigermassen wieder würde erhohlt haben, nach Spanien zu fliehen, und daß er zu dem Ende auch schon ein Schiff, welches ihn dahin bringen sollte, in segelfertigen Stand setzen lassen. Weil aber dadurch ihr Vorhaben, sich mit dem Grafen von Bothwel zu vermählen, rückgängig geworden wäre, indem sie, so lange ihr rechtmäßiger Gemahl noch lebte, keine neue Verbindung eingehen konnte: so suchte sie diese Flucht auf alle Art zu verhindern. Sie stellte sich deswegen, als wenn sie sich wieder mit ihm aussöhnen wollte, und ließ einen liebreichen Brief nach dem andern an ihn abgehen. Endlich besuchte sie den König selbst zu Glasgow, und, nachdem sie ihn durch ihre ausserordentlichen Liebkosungen sicher gemacht, so überredete sie ihn endlich, daß er sich in einem Tragstuhl wieder nach Edinburg bringen ließ. Man räumte ihm bey seiner Ankunft ein

Haus nahe am Walle ein, weil man vorgab, daß er auf dem Schlosse an der nöthigen Ruhe möchte gehindert werden. Inzwischen besuchte ihn die Königinn einige Tage fleißig, und ließ auch ihr Bette in ein Gemach bringen, welches gerade unter seinem Zimmer war. Kurz, sie richtete alles auf eine solche Art ein, daß dieser einfältige Herr alles Mißtrauen bey Seite setzte, und sich einbildete, daß der vorige Haß nunmehro wieder in eine aufrichtige Liebe verwandelt worden. Es geschahe aber alles nur zu dem Ende, ihn einzuschläfern, damit die Königinn den mit dem Bothwel bereits überlegten gottlosen Anschlag desto sicherer ins Werk setzen könnte. Einige, welche die Königinn deswegen in Verdacht hatten, hielten es zwar für ihre Pflicht, dem Könige davon Nachricht zu geben. Sie durften es aber nicht wagen, weil dieser Herr die Schwachheit hatte, daß er der Königinn alles wieder sagte, was man ihm offenbaret hatte.

Wie der Anschlag überlegt, und beschlossen war, und die Zeit herannahete, daß derselbe sollte vollzogen werden: so verließ die Königinn das Haus des Königs, um einer von ihren Hofdamen bey zustehen, welche schwanger war, und eben damals sollte entbunden werden. In der folgenden Nacht ward der König in seinem Bette erstickt, und in den Garten geworfen, nachdem man vorher das Haus, worinn er sich aufgehalten, durch untergelegtes Pulver in die Luft sprengen lassen.

Der König wird ermordet.

lassen. Man wollte gleich Anfangs dem Volke, welches in grosser Menge dahin eilte, einbilden, daß der König durch die Gewalt des Pulvers in den Garten geworfen worden, weil man denselben aber in seinen Pantoffeln fand, und der Leib von dem Feuer nicht beschädiget worden, so wollte es niemand glauben. Man war vielmehr durchgehends versichert, daß er im Bette erstickt worden, und man ward noch mehr in dieser Meynung bestärkt, da man an seinem Halse verschiedene blaue Zeichen wahrnahm, welche dieses deutlich genug zu erkennen gaben. Das Gerücht gieng gleich, daß er von dem Grafen von Murray umgebracht worden: Aber einige Hofleute, welche von der Sache besser unterrichtet waren, sagten einander ins Ohr, daß der Graf von Bothwel sein Mörder sey, und daß der König mit einer Serviette erstickt worden. Die beyden oftangezogenen Skribenten, Buchanan und Camden, stimmen in diesem Stücke nicht mit einander überein. Der erste schreibt diese Missethat der Königinn Maria zu, welche sich hierinn der Hülfe des Bothwels bedient. Der andre aber hält den Grafen von Murray für den Thäter. Obgleich die folgenden Geschichte das Zeugniß des Buchanans ziemlich glaubwürdig machen: so sind doch noch allemal einige gewesen, welche die letzte Meynung verfochten haben, bis endlich ein gelehrter Engländer, Namens Anderson, vor kurzer Zeit die eigenhändigen Briefe der Königinn Maria an den Bothwel ans Licht gebracht, welche die von dem Bu-

chanan gegebene Nachricht vollkommen bestätti-gen. Die Königinn ließ, wie eben derselbe Skribent bezeugt, gleich den Leib des Königs zu sich bringen, und gab endlich, nachdem sie denselben eine Zeitlang sehr kaltsinnig beschauet, Befehl, den Körper in die königliche Gruft einzusenken. Es ist merkwürdig, daß Camden sich nicht getrauet, diese und andre dabey vorgefallene Umstände zu wiederlegen, woraus zu erhellen scheint, daß die Beschuldigungen, womit man die Königinn belegt, wohl gegründet gewesen.

Wie der Graf von Murray erfuhr, daß man ihn für den Thäter hielt: so ließ er sich, ob er gleich krank war, dennoch zwey Tage nachher am Hofe sehen, um zu zeigen, daß er die Beschuldigungen seiner Feinde nicht achte, und niemand unterstund sich auch, ihn deswegen zur Rede zu setzen. Die Königinn erschien einige Tage nicht öffentlich, nachher aber setzte sie ihre vorige Lebensart wieder fort, und der Graf von Bothwel begleitete sie allenthalben. Der Pöbel aber war in der heftigsten Bewegung, und beschwerte sich offenbar darüber, daß man nicht nach dem Thäter forschte, für welchen Bothwel von allen gehalten ward. Bey solchen Reden und Drohungen konnte Bothwel nicht länger schweigen, sondern war gezwungen sich zu stellen, als wenn er sich vertheidigen wollte. Er begab sich deswegen in der Begleitung seiner Freunde zu dem Herzog von Argyle, welcher der höchste Richter im Reiche

Bewegungen über diesen Mord.

che war, und verlangte von ihm, daß die Sache möchte untersucht werden. Man nahm dieselbe auch wirklich vor, und die Zeugen wurden zum Verhör gefordert. Wie aber die Untersuchung recht ihren Anfang nehmen sollte, so ward dieselbe wieder aufgehoben, und der Hof versprach denjenigen bloß eine Belohnung, welche die Mörder des Königes ausforschen könnten. Dadurch aber ließ sich doch der Pöbel nicht besänftigen. Denn ein jeder war versichert, daß diese schändliche That von der Königinn und dem Bothwel betrieben worden, ob es gleich niemand wagen wollte, dieselben öffentlich anzuklagen. Man ließ es also allein dabey bewenden, daß man diesen Verdacht durch Schandschriften und garstige Lieder zu erkennen gab. Bothwel ward dadurch bewogen, denjenigen zum Duell heraus zu fordern, der sich erkühnen würde, ihm diesen Mord beyzumessen, und ließ solches an gewissen Orten der Stadt durch einen öffentlichen Anschlag kund machen. Man ertheilte ihm aber in andern gleichfalls öffentlich angeschlagenen Schriften die Antwort, daß er darauf nicht lange warten sollte, wenn er nur die Zeit und den Ort benennen würde, wozu aber Bothwel keine Lust bezeigte.

Endlich wagte es der Graf von Lenox, der Vater des Königes, und klagte den Bothwel wegen des an dem König begangenen Mords öffentlich an. Die Königinn ward dadurch in eine grosse Bekümmerniß gesetzt, weil sie dem Vater des Königes dieses Recht nicht versagen konn-

Bothwel wird beschuldiget und frey erkannt.

te. Nachdem sie allerhand Mittel vergebens angewandt, diese Untersuchung zu hintertreiben, so muste sie endlich zulassen, daß diese Sache von einigen Commissarien vorgenommen ward. Weil aber Bothwel es durch sein grosses Ansehen dahin brachte, daß die meisten von seinen Anhängern zu Commissarien ernannt wurden, so ward er von dieser Beschuldigung losgesprochen. Dieses bezeugt Melvil mit eben denselben Worten, der noch ein Liebling der Maria war, woraus man sieht, daß man die Königinn in diesem Stücke nicht freysprechen kann. Sie bestärkte selbst den Verdacht, worinn sie sich bey allen gesetzt hatte, dadurch noch weit mehr, daß sie alle ihre Gnade dem Bothwel zuwandte, einem Manne, der öffentlich wegen des an ihrem vorigen Gemahl begangenen Mords war angeklagt worden. Denn wenn er auch gleich unschuldig gewesen wäre, so war es doch der Königinn höchst unanständig, einen solchen Mann zum Liebling zu erwählen, und zwar gleich nach begangner Missethat, die ihm allein, und keinem andern von allen beygemessen ward.

Die grosse Vertraulichkeit zwischen der Königinn und dem Bothwel gieng so weit, daß sich ein Gerücht über das ganze Land ausbreitete, daß die Königinn den Entschluß gefaßt, sich mit demselben zu vermählen. Dieses muste nothwendig bey den Unterthanen ein grosses Misvergnügen erwecken. Der Lord Herris reisete deswegen

nach

nach Edinburg, und warf sich zu den Füssen der Königinn, um dieselbe zu bitten, von diesem Vorhaben abzustehen. Er stellte ihr zugleich die Schmach und die Unruhe vor, welche daraus entstehen würde, wenn sie einen solchen Mann heyrathete, den alle und jede für den Mörder ihres Gemahls hielten. Die Königinn schien darüber bestürzt zu werden, und antwortete, daß sie nicht begreifen könnte, woher dieses Gerüchte müsse entstanden seyn. Sie fügte zuletzt ganz kaltsinnig hinzu, daß sie ihr Herz noch nicht an Bothwel gehängt hätte. Melvil überreichte ihr auch einen Brief aus England, welcher von eben derselben Materie handelte. Es ward aber durch alle diese Vorstellungen nichts ausgerichtet. Denn einige Tage nachher, wie die Königinn nach Edinburg reisete, kam Bothwel ihr mit einigen bewafneten Männern entgegen, und entführte sie nach Dumbar. Melvil, welcher bey dieser That gegenwärtig war, bezeugt, daß Bothwel allein das Pferd der Königinn angehalten, die Königinn aber habe kein Wort geredet. Eben derselbe sagt auch, daß der Capitain Blackwater, welcher die Königinn nach Dumbar begleitete, ihm die Versicherung gegeben, daß alles vorher mit der Königinn überlegt worden, und nichts ohne ihren Willen geschehen sey

Die Königinn läßt sich von Bothwel entführen.

Sobald Bothwel zu Dumbar angelangt war, brachte er es durch sein grosses Ansehen dahin,

daß seine erst vor sechs Wochen vollzogene Vermählung durch zwey Urtheile wieder getrennt und aufgehoben ward, wozu ihm, wie man sagt, sein eigner Schwiegervater behülflich gewesen. Nach dieser Ehescheidung führte er die Königinn nach Edinburg, und erklärte an dem Tage darauf öffentlich, daß sie in vollkommner Freyheit lebe, welches zu dem Ende geschahe, damit niemand sagen möchte, daß sie zu dieser Vermählung mit dem Bothwel gezwungen worden. Hierauf lies er die anwesenden schottischen Herren zur Tafel laden, und überlieferte ihnen eine Schrift zur Unterzeichnung, deren Inhalt war, daß es der Königinn nützlich sey, sich mit dem Grafen von Bothwel zu vermählen, weil dieser Graf sehr viel Freunde und Anhänger in den Gränzstädten habe, und daher besser als sonst jemand im Stande sey, die Regierung zu beschützen. Zuletzt ward die Nothwendigkeit dieser Vermählung auch noch dadurch dargethan, weil Bothwel bereits bey der Königinn seit einiger Zeit die Stelle eines Gemahls vertreten. Wie die Unterschrift geschehen war: so ward die Vermählung durch den Bischoff von den orcadischen Inseln mit protestantischen Ceremonien vollzogen.

Und vermählt sich mit ihm.

Dieses erweckte eine grosse Verbitterung in dem ganzen Reiche. Wie die Königinn solches merkte, so beschloß sie mit einigen grossen Herren, zu ihrer und des Bothwels Sicherheit ein Bündniß aufzurichten. Alle Freunde des Bothwels unter-

unterzeichneten dasselbe willig. Andre aber wegerten sich, zu dieser Partey zu treten, unter denen auch der Graf von Murray befindlich war, welcher aus dieser Ursache Schottland verließ, und sich nach Frankreich begab. Dadurch so wohl, als durch andre Umstände kann Camden wiederlegt werden, der dem Grafen von Murray den an dem König begangnen Mord aufbürden will. Man fuhr inzwischen im ganzen Lande fort, sich darüber zu beschweren, daß man den Tod des Königs nicht rächete, und daß die Königinn sich mit demjenigen wieder vermählt hätte, welcher von allen für den Mörder des Königs gehalten würde. Endlich vereinigten sich verschiedne vornehme Herren in der Absicht, den Tod des Königs zu rächen, und diese unanständige Verbindung zu zernichten. Sie glaubten dieses letztere um so viel leichter zu erhalten, weil der Königinn bereits von ihrem neuen Ehegatten sehr übel war begegnet worden. Melvil bezeugt, daß sie einsmals ein Messer verlangt, um sich selbst zu ermorden, weil sie sein hartes und freches Verfahren nicht länger ertragen könnte.

Aufstand gegen die Königinn.

Weil die vereinigten Herren nicht zweifelten, daß die Einwohner in Edinburg ihnen in ihrem Vorhaben Hülfe leisten würden: so überlegten sie miteinander, die Stadt einzuschliessen, damit die Königinn und Bothwel nicht entfliehen möchten. Bothwel aber, welcher von diesem Anschlag zeitig Nachricht erhielt, entwich eiligst

aus der Stadt, und nahm die Königinn mit sich. Die Zusammenverschwornen setzten ihm zwar nach, sie konnten ihn aber nicht wieder einhohlen. Wie dieser Anschlag mißlungen war: so rückten sie gegen Edinburg, welche Stadt ihnen gleich die Thore öfnete, worauf die Anhänger der Königinn, die sich noch in der Stadt befunden, ihre Zuflucht zu dem Schlosse nahmen. Inzwischen versäumeten Bothwel und die Königinn nicht, sich auf alle Art zu verstärken, und sammleten einige Truppen, mit denen sie gegen Edinburg rückten. Die Zusammenverschwornen giengen ihnen entgegen, und man glaubte, daß es zu einem Treffen kommen würde. Weil aber die Königinn merkte, daß ihr Kriegsvolk ihr nicht sonderlich geneigt war, und also befürchten muste, von ihnen verlassen zu werden: so hielt sie für rathsam, sich mit den Mißvergnügten in eine Unterhandlung einzulassen. So bald dieselbe ihren Anfang nahm, entwich Bothwel in der grösten Eile nach Dumbar. Die Königinn übergab sich den Mißvergnügten, von welchen sie nach Edinburg geführt, und daselbst genau bewahrt ward. Sie erkaufte aber gleich einen Soldaten, einen Brief an den Bothwel zu bestellen, welcher mit den zärtlichsten Ausdrücken angefüllt war, worinn sie denselben ihren liebsten Herrn nannte, und versprach, ihn niemals zu verlassen.

Sie wird in Verhaft genommen.

Dieser Brief fiel den Mißvergnügten in die Hände, welche darauf für rathsam hielten, sie nach der von dem

dem Grafen von Murray besetzten Festung Lochlewen zu bringen.

Die Königinn beschwerte sich zwar heftig über dieses Verfahren, sie richtete aber dadurch nichts aus, denn ihre Sache ward durch folgenden Zufall noch mehr verschlimmert. Wie Bothwel zu Dumbar angekommen war, so fertigte er jemanden nach Edinburg ab, einen Kasten abzuhohlen, den er daselbst in Verwahrung gelassen hatte. Dieser Kasten aber ward von den Misvergnügten angehalten. Nachdem derselbe eröfnet worden, so traf man darinn viel Verse und Briefe an, unter welchen letztern auch einige befindlich waren, welche von dem bösen Anschlag gegen den verstorbnen König zeugten, und die Art und Weise betrafen, wie derselbe sollte ins Werk gesetzt werden. Buchanan sagt, daß man darinn auch drey zwischen der Königinn und Bothwel aufgerichtete Ehecontracte gefunden, wovon die Königinn einen mit eigner Hand noch vor dem Tode des Königs geschrieben hatte. Dieses verwirrte die Sache der Königinn gänzlich, und Bothwel ward über diese Begebenheit so verzweifelt, daß er nach den orcadischen Inseln entflohe, wo er eine Zeitlang einen Seeräuber abgab, theils seinen Unterhalt zu erwerben, theils auch, sich an den Schotten zu rächen.

Bothwel flieht aus dem Lande.

Inzwischen überlegten die misvergnügten Herren, was man mit der gefangnen Königinn anfangen sollte. Sie merkten, daß es nicht rathsam

sam sey, sie wieder auf den Thron zu setzen, und beschlossen daher, ihr die Regierung zu nehmen. Zu dem Ende fertigten sie den Grafen von Lindsey ab, ihr dieses kund zu machen, und sie zu überreden, die Krone ihrem jungen Sohne aufzusetzen. Einige sagen, daß dieser Antrag mit der Drohung begleitet gewesen, daß man, wenn sie sich nicht gutwillig dazu bequemte, dieselbe gerichtlich wegen des an dem König begangnen Mords anklagen wollte. Die Königinn ward darüber sehr bestürzt. Weil sie aber sahe, daß es nicht rathsam seyn würde, sich dagegen zu setzen, so gab sie ihre Einwilligung, und zwar um so viel eher, weil ihr einige heimlich wissen liessen, daß alles ungültig sey, was sie im Gefängniß zusagte, und daß sie alles wiederrufen könnte, sobald sie wieder in Freyheit käme.

Die Königinn wird gezwungen der Regierung zu entsagen.

Wie sie in das Begehren der Misvergnügten gewilliget hatte: so ersuchte man sie, selbst einen Regenten währender Minderjährigkeit ihres Sohnes zu bestimmen. Die Königinn ernannte dazu den Grafen von Murray, weil sie entweder selbst auf denselben fiel, oder weil man ihr heimlich zu verstehen gegeben hatte, daß man diesen Herrn am liebsten haben wollte. Hierauf geschahe die Abtretung der Königinn den 24 Jun. 1567, und der neue König ward einige Tage darauf, durch den Bischoff der orcadischen Inseln gekrönet. Nicht lange nachher that sich eine neue Par-

Partey, zum Dienst der Königinn hervor. Die Anhänger derselben wandten ein, daß sie mit diesem Vergleich nicht zufrieden wären, weil derselbe ohne Vorwissen so vieler andern Herren geschlossen worden, und erklärten sich endlich offenbar für die Königinn. Wie diese Verwirrung annoch währte: so kam der Graf von Murray wieder aus Frankreich zurück. Er begab sich, gleich nach seiner Ankunft zur Königinn, die er, an statt eines Trostes, den sie von ihm hoffte, mit Scheltworten und Vorwürfen belegte; welches Verfahren die Königinn, wie man sagt, weit mehr, als alles andre geschmerzt, was ihr wiederfahren war. Er ward darauf von seiner Partey zum Regenten des Reichs erklärt, und setzte sich in den Besitz aller Städte.

Nichts destoweniger hatte doch Maria, ob sie gleich zu Lochlewen gefangen saß, annoch viele Freunde und Anhänger. Denn ausser den Römischcatholischen, hatte sie auch alle Feinde des Regenten auf ihrer Seite, ob gleich die letztern der Partey der Königinn nicht sowohl aus Liebe zu ihr, sondern vielmehr aus Haß gegen den Regenten beytraten. Man unterließ bey diesen Umständen nicht, dem Bothwel nachzusetzen, und beyde Partheyen waren darinn einig, diesen Mann zu verfolgen. Man hätte ihn auch beynahe ertappt, er entflohe aber, und kam nach Dännemark, wo er ins Gefängniß gesetzt ward. Er lebte noch zehn Jahre nachher, jedoch in solchen elenden Umständen, daß

Ende des Bothwels.

daß er aus Gram seinen Verstand verlohr. Camden sagt, daß er noch vor seinem Ende erklärt, daß die Königinn Maria an dem Mord des Königs unschuldig sey. Weil er aber diese Aussage nicht bewiesen: so hat niemand diesem Zeugnisse Glauben zugestellt.

Der Fall des Grafen von Bothwel hatte einen grossen Einfluß in die Umstände der Königinn, und dieselben wurden dadurch merklich verändert. Denn weil der Haß und die Verbitterung hauptsächlich wegen der Person dieses Grafen entstanden: so nahm das Mißvergnügen nach dem Fall desselben gegen die Königinn immer mehr und mehr ab, und viele grosse Herren verliessen die Partey des Regenten wieder.

Maria entflieht aus dem Gefängnisse.

Bey diesen Umständen erhielt die Königinn Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Der Graf von Murray ward dadurch in eine grosse Furcht gesetzt, insonderheit da er sahe, daß sie von allen Orten her Beyfall erhielte. Er merkte also, daß er entweder selbst die Regierung niederlegen, oder eine Feldschlacht wagen müste, und wählte endlich das letzte. Nachdem er ein Kriegsheer auf die Beine gebracht hatte, welches doch nicht so stark als die Kriegsmacht der Königinn war: so brach er mit demselben von Glasgow zu eben derselben Zeit auf, wie die Königinn ihn mit ihrem Kriegsheer aufsuchte. Ihre Macht bestund aus 6000 Mann, womit sie den Re-

Schlacht bey Glasgow.

gen-

genten bey Glasgow angriff, der im Anfange der Schlacht nicht mehr wie 4000 Mann bey sich hatte. Der Regent aber erhielt, dieser merklichen Ungleichheit ungeachtet, dennoch einen vollkommenen Sieg, und die Königinn ward genöthiget, die Flucht nach den englischen Gränzstädten zu nehmen, damit sie ihrem Feinde nicht in die Hände fallen möchte. Sie schloß sich zuerst in der Festung Haris ein, weil sie aber daselbst so wenig, als in allen andern schottischen Festungen sicher zu seyn glaubte: so faßte sie den Entschluß, sich nach England zu begeben. Sie fertigte deswegen sogleich einen Gesandten an die Königinn Elisabeth ab, und ließ bey derselben um Schutz anhalten. Elisabeth antwortete unverzüglich, daß sie bereit sey, ihr als einer Schwester, alle Freundschaft zu erweisen. Wie Maria diese Versicherung erhalten hatte: so begab sie sich nach England. Sie landete zu Wirkinton, in der Grafschaft Cumberland, und schickte von hier gleich einen beweglichen Brief an die Königinn Elisabeth, worinn sie zu erkennen gab, daß sie aus ihrem Gefängnisse in der Absicht entflohen sey, um sich in Sicherheit zu setzen. Weil sie aber auf dem Wege von ihren Feinden angegriffen und ihr Volk zerstreuet worden, daß sie also in Schottland nicht weiter sicher gewesen: so habe sie den Entschluß gefaßt, ihr Reich zu verlassen, und bey Elisabeth Schutz zu suchen. Sie begehrte zuletzt, daß man ihr erlauben möchte,

Maria flüchtet nach England.

nach

nach London zu kommen, um der Königinn Elisabeth ihre Noth persönlich vorzustellen.

Sobald Elisabeth von der Ankunft der Königinn Maria in England Nachricht erhielt: so schickte sie gleich einen von ihren Hofbedienten ab, dieselbe zu empfangen, und befahl, daß man ihr als einer Königinn begegnen sollte. Sie ließ dieselbe aber nach einiger Zeit nach Carlisle bringen, und an diesem Orte schrieb Maria, nach dem Bericht des Camdens abermals einen Brief an Elisabeth, worinn sie eine mündliche Unterredung mit der Königinn zu halten verlangte. Elisabeth aber gab ihr in ihrer Antwort zu erkennen, daß es der Wohlstand nicht zuliesse, eher mit ihr zu reden, bis sie die harten Beschuldigungen von sich abgelehnt, daß sie ihren Gemahl umbringen lassen, oder wenigstens sich keine Mühe gegeben, die Mörder zu erfahren. Zugleich ersuchte sie die Königinn Maria, auf eine Widerlegung dieser Anklage bedacht zu seyn, und ihr davon Nachricht zu geben. Hierauf ward beschlossen, daß Elisabeth die Vertheidigung der Königinn Maria anhören, und dieselbe, wenn sie unschuldig befunden würde, in Schutz nehmen sollte. Es ist übrigens offenbar, daß Elisabeth dadurch nur Zeit zu gewinnen, und unter einem desto bessern Vorwand die Königinn noch länger im Gefängnisse zu behalten suchte, damit sie inzwischen alles desto reiflicher überlegen könnte.

Es ward diese Sache gleich in dem englischen geheimen Rath vorgetragen,

Sie wird in

gen, und nachdem verschiedene Meynungen darüber gefället worden, so fiel die Königinn Elisabeth endlich denen bey, welche dafür hielten, daß die Königinn Maria noch länger in Verhaft bleiben sollte. Die Königinn Elisabeth ward ausser andern Staatsursachen auch noch durch eine besondre Eifersucht gegen die gefangne Königinn bewogen, diesen Rath zu billigen, weil dieselbe schöner und jünger als sie war, obgleich die schottische Maria in andern Stücken nicht mit Elisabeth konnte verglichen werden. Damit aber die Königin von England dieses harte Verfahren einigermaßen beschönigen möchte, so stellte sie sich, daß ihr nichts lieber seyn sollte, als von der Unschuld der Maria überzeugt zu werden, damit sie ihr, ohne sich der Nachrede des Volks zu unterwerfen, Hülfe leisten könnte. Aber zu eben derselben Zeit, wie sie der Maria diese Versicherungen gab, bemühete sie sich, die Sache so lange aufzuhalten, bis sie einen Schluß zu ihrer eignen Sicherheit fassen könnte. Sie wollte zwar dem äusserlichen Ansehen nach nicht leiden, daß jemand von der Königinn Maria übel redete, dennoch aber waren ihr die öffentlich ausgestreueten Beschuldigungen nicht unangenehm, weil sie dadurch Gelegenheit erhielt, die Sache immer von einer Zeit zur andern aufzuschieben. Maria glaubte eine Zeitlang, daß Elisabeth es ernstlich meynte, und nichts so sehr als ihre Befreyung wünschte. Wie sie aber endlich die Verstellung

Verhaft gezogen.

Klugheit der Königinn Elisabeth.

merkte, so war sie auf andre Mittel bedacht, sich in Freyheit zu setzen. Sie richtete aber dadurch nichts anders aus, als daß sie der Königinn Elisabeth Gelegenheit gab, sie noch länger gefangen zu halten.

Inzwischen war in Schottland alles in der grösten Verwirrung, und Elisabeth wuste sich diese Unruhe vortreflich zu Nutze zu machen, indem sie sich zum Richter unter den streitenden Parteyen aufwarf. Sie ordnete auch wirklich eine Commißion an, die Beschuldigungen, welche gegen die Königinn Maria vorgebracht worden, zu untersuchen, und der Graf von Murray, welcher Regent in Schottland war, stellte sich nebst andern schottischen Herren vor dieser Commißion ein. Maria wegerte sich zwar, diese englischen Commissarien für ihre Richter zu erkennen, die Sache ward aber nichts destoweniger vorgenommen, und die Zeugen wurden verhört. Der Graf von Murray legte das Bekenntniß derjenigen dar, welche am Leben gestraft worden, weil sie an diesem Mord Theil gehabt. Er ließ auch den Kasten herbey bringen, welchen Bothwel aus Edinburg hatte wollen wegschaffen lassen, und zeigte den Commissarien die Briefe, Verse und Contracte, wovon bereits vorher geredet worden.

Elisabeth aber wollte doch kein Urtheil in dieser Sache sprechen, obgleich das Verhör gehalten worden; sondern blieb bey ihrem einmal gefaßten Vorhaben, und suchte nur Zeit zu gewinnen. Sie erklärte sich zwar, daß sie nicht weiter mit dem

Re-

Regenten sprechen wollte, nichts destoweniger hielt sie doch verschiedene Unterredungen mit ihm. Von demselben erfuhr die Königinn Elisabeth auch das geheime Verständniß zwischen der Königinn Maria und dem Herzog von Norfolk, welches ihr eine grosse Unruhe erweckte. Und weil zu eben derselben Zeit auch der Anschlag des Pabstes offenbaret ward, durch einen florentinischen Kaufmann, Namens Ridolfi einen Aufruhr in England zu erregen, so hielt sie für nöthig, die Königinn Maria nach der Festung Tutbury bringen zu lassen.

Wie Elisabeth Nachricht erhielt, daß an einer Vermählung der Königinn Maria mit dem Herzog von Norfolk gearbeitet würde, und nicht unbillig besorgte, daß eine solche Verbindung gefährliche Folgen nach sich ziehen möchte; so ließ sie dem Herzog wissen, von diesem Vorhaben abzustehen, welches derselbe auch versprach. Wie er aber nichts destoweniger seinen Anschlag ins Werk zu richten suchte, so ließ ihn Elisabeth in Verhaft nehmen, und nach dem Towr in London bringen, woraus er aber doch nachher wieder befreyet ward. Ich übergehe hier die Unruhen, welche zwischen England und Schottland wegen der Gefangenschaft der Königinn Maria entstunden, wie auch die vielen gegen die Königinn Elisabeth sowohl in, als ausser dem Lande geschmiedeten und offenbarten Conspirationen, welche verursachten, daß Maria immer genauer verwahrt, und von einem Orte zum Zusammenverschwö-

rungen gegen Elisabeth.

andern gebracht ward. Diese Bewegungen währten bis 1586, da Elisabeth endlich für rathsam hielt, allen diesen Unruhen und der Gefahr ein Ende zu machen, womit sie beständig bedrohet ward, so lange Maria lebte. Die gröste Conspiration ward in dem bemeldeten Jahre 1586 entdeckt, da einige von den Anhängern der Königinn Maria sich mit einander verschworen hatten, die Königinn Elisabeth umzubringen. Sie wurden aber alle gegriffen, und am Leben gestraft.

Nach dieser Execution faßte der englische Hof den Entschluß, über die Königinn Maria ein Urtheil fällen zu lassen, um das Land einmal wieder in Ruhe zu setzen. Elisabeth ordnete zu dem Ende eine Commißion an, welche aus 42 Commissarien bestund, denen sie noch fünf von den obersten Richtern des Königreichs beyfügte, um diese Sache völlig zu Ende zu bringen, und ein Urtheil abzufassen. Sechs und dreyßig Commissarien begaben sich deswegen den 9 Oct. nach Fotheringay, wo Maria damals verwahrt ward, und gaben ihr von dieser Commißion Nachricht. Maria antwortete darauf, daß sie sich billig wunderte, daß man mit ihr, als mit einem Unterthan verfahren wollte. Sie sey eine gekrönte Königinn, und könnte deswegen vor keinem Gerichte erscheinen, sie würde auch nichts eingehen, was ihrer Würde und der Hoheit ihres Sohnes nachtheilig und unanständig sey. Endlich fügte sie hin-

Maria wird für eine Commißion gefordert.

hinzu, wenn es ihr auch anständig wäre, vor einem Gerichte zu erscheinen, so sey es ihr doch nicht einmal möglich, weil man ihr alle Schriften weggenommen habe. Sie wüste sich übrigens nicht zu besinnen, daß sie die Königinn Elisabeth durch irgend eine Unternehmung zum Zorne sollte gereitzet haben, oder daß sie eine Missethat begangen hätte.

Darüber ward drey Tage gestritten, in welcher Zeit Maria beständig behauptete, daß sie keinen Richter über sich erkennen könnte. Sie beharrte auch fest bey diesem Entschlusse, ob man gleich drohete, mit der Untersuchung der Sache nichts destoweniger fortzufahren, und über die Königinn Maria wegen ihres Ausbleibens ein Urtheil zu fällen. Endlich hielt einer von den Commissarien, Namens Hatton, eine Rede an die Koniginn, wodurch sie sich bewegen ließ. Er sagte, sie sey zwar angeklagt, aber nicht verurtheilt. Wenn sie unschuldig wäre, so litte ihre eigne Ehre, wenn sie sich durch ihr Ausbleiben gleichsam stillschweigend für schuldig erkennte. Endlich fügte er hinzu, daß es der Königinn Elisabeth zum Vergnügen gereichen würde, sie für unschuldig zu erklären, und bezeugte, daß er solches aus ihrem eignen Munde gehöret. Diese Rede hatte die Wirkung, daß Maria endlich, nachdem sie einige Tage Bedenkzeit genommen, den Entschluß faßte, vor der Commißion zu erscheinen. Die Richter, deren 36 waren, versamleten sich auf dem grossen Saal des Schlosses, und die gefangene Königinn

begab sich auch dahin. Nachdem ein jeder seinen Sitz genommen, so gab der Kanzler der Königinn in einer Anrede zu erkennen, daß sie beschuldiget worden, daß sie an dem Untergang der Königinn Elisabeth, des englischen Reichs und der protestantischen Religion gearbeitet habe, und daß die Königinn Elisabeth ihnen daher Befehl ertheilt, diese Beschuldigungen zu untersuchen, und die Vertheidigung der Königinn zu vernehmen. Wie der Kanzler seine Rede geendiget hatte, so stund die Königinn auf, und sagte, daß sie nach England gekommen sey, um den ihr versprochenen Schutz zu geniessen. Sie sey eine Königinn und kein Unterthan der Königinn Elisabeth, und deswegen erschiene sie auch nicht aus Schuldigkeit, sondern ihre Würde und Ehre zu vertheidigen. Nachdem dieses geschehen war, und man die Anrede des Kanzlers sowohl als die Antwort der Königinn in die Feder gefaßt hatte, so ward die letzte Conspiration gegen das Leben der Königinn Elisabeth verlesen, und zugleich erwiesen, daß Maria nicht allein mit darum gewust, sondern auch die Mittel an die Hand gegeben habe, diesen Anschlag auszuführen. Maria aber läugnete dieses, und sagte, daß sie die angeführten Personen niemals gesehen habe, und daß man sie durch ihre eigenhändigen Briefe überzeugen müsse. Hierauf wurden die Copeyen von den Briefen verlesen, welche Babington, der sich sehr eifrig bey dieser Conspiration erwie-

Beschuldigungen, welche man gegen die Königinn vorgebracht.

erwiesen, an die Königinn abgelassen, worinn die ganze Zusammenverschwerung umständlich beschrieben war. Maria antwortete, daß sie alle diese Briefe für erdichtet hielte, und wenn sie auch richtig wären, so könnte man doch nicht beweisen, daß solche von ihr angenommen worden. Ferner las man das von Babington vor seinem Tode abgelegte Bekenntniß, worinn derselbe bezeugt, daß er verschiedene Briefe an die Königinn geschrieben, und daß solche auch von der Königinn beantwortet worden. Endlich wurden einige Briefe verlesen, welche die Königinn in Ziffern an die Zusammenverschwornen abgelassen, welche aber die Königinn gleichfalls nicht für die ihrigen erkennen wollte. Und so weit gieng man in der ersten Seßion. Erste Session.

In der andern Seßion wurden abermals die Copeyen von einigen Briefen verlesen, welche an die Königinn Maria geschrieben worden, worinn man ihr von dem zu Paris gefaßten Anschlag, und von der Art Nachricht gab, wie man England anzugreiffen gedächte, und es ward zugleich erwiesen, daß die Königinn diese Briefe erhalten. Maria antwortete, daß man daher nicht beweisen könnte, daß sie der Königinn Elisabeth nach dem Leben gestanden. Diese Beschuldigung suchte sie hauptsächlich von sich abzulehnen, weil sie glaubte, daß die andern nicht hinlänglich wären, ihr das Leben abzusprechen. So oft man ihr also vorhielt, daß sie sich bemühet, eine fremde Macht gegen Eng- Andre Session.

land aufzubringen, und die protestantische Religion auszutilgen, so antwortete sie beständig, sie habe keinen Antheil an der Conspiration gehabt, welche die Hinrichtung der Königinn Elisabeth betroffen. Auf die andern Puncten habe sie nicht nöthig zu antworten. Ja sie habe der Königinn Elisabeth elbst angezeigt, daß sie alle Mittel anwenden und versuchen würde, sich in Freyheit zusetzen. Dieses ward in der andern Seßion vorgenommen.

Dritte Session. In der dritten Seßion wiederhohlte man das vorige, und zugleich wurden einige Briefe der Königinn Maria verlesen, worinn sie zu erkennen gab, daß kein andres Mittel übrig sey, die Niederlande wieder unter spanischen Gehorsam zu bringen, als daß ein katholischer Regent auf den englischen Thron gesetzt würde. Man las auch andre Briefe her, worinn sie ihr Recht zur englischen Krone dem Könige von Spanien übertragen. Sie läugnete dieses nicht, sondern antwortete blos etwas anderes darauf. Nachdem sie ihre Rede geendiget, so ward sie von dem Schatzmeister gefragt, ob sie sonst noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätte, Maria antwortete, daß sie verlangte, von der Königinn selbst in Beyseyn des ganzen Parlaments gehöret zu werden.

Vierte Session. Den 25 Octob. ward das Gericht abermals fortgesetzt. Es wurden einige vorgefordert, welche ihre Aussagen mit einem Eyde bekräftigten, und hierauf fällte man das Urtheil, wodurch Maria mit diesen Wor-

Worten, für schuldig erklärt ward: Daß seit dem 1 Jun. in dem 27 Jahr der Regierung der Königinn Elisabeth durch den Antonius Babington und andre mit Vorwissen der Königinn Maria verschiedene gefährliche Dinge gegen das Reich vorgenommen worden, daß die Königinn Maria von dieser Zeit an zur englischen Krone berechtiget zu seyn geglaubt, und allerhand Anschläge gegeben, welche auf das Verderben der Königinn Elisabeth abgezielt. So viel ward von den Richtern allein öffentlich kund gemacht, denn Elisabeth fand nicht für rathsam, mehrere Umstände ans Licht kommen zu lassen, daher einige, und insonderheit der Verfasser der Schrift, welche unter dem Titel, **Marterthum der Maria**, ans Licht getreten, Anlaß genommen, dieses Gericht für verdächtig zu halten.

Urtheil, welches über die Königinn Maria gefället worden.

Einige Tage nachher versammlete sich das Parlament, welches das von der Commißion über die Königinn Maria gefällte Urtheil bestättigte, und zugleich bey der Königinn Elisabeth durch eine Bittschrift anhielt, daß dasselbe unverzüglich möchte vollzogen werden. Elisabeth ertheilte darauf eine Antwort, wobey sie die Absicht hatte, ihre Unruhe und Ungewißheit in dieser Sache zu erkennen zu geben. Sie wollte darinn zeigen, daß sie zwar zur Güte geneigt sey, aber wegen der Liebe zu ihrem Volke, nicht wuste, wozu sie sich entschliessen sollte. Diese auf Schrauben gesetzte Antwort Verstellung

der Königinn Elisabeth.

zeigt, daß diese kluge Königinn die Kunst, sich zu verstellen, in einem so hohen Grad, als sonst jemals ein Regent besessen. Man merkte aber doch, daß sie es nicht ernstlich meynte, ob sie sich gleich noch so unruhig stellte, und die Execution von einem Tag zum andern verschob. Denn die Redensarten, welche in der Antwort auf die Bittschrift des Parlaments befindlich waren, daß sie die Wohlfahrt des Landes ihrer eignen Wohlfahrt vorzöge, und daß die Sicherheit des Landes nicht könnte erhalten werden, so lange Maria lebte, gaben deutlich genug zu erkennen, daß sie begehrte, daß das Volk glauben möchte, es geschehe nicht ohne innige Betrübniß, daß sie genöthiget sey, das Begehren des Parlaments zu erfüllen. Ihre Aufführung, die man nachher an ihr bemerkte, bestärkt die Muthmassung, denn sie prorogirte das Parlament gleich darauf, weil sie besorgte, daß dasselbe ihre Worte nach den Buchstaben annehmen, und also das Urtheil mildern möchte.

Das Todesurtheil wird der Königinn Maria angekündiget.

Einige Tage nach der Prorogation des Parlaments, stellten sich zweene Herren bey der Königinn Maria ein, um derselben anzuzeigen, daß ihre Richter ihr das Leben abgesprochen hätten, welches Urtheil von dem Parlament bestättiget, und die Vollziehung desselben verlangt worden; wie auch, daß man dafür gehalten, daß die Sicherheit des Landes und der Religion nicht bestehen

könn-

könnte, so lange sie noch am Leben wäre. Die Königinn Maria hörte diese Aukündigung mit grosser Standhaftigkeit an, und schien sich darüber zu freuen, daß die Religion die Ursache ihres Todes sey, wesfalls sie in der römischen Kirche unter die Märtyrer würde versetzt, und wodurch alle ihre Sünden könnten ausgetilgt werden. Nachher aber sagte sie doch mit einiger Bewegung, es sey kein Wunder, daß die Engländer, welche ihren eignen Königen so oft das Leben genommen, mit einer Prinzeßinn von königlichem Geblüte auf eben dieselbe Art verführen. Obgleich der französische Ambassadeur L. Aubespine durch seine Fürbitte die Execution einige Tage aufhielt: so machte man dieselbe endlich dennoch auf Befehl der Königinn Elisabeth in London öffentlich kund, wobey diese Fürstinn zu erkennen gab, daß sie durch das ausdrückliche und inständige Verlangen des Parlaments dazu gleichsam genöthiget worden. Wie Maria von dieser Publication Nachricht erhielt: so merkte sie gleich, daß sie weiter keine Gnade zu hoffen hätte. Sie schrieb deswegen einen weitläuftigen Brief an Elisabeth, und bat, daß dieselbe ihr einige Dinge zustehen möchte, welche die Art der Execution, ihr Begräbniß, und ihre Bedienten betrafen. Man weiß aber nicht, ob dieser Brief der Königinn übergeben worden. Ihr Sohn, der junge König in Schottland, ließ an die Königinn Elisabeth ein Schreiben abgehen, und legte eine Fürbitte für seine Mutter ein, welche aber ohne Frucht war. Der König

Verschiedene vergebliche Fürbitten.

nig von Frankreich fertigte den Präsidenten von Bellievre nach England in eben derselben Absicht ab, welcher sein Geschäffte auch mit grossem Eifer ausrichtete. Er übergab ein Memorial, welches öffentlich bekannt gemacht ward, und worinn die bewegtichsten Gründe enthalten waren, um das Mitleiden der Königinn Elisabeth gegen diese unglückselige Königinn zu erwecken. Er erhielt aber auf dieses Memorial von der Königinn Elisabeth folgende Antwort: Die Sache sey bereits so weit gekommen, daß eine von beyden Königinnen sterben und untergehen müste, und sie hoffte, daß der König von Frankreich ihr Leben so hoch schätzen würde, als das Leben der Königinn Maria. Einige haben alle Mühe, welche der französische Gesandte, dem äusserlichen Ansehen nach, angewandt, nur für ein verstelltes Wesen gehalten. Maurier bezeugt, von seinem Vater gehört zu haben, daß Bellievre Befehl gehabt, sich zwar öffentlich zu stellen, als wenn er sich bemühete, Maria in Freyheit zu setzen, heimlich aber auf ihren Tod zu dringen. Dieser Verdacht scheint nicht übel gegründet zu seyn, wenn man den damaligen Zustand in Frankreich erwegt, da das guisische Haus, mit welchem Maria verwandt war, den König in eine grosse Furcht gesetzt hatte.

Ein mörderischer Anschlag auf

Wie man auf den Ausgang dieses Trauerspiels wartete: so ward entdeckt, daß der französischr Abgesand-

sandte L. Aubespine zweene Mörder erkauft, die Königinn Elisabeth umzubringen. Einer von diesen Mördern ward durch sein Gewissen gerührt, und offenbarte es den Ministern, worauf man den Ambassadeur ersuchte, sich nach dem Hause des Großschatzmeisters zu begeben, woselbst der Rath versammlet war, und die Zeugen ihm vorgestellt wurden. Camden sagt, daß er sich nur schlecht vertheidiget, und sich bloß auf das Völkerrecht berufen, welches einem Gesandten die Freyheit ertheilte, niemanden als seinem eignen Könige von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Der Großschatzmeister ließ es also dabey bewenden, daß er ihm einen harten Verweis gab, und ihn warnte, eine Königinn nicht zum Zorn zu reizen, welche Macht und Recht hätte, ihn ihre Rache empfinden zu laßen. Dabey blieb es, und man hielt nicht für rathsam, diese Sache weiter zu untersuchen. Wie aber dieser gottlose Anschlag dem Pöbel in England kund ward: so hörte man denselben allenthalben rufen, es sey für die Königinn Elisabeth keine Sicherheit zu hoffen, so lange Maria lebte. Dieses war es eben, was der Hof wünschte, denn derselbe suchte den gemeinen Mann von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß das über die Königinn Maria gefällte Urtheil müsse vollzogen werden. Camden meynt, daß die Königinn Elisabeth damals noch zweifelhaft gewesen, und sich nicht entschliessen

das Leben der Königinn Elisabeth.

Welcher ihren Tod befördert.

sen können, eine Königinn hinrichten zu lassen, die mit ihr verwandt war, und nicht unter ihrer Bothmäßigkeit stund. Er fügt hinzu, daß man, um die Königinn zur Vollziehung des Urtheils zu bewegen, ein Gerücht ausprengen lassen, daß eine fremde Macht im Begriffe sey, England anzugreiffen, daß verschiedene sich zusammen gerottet, der Königinn das Leben zu nehmen, und daß man beschlossen habe, sobald Elisabeth aus dem Wege geräumt worden, London in Brand zu stecken. Es ist wahrscheinlicher, daß der Hof selbst dieses Gerüchte ausstreuen lassen, und daß der Tod der Königinn Maria bereits vorher fest beschlossen gewesen.

Ich will hier von der aufs höchste getriebenen Verstellung der Königinn Elisabeth nicht weitläuftiger handeln, welche dieselbe nicht nur bey der Unterzeichnung des Urtheils, sondern auch bey der Vollziehung desselben blicken ließ. Es muste heissen, daß die Execution wider ihren Willen, und ohne ihr Wissen vorgenommen worden. Sie ließ auch deswegen ihrem Secretair Davidson den Proceß machen, weil derselbe gar zu sehr mit der Vollziehung geeilet. Ich will mich vielmehr zu dem letzten Auftritt in dieser Tragödie, nämlich zu der Hinrichtung der Königinn Maria wenden.

An dem Tage vor der Execution wurden einige an die Königinn Maria abgefertiget, um ihr anzuzeigen, daß sie sich zum Tode bereiten möchte, weil der folgende Tag zur Vollziehung des Urtheils

theils angesetzt worden. Maria antwortete sehr kaltsinnig, daß sie nicht geglaubt hätte, daß die Königinn in ihren Tod willigen würde, insonderheit da sie kein Unterthan von ihr sey. Doch, fuhr sie fort, weil man es für gut befunden, so soll es mir eine Freude seyn, zu sterben. Denn die Seele ist der ewigen Freude nicht werth, wenn der Leib nicht einen Hieb von dem Scharfrichter ausstehen kann. Sie begehrte hierauf die Freyheit, mit ihrem Beichtvater zu reden, welches ihr aber abgeschlagen, und an dessen statt der Bischoff oder Decanus von Peterborough angeboten ward. Denselben aber wollte sie nicht annehmen, und sagte, daß dieser Mann einer andern Religion beypflichtete, und also kein bequemer Tröster für sie wäre. Sie wollte sich daher bey Ermangelung ihres Beichtvaters selbst in Gott trösten.

Mariä Bereitung zum Tode.

Sobald sie von den Herren, welche ihr den Tod angekündiget hatten, verlassen worden, bat sie, mit der Abendmahlzeit zu eilen, damit sie desto mehr Zeit haben möchte ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sie setzte sich hierauf an die Tafel und speisete, obgleich sehr wenig. Inzwischen vergossen ihre Bedienten und Aufwärter bittre Thränen. Wie die Königinn dieses merkte: so tröstete sie dieselben, und sagte, daß sie sich vielmehr darüber freuen sollten, daß ihre Königinn einmal von allen Widerwärtigkeiten befreyet würde, da ihr ganzes Leben ja eine Kette von

Elend

Elend und Drangsalen gewesen. Wie die Tafel bald geendiget war: so trank sie auf die Gesundheit aller Anwesenden, welches von denselben mit Thränen und Seufzern beantwortet ward. Nach der Tafel sahe sie ihr Testament durch, und schrieb eines jeden Namen hinzu, dem sie etwas zugedacht hatte, sie theilte auch einem jeden mit eigner Hand Geld aus. An ihren Beichtvater ließ sie einen Brief abgehen, und erinnerte denselben seiner Pflicht für sie zu beten. Sie schrieb auch noch verschiedene Briefe an den König in Frankreich, und an die Herren des guisischen Hauses, und bat sich ihrer Bedienten anzunehmen.

Wie der zur Execution bestimmte Tag heran brach: so schmückte sie sich wie eine Braut, an dem Tage ihrer Vermählung. Und nachdem sie mit ihren Bedienten geredet, und von allen Abschied genommen hatte: so betete sie so lange in ihrer Capelle, bis der Landrichter zu ihr hinein trat, und sagte, daß nun alles zu ihrem Tode fertig sey. Sie antwortete: **Ich bin auch fertig,** und gieng zum Gerichtsplatze. Sie trug ein Crucifix von Elfenbein in der Hand, und hatte das Haupt mit einem leinen Tuch verhüllet. Auf dem Wege begegneten ihr verschiedene Herren, unter denen auch der ihr so getreue Melvil, der schottische Minister, befindlich war, welcher die Geschichte dieser Zeiten beschrieben. Derselbe fiel auf die Knie und weinte, und beklagte sein Schicksal, daß er diese betrübte Zeitung nach

Schott-

Schottland bringen müste. Maria aber tröstete ihn und sagte, daß er nicht sie, sondern diejenigen beklagen sollte, die nach ihrem Blute dürsteten. Hierauf setzte sie ihren Weg fort, und Melvil trug die Schleppe von ihrem Kleide. Wie sie an den Gerichtsplatz gekommen war, und sich niedergesetzt hatte: so ward das Urtheil verlesen, welches sie mit grosser Kaltsinnigkeit anhörte. Ein Geistlicher hielt hierauf eine Rede von dem vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zustand der Königinn. Sie fiel ihm oft in die Rede, und bat ihn, daß er sie nicht beunruhigen möchte, und bezeugte zugleich, daß sie ihr Leben mit Freuden für den römischen Glauben aufopfern wollte.

Nach dieser Rede betete sie laut: „Wie deine „Arme, HErr Christe, am Kreutz ausgebreitet „waren: so nimm mich auf mit den ausgestreckten „Armen deiner Erbarmung, und vergib mir meine „Sünden.“ Sie empfohl ferner die Kirche, ihren Sohn, und die Königinn Elisabeth dem Schutz Gottes, und flehete denselben an, daß er seinen Zorn von dem Lande abwenden, und ihren Feinden, alles Böse, welches sie ihr erwiesen, vergeben wolle. Hierauf kniete sie nieder, ohne das geringste Zeichen einiger Furcht, und nachdem sie die Worte: auf dich traue ich, HErr, laß mich nicht zu Schanden werden, gesprochen hatte: so legte sie den Kopf, welchen sie wieder verhüllete, auf den Block, und rief laut: In deine Hände befehl ich meinen Geist, worauf ihr der Scharfrichter mit drey Hie-

Ihr Ende.

Hieben den Kopf vom Leibe sonderte. Sie ward in der Cathedralkirche zu Peterborough begraben, von welchem Orte der Körper, nach vielen Jahren, nach Westmünster, auf Befehl ihres Sohnes, gebracht, und unter einem prächtigen Monument in die königliche Capelle eingesenkt worden.

Ihr Portrait.

Ein solches Ende nahm Maria Stuart, welche von der Natur, sowohl in Absicht auf ihre grosse Leibes- und Gemüthsgaben, als auch wegen ihrer glücklichen Geburt, vor allen andern Prinzeßinnen der damaligen Zeiten, so grosse Vorzüge erhalten hatte, da es schien, daß sie eine regierende Königinn über 4 Reiche, nämlich Frankreich, England, Schottland und Irland werden würde. Sie war in verschiedenen Wissenschaften unterwiesen worden, und redete die lateinische und andre Sprachen mit grosser Fertigkeit. Sie war freundlich, belebt und artig, und zugleich von einer schönen und ausnehmenden Leibesgestalt, so daß aller Augen auf sie, als auf ein Meisterstück der Natur, gerichtet waren. Aber alle diese Vorzüge wurden durch einige böse Neigungen, insonderheit aber durch ihre Unbeständigkeit, verdunkelt, welche sich mit den Jahren immer mehr äusserte, und ihr Leben zu einer Kette von Verwirrung und Unglück machte, daß sie solches endlich auch auf die betrübteste Art einbüßen muste. Ihr Ende erweckt bey den Lesern ein Mitleiden, und zugleich einen Haß gegen ihre Verfolger und Feinde. Wenn man aber bedenkt, was für lasterhafte Thaten sie wirklich

lich ausgeübt, und was für gottlose Unternehmungen ihr mit grosser Wahrscheinlichkeit schuld gegeben worden: so wird das Mitleiden sehr vermindert. Ihr Tod ward theils durch ihr sündliches, unordentliches und unanständiges Leben, theils auch durch die Umstände der damaligen Zeiten, und durch politische Ursachen befördert. Wie viel ihre eigne Aufführung dazu beygetragen, solches erhellet aus der vorhergehenden Geschichte. Was die politischen Ursachen betrift: so besorgte die englische Nation, weil von der Königinn Elisabeth keine Leibeserben zu hoffen waren, daß die Religion und Freyheit unter der Regierung der Königinn Maria möchten aufgeopfert werden, und diese Furcht war um so viel gegründeter, weil man wuste, daß sie der Nation sowohl, als der protestantischen Religion feind war. Elisabeth selbst war niemals sicher, so lange Maria lebte, denn kaum war eine Conspiration entdeckt und gedämpft: so ward bereits an einer neuen gearbeitet. Man kann es demnach der englischen Nation nicht eben so sehr verargen, daß sie auf den Tod dieser Fürstinn gedrungen. Die Engländer waren überzeugt, daß Maria sie um ihre Religion und Freyheit bringen, und einer Königinn berauben wollte, die von der Nation innigst geliebt ward, die das Land in den glückseligsten und vortreflichsten Zustand gesetzt hatte, und deren Leben also dem Lande unschätzbar war. Wenn man diese und andre Umstände erwägt: so dürften die harten Urtheile sehr gemildert werden, welche einige über die Aufführung der Königinn Eli-

sabeth, und über die Unordnung gefället haben, welche bey dem Proceß der Königinn Maria soll vorgegangen seyn. Ich meines Theils tadle die Verstellung am meisten, welche die Königinn Elisabeth hierbey blicken ließ, und die einem Schauspiel ähnlich war. Ich halte dafür, wenn sie in diesem Stücke nicht so viele Umschweife gebraucht hätte: so würde die That selbst nicht so vielen Urtheilen unterworfen gewesen seyn.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Christina.

Christina, Königinn von Schweden, ist den 8 Dec. 1626 gebohren worden. Ihr Vater war der grosse Gustav Adolph, und ihre Mutter, Maria Eleonora von Brandenburg. Sie folgte ihrem Vater 1633 in der Regierung, nachdem derselbe als ein andrer Alexander mitten in dem Lauf seiner Siege gestorben, und in der Schlacht bey Lützen erschossen worden. Weil sie aber bey dem Tode ihres Vaters noch sehr jung war, und ihre Mutter nicht mit der Fähigkeit begabt zu seyn schien, die damals nothwendig erfordert ward, da das Reich in grosse und weitläuftige Kriege verwickelt war,

Minderjährigkeit der Christina.

so ward die Regierung während der Minderjährigkeit der Königinn Christina fünf schwedischen Herren, nämlich dem Gabriel Oxenstierna, Jacob

de

de la Gardie, Carl Gyldenhielm, Axel Oxenstierna, und Gabriel Bengt Oxenstierna anvertrauet, welche zugleich auch zu Häuptern der 5 grossen Reichscollegien bestellt wurden. Die Besorgung des Kriegswesens in Deutschland aber trugen die sämtlichen Stände dem vortreflichen Reichskanzler, Axel Oxenstierna auf. Unter dessen klugen Aufsicht Schweden den deutschen Krieg mit einem so glücklichen und aus den Geschichten bekannten Erfolg führte, daß die Königinn Christina dadurch eine der berühmtesten Fürstinnen in Europa geworden. Es ist unnöthig, die grossen Kriegsunternehmungen hier weitläuftig zu erzählen, welche zu ihren Zeiten ins Werk gesetzt und ausgeführt worden, weil dieselben niemanden unbekannt sind, und ich in diesem Werke nur die Absicht habe, eine Abbildung von ansehnlichen und berühmten Personen zu geben. Es ist also zu meinem Endzwecke hinlänglich, wenn ich blos anführe, daß die schwedische Nation nach einem langwierigen und auch noch zu den Zeiten dieser Königinn fortgesetzten Kriege, eine von den ansehnlichsten Nationen in Europa geworden, und daß Schweden dadurch einen Zuwachs von so vielen neuen Provinzen erhalten, daß es um den dritten Theil grösser und stärker ward, als es vorher gewesen.

Ich wende mich vielmehr zu dem Leben und der Regierung der Königinn Christina. Weil ihre grossen natürlichen Gaben durch eine herrliche Erziehung geschärft, und in ein noch helleres Licht gesetzt wurden, so sahe man sie in ihrer Jugend als

ein Wunder an. Die Natur hatte ihr nichts so wohl in Absicht auf ihre Leibes- als Gemüthsgaben versagt, doch waren die letztern weit grösser und ansehnlicher als die ersten. Denn ob sie gleich eine zarte Haut, schöne Augen, rothe Lippen und einen kleinen Mund besaß, so war sie doch dem Leibe nach etwas stark und männlich, und eine hohe Hüfte nebst einem krummen Rücken verstellten ihren Leib gleichfalls. Was aber an den Gaben des Leibes fehlte, solches ward durch die grossen Gemüthsgaben reichlich wieder ersetzt. Man bemerkte bey ihr in ihrer Jugend, Lust und Fähigkeit alles zu fassen und zu begreifen; ja sie nahm unter der Anführung ihres Lehrers, des Johannes Matthiä, der nachher Bischoff zu Stregnes ward, in allen Wissenschaften so sehr zu, daß keine Prinzessinn ihr in diesem Stücke gleich gewesen. Denn sie las in dem 18 Jahr ihres Alters bereits den Thucidides und Polybius in der Grundsprache. Im Jahr 1644 entließ sie ihre Vormünder, und trat die Regierung selbst an, welche sie mit solcher Klugheit führte, daß sie sich bey allen in Bewunderung und Hochachtung setzte. Wie rühmlich der Anfang ihrer Regierung gewesen, solches erhellet am deutlichsten aus dem Zeugnisse, welches der französische Ambassadeur, Chanut, der sich zu den Zeiten Christina am schwedischen Hofe aufgehalten, dieser Königinn ertheilt: Er sagt: „Die Eigenschaften der Königinn Christina waren „da-

Ihre grossen Eigenschaften.

Sie tritt die Regierung selbst an.

„damals in Europa in grossem Ruf. Was ihre „Leibesgaben betrift, so ward man, je mehr man „sie betrachtete, immer desto mehr gewahr, wor„über man sich verwundern muste. Ihr Gesicht „veränderte sich nach den Bewegungen des Ge„müths so geschwinde, daß sie in einem Augenbli„cke unkenntlich war. Sie schien insgemein etwas „tiefsinnig, und wenn ihr etwas unangenehmes „begegnete, so sahe man ihr Gesicht gleichsam mit „einer Wolke bedecket, welche ohne dasselbe zu ver„stellen, sie allen, die sie ansahen, furchtbar „machte. Sie hatte gemeiniglich ei„ne zarte Stimme. Doch veränder„te sie bisweilen die Stimme, wie„wohl ohne Zwang um sie gröber und „männlich zu machen; aber nachher, „fiel sie doch wieder in ihren vorigen Laut. Ihre „Statur war ein wenig kleiner, als mittelmäßig, „aber sie hätte höher scheinen können, wenn sie nicht „niedrige Schuhe gebraucht hätte. Daferne man „einen Menschen nach dem äusserlichen Ansehen be„urtheilen mag: so hatte sie von dem göttlichen We„sen, und von der christlichen Religion erhabene „Gedanken. Uebrigens war sie von andächtigen „Ceremonien keine grosse Liebhaberinn, sondern „ließ eine unglaubliche Liebe zur Tugend sehen, und „gab zu erkennen, daß hierinn und zugleich in einer „Begierde nach der Ehre ihre gröste Freude, und „ihr gröstes Vergnügen bestünde; daß sie also im„mer nach Tugend trachtete, welche mit Ehre ver„bunden war. Bisweilen gefiel es ihr, von der

Portrait welches Mr. Chanut von ihr macht.

„hohen Tugend, welche alle unsre Glückseligkeit in „der Welt ausmacht, wie die Stoiker zu reden. „Nichts ist angenehmer, als wenn man sieht, daß „eine so grosse Königinn ihre Krone unter die Füsse „leget, und öffentlich saget, daß die Tugend das „einzige Gut sey, wornach die Menschen trachten „sollen, ohne einen Vortheil in andern Dingen zu „suchen. Aber bey allem diesen vergißt sie nicht „lange eine Königinn zu seyn, und ihre Krone wie„der zu nehmen, indem sie dafür hält, daß das „der gröste Grad der Tugend sey, sein Amt mit „Fleiß zu verrichten, wozu sie auch von der Natur „mit einem grossen Pfunde begabt ist. Denn sie „hat eine ausserordentliche Fähigkeit, Sachen zu „fassen, und durchzuschauen, und ein so glückliches „Gedächtniß, daß man sagen kann, daß sie solches „bisweilen misbraucht. Sie redet lateinisch, hol„ländisch, französisch, deutsch, schwedisch, und „legt sich auch auf die griechische Sprache. Sie „hat beständig gelehrte Leute um sich, welche sich „bey müßigen Stunden mit ihr von allerhand wich„tigen Wissenschaften unterreden. Es geht kein „Tag vorbey, daß sie nicht etwas in des Tacitus „Historie lieset, welche sie ihr Schachspiel nennet, „und obgleich dieser Geschichtschreiber wegen seiner „Dunkelheit selbst den Gelehrten viele Mühe ma„chet, so versteht sie doch die schwersten Stellen dar„inn. Bey aller dieser Gelehrsamkeit, welche sie „besitzt, will sie nicht das Ansehen haben, daß sie „gelehrt sey. Sie findet ein grosses Vergnügen „daran, zweifelhafte und streitige Fragen ausma„chen

„chen zu hören, absonderlich zwischen Gelehrten, „welche streitiger Meynung sind. Wovon sie ihre „Gedanken nicht eher eröfnet, bis sie alle ausgere„det haben, und denn thut sie es mit einer solchen „Kürze und Nachdruck, daß sie als Endurtheile „und Aussprüche angesehen werden können. Die„ses kommt daher, daß sie die Sache aus dem „Grunde einsiehet, und ohne Uebereilung viele Be„trachtungen darüber anstellet, ehe sie ihre Gedan„ken davon saget. Ihre Bedachtsamkeit äussert „sich am meisten in Staatssachen, so daß ihre Mi„nister, wenn sie dem Rathe beywohnet, Mühe „haben, ihre Gedanken zu errathen, und weil sie „sich nicht gerne zuvor kommen läßt, und demseni„gen, was ihr vorgebracht wird, nicht gleich Glau„ben zustellet, so scheint sie denjenigen argwöhnisch „zu seyn, welche gemeiniglich auf das, was sie „vorbringen, geschwinde Erklärungen haben wol„len. So viel ist indessen gewiß, daß sie einiger„massen zum Argwohn geneigt, und unterweilen „etwas langsam ist, sich wegen der Richtigkeit ei„ner Sache zu erkundigen, und gar zu geschwinde „andre wegen der Verschmitzheit in Verdacht zu ha„ben. Aber diese Bedachtsamkeit hindert gleichwohl „nicht, daß sie insonderheit in Staatssachen keine „Vorstellung annehmen sollte. Sie macht keinen „ihrer Hausgeschäfte theilhaftig, auch nicht derje„nigen Dinge, welche von ihrer unumschränkten „Macht abhängen, aber mit dem Senat berath„schlaget sie sich über alle Sachen, welche den Staat „und die Regierung betreffen. Es ist unglaublich,

„was für ein grosses Ansehen sie im Rathe hat, wel-
„ches nicht sowohl ihre Würde macht, als ihre Ga-
„be, andre zu überreden, so daß sich die Mitglieder
„des Senats über die Gewalt verwundern müssen,
„welche sie hat, sie auf ihre Meynung zu bringen.

„Einige schreiben die grosse Ehrerbietung, die
„ihre Minister vor ihr haben, ihrem Geschlechte zu,
„weil sie ein Frauenzimmer ist, und bilden sich ein,
„daß die Geneigtheit, die man für dieses Geschlecht
„hat, sie dazu antriebe. Allein in der That, al-
„les Ansehen, welches sie besitzet, gründet sich auf
„die grossen Eigenschaften, womit sie begabet ist,
„und man kann glauben, daß ein jeder König,
„welcher solche Eigenschaften besitzt, sich eben das-
„selbe Ansehen erwerben kann. Aber über nichts
„muß man sich mehr wundern, als wenn man
„siehet, daß ein junges Frauenzimmer alte kluge
„Räthe nach ihrem Willen lenket. Sie ist in har-
„ter Arbeit unermüdet, daß sie auf der Jagd auch
„10 Stunden zu Pferde sitzen kann. Weder Käl-
„te noch Hitze fällt ihr beschwerlich, ihre Speisen
„sind geringe und schlecht, in Schweden ist nie-
„mand, der mit einer Flinte einen Hasen im Lau-
„fe besser treffen kann. Sie weiß ein Pferd auf
„allerhand Art zu reiten, und zu wenden, ohne
„sich eben viel damit zu wissen. Sie gehet selten
„mit Hofdamen um, daß also sowohl ihre Leibes-
„übungen als Geschäffte alle männlich sind.
„Wenn sie mit solchen Personen in Gesellschaft ist,
„von welchen sie nichts lernen kann, so bricht sie
„sobald als möglich auf. Daher redet sie auch

„mit

„mit ihren Bedienten nur wenig, welche aber des-
„wegen doch ihre Königinn nicht weniger lieben,
„und zwar insonderheit, wegen ihrer Mildigkeit
„und freundlichen Bezeigens gegen sie. Sie
„schläft nur wenig, und ist nicht gerne über 5
„Stunden im Bette. So grosse Lust sie zu den
„Studien und Staatsgeschäfften hat, so schlechte
„Sorge trägt sie für ihren Putz, indem sie kaum
„eine Viertelstunde anwendet, sich anzukleiden.
„Sie schont ihr Gesicht so wenig, daß sie auch im
„Regen, Sturm und Kälte unbedeckt, und oh-
„ne Maske zu Pferde sitzt, und nur einen Hut
„mit Strausfedern auf dem Haupte trägt".

Bedenken darüber.

So redet dieser französische Gesandte von ihr, und ich habe dessen Worte um so vielmehr hier umständlich anführen wollen, weil man daraus erkennen kann, daß diese Königinn in ihrer Jugend so grosse Eigenschaften besessen, daß man nichts herrlichers und prächtigers erdenken kann. Wie groß aber auch diese Vorzüge sind, so sieht man doch, daß ihr eine gewisse Unbeständigkeit beygelegt wird, welche zwar im Anfange von keiner sonderlichen Folge zu seyn schien, aber nachher, weil sie sich mit den Jahren vermehrte, viele Verdrießlichkeiten nach sich gezogen, wie aus der folgenden Geschichte erhellen wird.

Weil diese junge Königinn demnach so grosse Eigenschaften besaß, und überdem wegen ihrer siegreichen Waffen unter allen andern Regenten hervorglänzte: so darf man sich nicht wundern,

daß

Vorschlag wegen einer Vermählung.

daß aller Augen auf sie gerichtet waren. Christian der Vierte bemühete sich unter andern eine Vermählung zwischen ihr und seinem Sohn Friederich zu stiften, welcher nachher König in Dännemark ward. Der schwedische Rath aber setzte sich so stark dagegen, daß derselbe auch auf die Mutter der Königinn einen Unwillen warf, weil solche dieser Partey geneigt zu seyn schien. Man merkte mit der Zeit, daß Christina selbst einen Abscheu für den Ehestand hatte, welcher endlich auch so groß ward, daß sie eher die Krone als ihre Jungferschaft, zum wenigsten den Namen derselben, ablegen wollte. Dieses erhellet hauptsächlich aus der Geschichte Carl Gustavs, dem sie die Regierung nach ihrer Abdankung wieder übergab.

Ich habe bereits vorher gesagt, daß meine Absicht in diesem Werke nicht dahin gerichtet sey, die grossen und glücklichen Kriege zu erzählen, welche diese Königinn durch ihre Feldherren in Dännemark und Deutschland führte, und wodurch Schweden mit so vielen wichtigen Provinzen vermehrt ward. Ich will hier bloß von ihrer kurzen Regierung eine Nachricht mittheilen, welche sie von dem westphälischen Frieden an, bis auf die Zeit ihrer Abdankung geführt hat. In dieser Zeit ihrer Regierung bemerkt man gleich im Anfange grosse Merkmale der Unbeständigkeit und Unordnung, wodurch sie ihre Nachbaren, und insonderheit den König von Dännemark, Friedrich

drich den Dritten, gegen sich aufbrachte. Wie höchgemeldeter König den bekannten Redemtionstractat mit Holland schloß, so bemühete sie sich aus allen Kräften, denselben zu zernichten; und da Corfitz Uhlfeld aus Dännemark entflohe, so nahm sie ihn nicht nur gegen seinen Herrn in Schutz, sondern räumte auch so gar seiner Gemahlinn auf dem königlichen Schlosse Zimmer ein. Diese Begebenheit mit dem Uhlfeld gab zu einem beständigen Misverständniß zwischen dem Könige Friedrich und der Königinn Christina Anlaß, daß auch an der Seite der Königinn nichts weiter, als eine öffentliche Kriegserklärung fehlte, wovon sie aber durch den schlechten Zustand, worinn sie Schweden durch ihre seltsame Aufführung gesetzt hatte, zurück gehalten ward. Man merkte indessen ihre grossen Fehler nicht eher, als da sie bereits einige Jahre regiert hatte. Denn im Anfange sahe man nichts an ihr, als was herrlich und lobenswürdig war. Sie theilte ihre Zeit unter die Staatsverrichtungen und Studien, jedoch auf eine solche Art ein, daß die letzten ihre meiste Neigung auf sich zu ziehen schienen. Sie ließ von allen Orten her die seltensten und kostbarsten Werke verschreiben, und schickte den berühmten Ludolf auf ihre Kosten nach Rom, in der Absicht, einige Schriften daselbst aufzusuchen, welche der vormalige Erzbischoff von Upsal, Johann Magnus, ehedem

Ihre Fehler brechen hervor.

Ihr Umgang mit Gelehrten.

dem mit nach Italien genommen hatte. Sie kaufte die rarestien und schönsten Münzen, wo sie solche nur habhaft werden konnte, und richtete von denselben ein prächtiges Cabinet auf. Sie ließ auch die gelehrtesten Männer, unter andern den Salmasius, Heinsius, Bochart, Naudäus, Freinsheim, Boekler, Cartesius, und andre nach Schweden kommen. Weil diese Königinn die Gelehrten so hoch schätzte: so muß man sich um so vielmehr über die Kaltsinnigkeit wundern, welche sie gegen den vortreflichen Hugo Grotius blicken ließ; denn sie gab demselben nicht allein seinen Abschied, sondern fuhr ihn auch bey seiner Abreise aus Schweden sehr heftig an. Hugo Grotius aber verschmerzte dieses, und antwortete bloß mit einem sehr tiefen Compliment, **Madame, ich bin Ew. Majestät unterthänigster Knecht**, worauf er fortgieng. Die Königinn aber ward dadurch mehr erhitzt. Doch ließ sie endlich auf Vorstellung des Marigny diese Ungnade wieder fallen, und beschenkte den Grotius mit 13000 Rthlr. So war die Aufführung der Königinn Christina in dem ersten Jahre ihrer Regierung beschaffen. Aber die guten Eigenschaften äusserten sich allein im Anfange, die schlechten aber waren gegen das Ende ihres Regiments fast allein kennbar. Ihr Hauptfehler war die Unbeständigkeit, welche zu vielen Verdrießlichkeiten Anlaß gab, und verursachte, daß die Regierung wankte, und die

Ihre Kaltsinnigkeit gegen den Grotius.

Nach-

Nachfolge ungewiß war. Sie ließ endlich den Herzog von Zweybrücken nach Schweden kommen, und erklärte ihn zu ihrem Nachfolger. Dieser Prinz aber war bisweilen bey ihr in einem grossen Ansehen, daß er sich zu einer Vermählung mit ihr Hoffnung machen konnte, bald aber war er wieder so verachtet, daß er an der Nachfolge in der Regierung, wozu sie ihn bestimmt hatte, zu zweifeln anfing, und er hatte es also lediglich einer unglaublichen Geduld zu danken, daß er sich einigermassen erhielt, und nicht wieder zurück gewiesen wurde. Bald schien es, als wenn die Königinn Zepter und Krone verachtete, um sich der Philosophie einzig und allein zu widmen, bald aber war sie wieder so eifersüchtig über ihre Ehre, daß sie durchaus keinen Widerspruch vertragen wollte. Sie liebte die Gelehrten, und ließ sie von allen Orten in Europa zu sich verschreiben. Aber sie ward ihrer bald wieder müde und überdrüßig, und schickte sie als Pedanten zurück. Sie hatte eine Menge von Favoriten und Lieblingen, keiner aber hielte sich länger, als der Graf Magnus de la Gardie, welcher sich ihrer Gunst 9 Jahr rühmen konnte. Wie sie ihn aber so lange geliebet hatte: so ward die Liebe in einen solchen bittern Haß verwandelt, daß sie ihn nicht sehen konnte, ja der Haß gieng so weit, daß ihn bey ihrem ernannten Thronfolger, Carl Gustav, welcher damals Prinz von Schweden genannt ward,

Ihre Lieblinge

Graf Magnus de la Gardie.

aufs

aufs höchste anschwärzte, und ihm schrieb, daß sie willens gewesen wäre, ihn zu ihrem Gemahl zu erwählen, aber Magnus de la Gardie hätte ihr solches abgerathen. So bald der Graf davon Nachricht erhielt, so beschwerte er sich bey der Königinn darüber. Wie Christina dieses hörte, so stellte sie sich ganz bestürzt, und befohl dem Grafen, denjenigen zu nennen, der ihm dieses gesagt hätte. Der Graf antwortete, daß er es von dem Oberstallmeister Steinberg gehört habe; welcher dieses aber auf Befragen läugnete. Dabey hatte es diesmal sein Bewenden. Weil aber Steinberg durch diese Begebenheit in Unruhe gesetzt worden, so brachte er es bey der Königinn dahin, daß diese den Grafen aufs neue anhalten muste, seinen Mann zu sagen. Wie der Graf hierauf den Schlippenbach nannte, und dieser es gleichfalls läugnete, so ward der Graf dadurch so sehr erhitzt, daß er den Schlippenbach mit harten Worten anfuhr, welche aber Schlippenbach mit gleicher Münze bezahlte. Man glaubte, daß diese beyden Herren ihren Streit durch ein Duell ausmachen würden, der Graf Magnus aber konnte sich nicht entschliessen, Schlippenbach herauszufordern, worüber er bey der Königinn in Verachtung gerieth, daß ihm auch von derselben der Hof verbothen ward. Auf solche Art fiel dieser ansehnliche und vornehme Mann in Ungnade, da die Königinn doch denselben vorher so sehr liebte, daß sie auch, wie der Graf 1651 über der

Er fällt in Ungnade.

Tafel

Tafel in Ohnmacht fiel, und man meynte, daß er sterben würde, ausrief, **Adieu mein lieber Graf.** Weil ihr nun keiner von ihren Unterthanen weiter gefiel, so warf sie ihre Neigung auf fremde, unter denen der erste eines französischen Apothekers Sohn war, Namens Michou, welcher aber seinen Namen veränderte, und sich Bourdelot nennen ließ. Dieser ward im Jahr 1651 der Königinn besondrer Liebling, nachdem er sie von einer Krankheit gesund gemacht hatte. Er blieb oft sehr lange bey ihr, unter dem Vorwand, ihr Arzney zu geben, deren Wirkung er abwarten wollte. Ja die Gnade der Königinn gieng so weit, daß er zuletzt den Grafen Magnus de la Gardie ganz verdrengte, welcher darüber einen unauslöschlichen Haß gegen ihn faßte. Und weil dieser Mann im Reden sehr frey, und in Religionssachen ziemlich kaltsinnig war, überdem auch alle schwedische Unterthanen, welche in der Königinn Gnade stunden, in Verdacht und Ungnade zu stürzen suchte, so brachte er in kurzer Zeit den ganzen Hof gegen sich in den Harnisch. Aber die Königinn nahm ihn in Schutz, und sagte: „Ob er gleich viele grosse Fehler hat, so besitzt er doch dabey auch viele gute „Eigenschaften, welche die ersten wieder bedecken“. Sie sahe ihn für einen grossen Mann an, und deswegen meynte sie, daß alles Böse was von ihm gesprochen würde, nur aus Neid herrühre. Insonderheit bemühete sich die Mut-

Ihr zweyter Liebling Bourdelot.

ter der Königinn, diesen Mann zu stürzen, weil sie glaubte, daß er ihrer Tochter eine Liebe zur römischen Religion einprägte. Sie erhielt aber dafür nichts anders als saure Minen, und harte Worte zum Lohne, und daher erkühnte sich niemand weiter etwas davon zu erwähnen; die vornehmsten Herren suchten vielmehr den Bourdelot durch Geschenke und Aufwartungen zu gewinnen, und man sagt, daß die Geschenke, welche er 1653 zum neuen Jahre von ihnen erhalten, sich auf 20000 Rthlr. belaufen. Nichts destoweniger fand doch die Königinn, nachdem sie alles genau überlegt hatte, für rathsam, ihm seine Erlassung zu geben. Sie versahe ihn aber zugleich mit prächtigen Geschenken und Empfehlungsschreiben an die Regentinn in Frankreich. Sie überredete auch den Pfalzgrafen, ihm ein Geschenke zu geben, ob sich gleich dieser Herr einen ganzen Tag Bedenkzeit nahm, ehe er sich dazu entschliessen konnte. Der Verfasser der Geschichte der Königinn Christina, welche zu Leipzig gedruckt worden, führt eine seltsame Begebenheit an, welche sich vor der Abreise des Bourdelots zugetragen. Bourdelot hatte veranstaltet, daß Marcus Meibom, welcher von der Musik der Alten ein gelehrtes Buch geschrieben, und damals Bibliothekarius der Königinn war, öffentlich ein Concert nach der alten Art vorstellen, und Naudäus nach demselben

Er wird verhaßt, und deswegen weggeschickt.

Eine lächerliche Historie.

ben tanzen sollte. Weil aber Meibom eine schlechte Stimme hatte, und deswegen ausgelacht ward, so warf er einen so heftigen Zorn auf den Bourdelot, daß er ihm auch auf der Bibliothek derbe Schläge gab. Wie aber Bourdelot darüber klagte, und die Königinn die harten Worte fallen ließ, daß er unverzüglich den Meibom aus dem Fenster hätte werfen sollen, so muste dieser gute Mann das Reich verlassen. Man kann daraus abnehmen, in was für einem grossen Ansehen dieser Bourdelot bey der Königinn gestanden. Allein diese Gnade, welche sie ihm erwies, verwandelte sich bald darauf in die äusserste Geringschätzung. Denn wie sie nachher einen Brief von ihm empfing, welcher aus Paris geschrieben war, so hielt sie denselben, an statt ihn zu lesen, für die Nase, und sagte, daß er nach der Apotheke röche. Doch waren es nicht seine Fehler und schlechten Eigenschaften, welche ihn um ihre Gnade brachten; sondern es rührte solches von einem andern neuen Liebling, dem spanischen Gesandten Pimentel her. Dieser theilte im Anfange mit dem Bourdelot die Gnade der Königinn, aber zuletzt eignete er sich dieselbe allein zu. Mit diesem neuen Favoriten hielt sie gar keine Maasse. Er begleitete sie bey allen ihren Ergötzlichkeiten, und gieng zu Fusse an der Seite ihres Wagens, wenn sie im Staat fuhr, hatte auch seine Zimmer auf dem Schlosse ganz nahe bey ihr. Ueber eine solche Aufführung ärgerten und kränkten sich alle

Der dritte Liebling.

rechtschaffene schwedische Patrioten. Der einzige Trost für sie war, daß es nicht lange währen konnte, weil Pimentel doch aus Schweden wieder wegreisen muste. Seine Abschiedsaudienz aber ward von einer Zeit zur andern aufgeschoben, weil die Königinn verlangte, daß er noch einem prächtigen Balle beywohnen sollte, wozu sie grosse Anstalten machte. Auf diesem Ball verehrte sie ihm zum Abschied einen kostbaren Ring, und wie sie 1653 den so genannten Amaranthorden stiftete, so war Pimentel der erste, der in denselben aufgenommen ward; ja kurz darauf ließ sie ein prächtiges Band verfertigen, worinn diese italiänischen Worte gewirkt waren, dolce nella memoria, und schickte dasselbe dem Pimentel zum Geschenke. Sie ließ sich auch von ihm bewegen, dem portugiesischen Gesandten schimpflich zu begegnen, und demselben den Hof zu verbieten. Die grosse Gnade, worinn er stand, machte ihn so hochmüthig, daß er alle Schweden über die Achseln ansahe. Doch durfte er sich an dem Hofe der verwittweten Königinn nicht blicken lassen, weil dieselbe einen grossen Abscheu vor ihm hatte, und ihn für denjenigen ansahe, der ihre Tochter von der evangelischen Religion ablenkte, welches sich auch also verhielte. Denn Christina legte bald darauf Zepter und Krone nieder, nahm den römischen Glauben an, und reisete nach Rom; wiewohl man ihre Aufführung in diesem Stücke, eben so wenig als in allen andern begreifen kann. Denn der französische Gesandte

sandte Chanut, aus dessen Nachrichten dieses alles entlehnt ist, bezeugt, daß ihr nichts weniger als die Religion am Herzen gelegen, und daß man damals allenthalben gesagt, daß sie gar keine Religion habe. Ihre Frau Mutter verwies es ihr einsmals, daß sie von dem Glauben ihrer Vorfahren abwiche, und ihrem Vater, dem grossen Gustav nicht nacharte-te, der sich so oft der äusserstenGefahr unterworfen, ja sein Leben für die Sicherheit des evangelischen Glaubens aufgeopfert. An statt aber, daß die Königinn Christina solche Ermahnungen hätte zu Herzen nehmen sollen, so sagte sie vielmehr, daß die Heiden eben sowol als die Christen selig werden könnten; worüber ein so heftiger Wortwechsel unter ihnen entstand, daß die verwittwete Königinn weinend von der Tafel gieng, und die Königinn Christina viel Mühe hatte, dieselbe wieder zufrieden zu stellen.

Streit der Königinn Christina mit ihrer Mutter.

Alles dieses würden die Schweden, noch mit Geduld ertragen haben, wenn ihre Verschwendung und Pracht nicht so weit gegangen wäre, daß das Reich endlich dabey den gänzlichen Untergang befürchten mußte. Denn die Krongüter wurden weggeschenkt, das Reich gerieth in unerhörte Schulden, und die Ueppigkeit nahm nebst der Armuth täglich zu, so daß man von nichts anders als Gastmahlen, Balletten, und kostbahren Schauspielen hörte, welches zu verschiedenen Satiren und Stachelschriften Anlaß

Merkwürdige Geschichte der Messenier.

gab, und die bekannten Messenier bewog, Carl Gustav, welcher auf Oeland in der Stille lebte, die bekannte Schrift in die Hände zu spielen, welche Vater und Sohn ums Leben brachte. Mit dieser Sache hatte es folgende Bewandniß:

Es ward dem Prinzen ein Brief aus Schweden ohne Unterschrift eingehändiget, worinn eine bittere Satire auf die Königinn und deren Regierung enthalten war. Der Prinz schickte denselben nicht allein unverzüglich an die Königinn, sondern wandte auch alle Mühe an, den Verfasser zu erfahren. Derjenige, welcher ihm den Brief überliefert hatte, war einer von seinen eignen Bedienten, und sagte, daß eine Frau in Calmar, in deren Hause er sich bey seiner dortigen Anwesenheit aufgehalten, ihm solchen zugeschickt habe. Der Prinz fertigte daher gleich jemanden nach Calmar ab, sich weiter darnach zu erkundigen. Der Bote erhielt von gedachter Frau die Nachricht, daß sie von einem Bürger in der Stadt gebeten worden, den Brief nach Seland zu befördern, wo der Prinz sich aufhielte. Der Bürger ward hierauf verhört, und bekannte, daß ihm der Brief aus der Kanzley in Stockholm zugesandt worden. Auf diese erhaltene Nachricht reisete der Bote nach Stockholm, mit Briefen von dem Prinzen an den Grafen Magnus de la Gardie, und überlieferte demselben zugleich, jedoch versiegelt, die erwähnte Schand-

schrift,

schrift, und sagte, daß man solche dem Prinzen aus der Kanzley in Stockholm zugeschickt hätte. Der Graf Magnus verfügte sich gleich darauf zur Königinn, welche die Schrift kaum gesehen, als sie gleich einen Verdacht auf den rechten Verfasser derselben warf. Doch, weil sie die Hand nicht kannte, so beschloß sie, dabey vorsichtig zu Werke zu gehen.

An dem folgenden Tage, welcher ein Expeditionstag war, ließ sie ihre Secretairs zu sich kommen, zeigte ihnen den Brief, und fragte, ob ihnen die Hand nicht bekannt wäre. Einer von ihnen sagte darauf, daß er zwar die Hand desjenigen nicht kenne, der den Brief geschrieben, aber die Aufschrift schiene von seinem eignen Gevollmächtigten geschrieben zu seyn. Die Königinn ließ sogleich diesen Schreiber rufen, und fragte ihn, ob er nicht die Hand desjenigen kenne, der die Aufschrift dieses Briefes gemacht hätte. Er antwortete gleich, daß es seine eigne Hand sey. Worauf die Königinn ihn weiter fragte, auf wessen Begehren solches geschehen sey. Er versetzte, daß einer von seinen guten Freunden in Stockholm, der weder des Prinzen Titel noch Gelegenheit gewußt, wie der Brief nach Oeland bestellt werden könnte, ihm solchen versiegelt mit dem Begehren zugeschickt hätte, die Aufschrift darauf zu machen, und ihn an den Prinzen zu befördern. Als die Königinn ferner nachforschte, wer der Freund wäre, so sagte er, der Sohn des königlichen Geschichtschreibers,

Messenius, welches eben derjenige war, den die Königinn im Verdacht hatte. Weil aber der junge Messenius damals nur 16 oder 17 Jahr alt war: so schloß sie, daß er nicht der Verfasser seyn könnte, sondern daß es des Vaters Werk wäre, weswegen sie beschloß, beyde in Verhaft nehmen zu lassen. Doch weil sie glaubte, daß verschiedene andre mit daran Theil haben möchten: so wollte sie vorsichtig zu Werke gehen, und ertheilte dem Grafen Magnus Befehl, den alten Messenius, jedoch auf eine solche Art zu sich zu nöthigen, daß er nicht merken möchte, daß es auf ihren Befehl geschehen sey. Der Graf fertigte gleich einen von seinen Leuten ab, welcher mit dem Messenius bekannt war. Dieser traf ihn auf der Gasse an, und bat ihn, daß er doch zum Grafen kommen möchte. Wie sie aber die Wache vorbeygiengen, so trat einer heraus, und kündigte dem Messenius auf Befehl der Königinn den Arrest an, und ließ ihn in ein Zimmer führen, welches unmittelbar an die Hauptwache stieß. Sobald dieses geschehen war, versicherte man sich auch seines Sohnes, und ließ alles im Hause versiegeln. Der Sohn ward darauf zu der Königinn gerufen und gefragt, ob er die Schrift nicht kenne, welches er dreymal mit grosser Frechheit, läugnete. Die Königinn ward darüber sehr zornig, und fragte, ob er in so vieler Leute Gegenwart, die seine Hand kenneten, sich so frech zu lügen

Vater und Sohn werden in Verhaft genommen.

lügen unterstünde, denn alle Secretärs waren mit ihren Schreibern zugegen. Hierauf fing er an zu weinen, warf sich zu den Füssen der Königinn nieder, und bat um Gnade. Er gestand, daß er die Schrift aus einigen Papieren seines Vaters verfasset, er hätte aber gemeynet, dadurch seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, und bezeugte zugleich, daß sein Vater nichts davon wisse. Man führte ihn darauf aus dem Cabinet der Königinn, und der alte Messenius ward dagegen hinein gerufen. Er läugnete anfangs auf befragen, daß er die Schrift kenne, aber zuletzt gestand er, daß er fast glaubte, daß es seines Sohnes Hand und Arbeit wäre, doch könnte er dieses nicht gewiß behaupten. Wenn aber sein Sohn schuldig sollte befunden werden, so wollte er der erste seyn, der ihn verdammte. Uebrigens aber bezeugte er seine eigene Unschuld, und sagte, daß er für seines Sohnes Verbrechen nicht stehen könnte. Den 24 Dec. 1651 ordnete die Königinn eine gewisse Commißion an, die Sache noch genauer zu untersuchen. Man konnte aber in langer Zeit kein rechtes Licht in derselben bekommen. Denn der Sohn entschuldigte den Vater beständig, daß er nichts darum wüste, und auf der andern Seite berief sich der Vater gleichfalls auf seine Unschuld. Wie man sie den Montag darauf zum andernmale befragte, aber in sieben Stunden nichts weiter herausbringen konnte, so ward beschlossen, sie peinlich zu verIhr Verhör.

hören. Da der alte Messenius die Marterwerkzeuge erblickte, so brach er in diese Worte aus: „Nun bekenne ich, daß GOtt gerecht ist, und „die Missethäter strafet". Zugleich sagte er, daß er nun diese Sünde gerne gestehen, und zugleich noch verschiedene andere wichtige Dinge, die den Staat beträfen, offenbaren wolle, wenn solches in Gegenwart der Königinn geschehen könnte. Die Commissarien, welches die vornehmsten Mitglieder des Raths waren, gaben der Königinn davon Nachricht, und baten dieselbe, dem Verhör mit beyzuwohnen. Wie die Königinn sich dahin begeben hatte, so wandte sich Messenius gleich zu ihr, und sagte, daß er zwar nicht der Urheber der Schrift sey, sein Sohn aber habe dieselbe aus einigen Papieren, die er ihm gegeben, zusammen geschrieben. Zugleich gestand er, daß ihm sein Sohn die Schrift gezeiget, als er sie verfertiget gehabt, und daß er es nicht verhindert, daß solche dem Prinzen zugeschickt würde. Weiter sagte er, daß ein Bürgermeister in Stockholm, Namens Niels Nielsen, wie auch der Stadtschreiber und ein Prediger in Westeraas mit um die Sache wüsten, und daß sie sich sämtlich vereiniget hätten, dem Prinzen beyzustehen, wenn er die Waffen gegen die Königinn ergreifen, und sich zum Könige machen wollte. Sie hätten diesem Fürsten auch die Versicherung gegeben, daß sowohl die Stände als die Provinzen sich für ihn erklären würden. Die Königinn machte hierauf alsofort Anstalt, die

ange-

angegebenen Personen in Verhaft nehmen zu lassen, und weil der Bürgermeister Niels Nielsen bey der Bürgerschaft sehr beliebt war, so ließ sie die Wache auf dem Schlosse verdoppeln.

Nachdem Messenius dieses Bekenntniß abgelegt hatte, und also leicht merkte, daß ihn nichts weiter retten könnte, so bat er, daß Ihro Majestät ihm nur die Gnade erweisen, und erlauben möchten, ihre Hand noch einmal vor seinem Ende zu küssen. Die Königinn erlaubte dieses, und reichte ihm ihre Hand hin. Sie warf ihm aber auch zugleich seine Untreue und Undankbarkeit vor, da sie ihn aus dem Gefängnisse befreyet, worinn er 14 Jahr gesessen, ihn zu ihrem Historiographo gemacht, und in den Adelstand erhoben, auch ihm Güter von 2000 Rthlr. jährlicher Einkünfte gegeben. Darauf ward der Vater sowohl als der Sohn zu Stockholm vom Leben zum Tode gebracht. Der Sohn ward hinaus für die Stadt geführet, allwo man ihm erst seine rechte Hand hernach den Kopf abhieb, und seinen Leib viertheilte, weil er allein die Schandschrift verfasset hatte. Weil aber sein Vater nicht eher Nachricht davon gehabt, bis solche Schrift bereits verfertiget gewesen, so war auch seine Strafe gelinder. Hierbey ließ es die Regierung bewenden. Den andern angegebenen Personen ward das Leben geschenkt; weil man es hinlänglich zu seyn glaubte, daß die Hauptpersonen gestrafet worden. Daß der alte Messenius nicht peinlich be-

Ihre Execution.

befragt ward, geschahe deswegen, weil er rein heraus gesagt hatte, daß wenn man ihn auf die Folterbank legte, er solche Dinge offenbaren würde, welche die Königinn selbst nicht gerne hören würde, welche zu wissen und zu erfahren sie nicht wünschen sollte. Man überredete sie daher, auf ein solches Bekenntniß nicht zu dringen, und die Todesstrafe, sobald als möglich, vollziehen zu lassen. Das Verhalten des Prinzen von Schweden bey dieser Sache gefiel der Königinn so wohl, daß sie ihm ein Kästgen mit Diamanten und ihrem Portrait verehrte.

Ursach des Falles der beyden Messenier.

Was übrigens den Inhalt dieser aufrührischen Schrift anlanget, so hatte der Verfasser nicht allein die Königinn, sondern auch die höchsten Reichsbeamten scharf darinn angegriffen. Ihro Majestät ward darinn abgemahlt, als ein Frauenzimmer, das die Regierungskunst nicht verstünde, sondern nur auf Spiele und Lustbarkeiten gedächte, wodurch der Staat ins Verderben gestürzt würde. Sie ward beschuldiget, daß sie die Krongüter verschenkt, und an Fremde und Ausländer gegeben. In dieser Schrift ward auch eine Unterredung zwischen ihr und ihrem Tanzmeister angeführt. Die Königinn fragt denselben, wie viel ein Ball kosten würde? der Tanzmeister antwortet, 30000 Rthlr. worauf die Königinn sagt, **nicht mehr Beaulieu** (so hieß der Tanzmeister) **mache gleich Anstalt, denn das Geld liegt bereit.**

In

In einer andern Unterredung zwischen der Königinn und ihrem Kammerdiener Hans Holm fragt sie diesen, **was redet man in der Stadt von mir.** Hans Holm antwortet, die ganze Stadt ist betrübt, weil Eu. Majestät nicht mehr tanzet; worauf die Königinn den Beaulieu hohlen läßt, und aufs neue fragt, was ein Ball kosten würde, und andre dergleichen empfindliche Dinge mehr, wovon die Schrift voll ist, und woraus man siehet, daß die Messenier die erlittene Strafe sehr wohl verdienet haben.

Ich habe für nöthig gehalten, den ganzen Verlauf dieser Sache umständlich anzuführen, und hier zu wiederhohlen, ob ich gleich diese Begebenheit mit den Messeniern bereits meiner dänischen Reichshistorie einverleibt habe*. Denn da diese Geschichte ein sehr deutliches Portrait von der Aufführung und dem Regimente der Königinn Christina macht, so habe ich dieselbe in einem solchem Werke nicht übergehen können, worinn ich hauptsächlich den Entzweck habe, den Character berühmter Damen zu zeigen.

Es ist bereits von mir berührt worden, daß der Hauptfehler dieser Königinn in der Unbeständigkeit bestanden, wovon die angeführten Beyspiele ihres Verfahrens gegen ihre Minister und Lieblinge ein deutliches Zeugniß ablegen. Am deutlichsten aber erhellet dieses aus ihrer Aufführung

Aufführung der Königinn gegen

* Th. III. S. 99 und in der deutschen Uebersetzung Th. III. S. 118.

Christina gegen den König Friederich.

gegen den König in Dännemark, Friederich den Dritten. Denn bald betheuerte sie ihre Freundschaft und Hochachtung gegen den König Friederich, bald aber ließ sie wieder eine eben so grosse Kaltsinnigkeit und Verachtung blicken; über welche Aufführung auch der dänische Minister, welcher sich damals in Stockholm aufhielt, ganz verwirrt ward, und nicht wuste, was er davon denken sollte. Denn bisweilen stellte sie sich, als wenn sie auf nichts so sehr bedacht wäre, als eine unverbrüchliche Freundschaft mit Dännemark zu unterhalten, und schlug zu dem Ende eine genaue Verbindung unter beyden Reichen vor. Nicht lange hernach aber ließ sie eben so viele Zeichen der Feindschaft blicken, welches man am deutlichsten bey der uhlfeldschen Sache wahrnimmt. Ich will an diesem Orte dasjenige nicht wiederhohlen, was ich bereits hiervon aus den Nachrichten des Herrn Chanuts der Historie Friedrich des Dritten einverleibt habe. Ich will hier nur blos den Beschluß des uhlfeldschen Handels beybringen, woraus man abnehmen kann, daß es bereits so weit mit der Königinn Christina gekommmen war, daß sie den Wohlstand gar nicht mehr beobachtete, und niemanden weiter schonte, daß also die Unterthanen keine Ursache gehabt, sich über ihre Abreise aus dem Reiche zu betrüben, welche kurz nachher erfolgte.

Ich habe bereits an einem andern Orte erzählt, daß Christina den flüchtigen dänischen Reichshofmei-

meister, Corfitz Uhlfeld in Schutz genommen, und darinn, aller liebreichen Erinnerungen und Ansuchungen des Königs Friederichs ungeachtet, beständig fortgefahren. Dieses währte bis auf das Jahr 1653, da sie sich vorsetzte, höchstgedachtem Könige einen Streich zu spielen, der aber nur dazu diente, sie selbst verächtlich, und die Sache des Uhlfelds noch schlimmer zu machen. Sie fertigte in eben diesem Jahre ihren Kanzler an den dänischen Ambassadeur in Stockholm ab, und ließ ihm sagen, weil sie nunmehr genau überlegt hätte, was ihr von dem Uhlfeld erzählt worden, und überdem zu verschiedenenmalen aus seiner Aufführung am schwedischen Hofe bemerkt hätte, daß er nicht redlich, sondern wirklich ein solcher treuloser Mann sey, wie ihn der Ambassadeur beschrieben, und daß er ihren Schutz nicht verdienet: so ersuchte sie den Ambassadeur, daß er ihr den Brief zeigen möchte, in welchem seinem Vorgeben nach der König einige Umstände von dem Uhlfeld gemeldet, damit sie von der Sache desto genauer unterrichtet werden, und dem Könige Friederich die gebührende Befriedigung verschaffen könnte. Der Ambassadeur stutzte über dieses Begehren, und sahe sich genöthiget, den Kanzler zu fragen, ob es die Königinn ernstlich meynte, insonderheit, weil sie kurz vorher aus einem ganz andern Tone gesprochen hätte. Der Kanzler versicherte hierauf, daß es der Königinn wirklicher Ernst sey,

Insonderheit in der Uhlfeldschen Sache.

sey, woran der Gesandte nicht zweifeln dürfte; derselbe könnte vielmehr fest versichert seyn, daß Ihro Majestät völlig entschlossen wäre, dem Könige in Dännemark eine so hinlängliche Befriedigung zu verschaffen, wie er sie selbst verlangte. Ja dieses sey die einzige Ursache, wesfalls sie den Brief des Königes zu sehen wünschte.

Wie der dänische Gesandte von dem Kanzler diese Versicherung erhalten, so gab er das Schreiben aus den Händen. Sobald die Königinn dasselbe erhalten, so verlangte sie auch eine Abschrift von dem Scheine, welchen der englische Gesandte in Dännemark hinterlassen, und worinn er den König Friederich versichert, daß sein Herr, der König von England die 24000 Rthlr. niemals empfangen habe, welche der König von Dännemark ihm zuzustellen, Uhlfeld Befehl ertheilt hatte. Des Tages vorher hatte der Ambassadeur auch eine Abschrift von einem Briefe bekommen, welchen der König Carl der Andre an den König Friederich geschrieben, und worinn dieser Herr bezeuget, daß weder er selbst noch jemand von den seinigen die 24000 Rthlr. empfangen habe. Diese Copey aber behielt der Gesandte heimlich bey sich, und lieferte nur den begehrten Schein des englichen Gesandten aus, wobey er sich die Erlaubniß ausbat, den folgenden Tag seine Aufwartung bey Ihro Majestät zu machen, welches ihm auch zugestanden ward.

Merkwürdiges Beyspiel

Wie er an dem andern Tage zu der Königinn kam, so sagte sie zu ihm

ihm; weil sie itzt im Begriffe stün- der Falsch-
de, die Regierung niederzulegen, heit.
so wolle sie doch erst dem Könige in Dännemark die gebührende Befriedigung erschaffen, und den Schutz aufheben, welchen sie bisher dem Corfitz Uhlfeld angedeyen lassen, weil er dessen unwürdig befunden worden. Weil nun der Ambassadeur von dem, was beschlossen und zwischen der Königinn und dem Uhlefeld heimlich verabredet worden, nichts wuste, so dankte er Ihro Majestät im Namen des Königes für die Geneigtheit, welche sie ihm bey dieser Gelegenheit erwiese, und um sie in solchem Vorsatze zu bestärken, ließ er sie die Abschrift von dem Briefe des Königs Carls sehen, worinn die Aussage des englischen Gesandten bekräftiget ward. Die Königinn las diesen Brief ganz durch, und sagte darauf, daß sie nicht Zeit hätte, länger mit dem Gesandten zu reden, bat ihn aber zugleich, daß er sich des Tages darauf wieder einfinden möchte. Sie wollte sodann Uhlfeld auch rufen lassen, und demselben in des Ambassadeurs Gegenwart ihren gefaßten Entschluß zu erkennen geben, daß er, weil er es nicht wehrt wäre, ihres Schutzes nicht weiter geniessen, sondern das Reich unverzüglich verlassen sollte. Sie bot darauf dem Ambassadeur ihre Carosse an, um ihn zu bestimmter Zeit aufs Schloß zu hohlen. Allein er bedankte sich und sagte, er hätte seine eigene, wollte aber nicht ermangeln, sich wieder auf dem Schlosse einzustellen, sobald ihm die Königinn

nur die Zeit würde kund machen lassen. Dabey bat er inständigst, daß weil Ihro Majestät dem Könige in Dännemark eine Genugthuung verschaffen wollte, sie ihm doch in des Uhlfelds Gegenwart nichts mehr, als nur ihren wider denselben gefaßten Schluß kund machen möchte, ohne etwas andres auf die Bahn zu bringen, weil es ihm nicht anständig wäre, sich mit diesem Manne in andre Dinge einzulassen. Denn weil er Uhlfelds Hitze kannte, so suchte er vermuthlich dessen Stichelreden zu entgehen, wofür er aber nicht gesichert seyn konnte, wenn man ihm Freyheit liesse, von andern Dingen zu reden. Die Königinn versprach ihm solches. Er war aber kaum hinausgegangen, so trat Uhlfeld ins Zimmer, und ward von der Königinn mit der grösten Freundlichkeit empfangen. Ja sie führte ihn darauf in ihrer eignen Carosse durch die Stadt. Als der Ambassadeur davon Nachricht erhielt, so fiel er gleich auf die Gedanken, daß ihn die Königinn fangen, und dem Uhlfeld Gelegenheit geben wolle, seine Sache zu vertheidigen. Er ließ also den Minister, der die Gesandten zur Audienz führet, zu sich rufen, und nachdem er demselben sein Mistrauen ganz deutlich entdeckt, so bat er ihn, solches der Königinn mit dem Beyfügen vorzustellen, wie er wünschte, daß es Ihro Majestät gefallen möchte, ihn der Audienz in Uhlfelds Gegenwart zu überheben, um die der Königinn schuldige Ehrfurcht nicht zu beleidigen. Wie

die

die Königinn von dem Mistrauen des Ambassadeurs unterrichtet worden, so ließ sie ihm durch eben denselben Minister sagen, daß sie alles halten wollte, was sie ihm den Tag vorher versprochen hätte, und daß Uhlfeld nur sollte zugegen seyn, um seine Verurtheilung aus ihrem eignen Munde zu hören. Ja der Gesandte könnte versichert seyn, daß nichts geschehen sollte, als was dem Könige in Dännemark zum Gefallen gereichte, und könnte also ganz sicher erscheinen. Der Ambassadeur begab sich darauf gleich aufs Schloß, allwo er vernahm, daß der Senat im Audienzsaal war, und die Reichsräthe vor kurzer Zeit aus der Königinn Cabinet gekommen waren. Ueber diese Begebenheit ward er ganz bestürzt, und sagte zur Königinn, daß er auf ihr Wort gekommen wäre, obgleich die Gnadenbezeugungen, welche sie des Tages vorher dem Uhlfeld erwiesen, ihm Anlaß zu üblen Gedanken gegeben hätten; solche aber müsten bey ihm nicht wenig vermehret werden, da er sähe, daß der ganze Rath versammlet wäre. Weswegen er gemüßiget werde, wenn er seines hohen Principals Ehre retten wollte, nicht einen Augenblick länger bey ihr zu bleiben, daferne sie gestattete, daß Uhlfeld etwas vorbrächte, welches wider den seinem Könige schuldigen Respect liefe, und woferne Ihro Majestät ihn in einer andern Absicht herein kommen liesse, als daß er sein Urtheil anhören sollte. Die Königinn gab zur Antwort, er hätte nichts

zu befürchten, sie wollte schon ihr Versprechen halten und nicht zulassen, daß etwas geredet würde, was des Königs Ehre nachtheilig seyn könnte. Worauf sie sich der Thür des Cabinets näherte, dem Marschall anzudeuten, daß er den Uhlfeld herein lassen sollte. Der Ambassadeur stutzte abermals hierüber, und sagte, daß dieses auch nicht ihrem Versprechen gemäß wäre, weil sie nicht gesagt hätte, daß dergleichen in Gegenwart des Raths geschehen sollte. Die Königinn versicherte ihn aufs neue, daß alles dieses nur auf die Befriedigung des Königs abziele. Aber gleich darauf sagte sie zu dem Uhlfeld, der Ambassadeur von Dännemark beschuldigte ihn, daß er 24000 Rthlr. untergeschlagen, welche der König Friederich ihm gelicfert, solche dem Könige in England zuzustellen, welcher doch schriftlich bezeugt hätte, daß er solche Gelder nicht empfangen. Auf diesen Punct sollte er hier, jedoch auf eine solche Art antworten, daß er den seinem Könige schuldigen Respect nicht verletzte. Der Ambassadeur fiel der Königinn in die Rede, und sagte, daß er niemanden beschuldige, und wollte sogleich weggehen. Aber einige von den Räthen stellten sich an die Thüre, und baten ihn, daß er bleiben möchte. Uhlfeld versetzte hierauf, daß er solche Beweise in Händen hätte, wodurch er sich gegen Peter Juel, (wie er den Ambassadeur nannte, ohne ihm einen andern Titel beyzulegen) verantworten könnte. Aber Juel bezahlte

ihn

ihn mit gleicher Münze und sagte: „Corfitz „Uhlfeld sprecht mit Respect von dem Könige, „eurem Herrn, und seinem Minister", und darauf gieng er zum Fenster, um hinaus zu sehen. Uhlfeld überreichte inzwischen der Königinn verschiedene Papiere, welche sie auch annahm, und dieselben dem Kanzler gab, um solche zu verlesen. Dieser fieng hierauf an, einen Befreyungsbrief abzulesen, wodurch der hochselige König Christian der Vierte den Uhlfeld von allem Anspruch, den man etwa künftig wegen seiner Amtsverrichtungen an ihn machen könnte, befreyet hatte. Die Königinn wandte sich zum Ambassadeur, und fragte, was er hierauf zu antworten hätte. Der Gesandte versetzte, daß er nichts darauf antworten könnte, weil er nichts von dem, was verlesen worden, gehört hätte. Er hätte nun auf etwas anders zu denken, nämlich auf das seltsame Verhalten der Königinn gegen ihn, da sie ihr Wort gar nicht gehalten, und es dadurch zugleich dahin gebracht hätte, daß er ihr niemals ferner Glauben zustellen würde. Er bat anbey, sie möchte ihm erlauben, dieses zu sagen, daß ein gekröntes Haupt mit dem andern nicht also verfahren müsse, insonderheit nach so vielen Betheurungen der Freundschaft und Hochachtung. Hierauf riß er sich los, und gieng aus dem Zimmer.

Diese Begebenheit, welche die Königinn Christina als ein Meisterstück ansahe, diente nur dazu, sie sowohl bey fremden, als auch bey ih-

ren eignen Unterthanen verhaßt und verächtlich zu machen. Denn man hat fast kein Exempel, daß ein gekröntes Haupt ein andres, mit dem es in Freundschaft und gutem Vernehmen gestanden, auf eine solche Art zu beschämen gesucht habe. Es legt dieses Verfahren zugleich von der Falschheit und Unbeständigkeit, von dem seltsamen und unordentlichem Gemüthe, wie auch von dem schlechten Verstand der Königinn ein deutliches Zeugniß ab. Denn sie opferte dadurch nicht nur ihre eigne Ehre, sondern auch Uhlfelds Interesse auf, indem gleich darauf alle seine Güter in Dännemark confiscirt wurden. Wie sehr die schwedische Nation sich über diese Begebenheit betrübt, erhellet aus den Klagen des Kanzlers, und den Unterredungen desselben, welche er nachher mit dem Ambassadeur gehalten, worinn er zu erkennen gab, daß der einzige Trost, den die Nation annoch bey solchen Umständen hätte, lediglich darinn bestünde, daß die Königinn den Vorsatz gefaßt, die Regierung niederzulegen. Man erzählt, daß eben dieser Kanzler kurz vor seinem Tode ausgerufen: „Sie ist unsinnig, doch was sage ich, „Sie ist des grossen Gustavs Tochter".

Ihr Vorsatz, den Thron zu verlassen.

Die Königinn Christina war lange mit dem Vorsatz schwanger gegangen, die Krone niederzulegen, weil sie einen unüberwindlichen Abscheu vor der Regierung bekommen, und eine grössere Begierde hatte, ausserhalb Landes zu rei-

reisen. Einige aber glauben, weil sie durch ihre Verschwendung Schweden in einen unbeschreiblich schlechten Zustand gesetzt, und durch ihre seltsame Aufführung die ganze schwedische Nation gegen sich kaltsinnig gemacht hatte, so habe sie durch eine solche Abtretung sich aus einem Labyrinth zu retten gesucht, aus welchem sie sich sonst durch kein andres Mittel heraus helfen konnte. Denn es ist schwer zu glauben, daß sie durch die Begierde zur römischen Religion, wie einige vorgeben, zu diesem grossen Entschlusse gebracht worden, weil sie in keiner Sache weniger eifrig war, als in der Religion. Sie hatte seit einigen Jahren ihren nahen Anverwandten, den Fürsten von Zweybrücken, Carl Gustav zu ihrem Nachfolger in der Regierung erklärt, wiewohl diese Wahl sie nachgehends zu verschiedenenmalen zu gereuen schien. Denn als sie hernach eine grosse Neigung auf den Grafen Tott warf, so suchte sie denselben nach dem Carl Gustav auf den Thron zu bringen, daferne der letzte ohne Leibeserben abgehen sollte, womit sie aber nicht durchdringen konnte. Nachdem sie nun ziemlich lange mit den Ständen wegen ihres künftigen Leibgedings und andrer Einkünfte in Handel gestanden, und solches endlich ausgemacht hatte, so schritt sie zur Vollziehung dieses grossen Werks, und zwar auf folgende Weise.

Nachdem alles dazu veranstaltet worden, so verfügte sich die Kö- Setzt den-

selben ins Werk.

niginn des Morgens ganz frühe in den Rath, wo die Abtretungsacte bereits verfasset war, kraft welcher sie für sich und die Ihrigen auf die Krone Schweden Verzicht that, und alle ihre Ansprüche, dem Prinzen Carl Gustav übergab, und ihn zu ihrem Thronfolger, jedoch mit dieser Bedingung ernannte, daß sie auf ihre Lebenszeit die Stadt und das Schloß Nyköping, Oeland, Gothland, Oesel, Wollgast in Pommern, wie auch die Aemter Pöl und Neukloster, in dem Meklenburgischen behalten sollte. Für ihre eigne Person sollte sie Macht haben, zu thun und zu lassen, was sie wollte, ohne daß der König von ihr wegen ihres Verhaltens Rechenschaft fordern könnte. Dahingegen versprach sie auf ihrer Seite, nichts vorzunehmen, was dem Staate nachtheilig seyn könnte. Diese Acte ward in Gegenwart der Königinn, des Prinzens, und des ganzen Raths laut verlesen, worauf die Königinn solche unterzeichnete. Hernach verlas man eine andre, gleichfalls auf Pergament geschriebene Acte, worinn der Prinz versicherte, daß die Königinn auf ihre Lebenszeit alle diejenigen Güter behalten sollte, welche sie sich ausbedungen hätte, und daß er sie allezeit als eine Mutter ehren wollte. Wie der Prinz solche Acte unterzeichnet hatte, so legte die Königinn ihre königlichen Kleider an, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem

Sie setzt die Krone Carl Gustav auf.

Zep-

Zepter in der rechten, und dem Reichsapfel in der linken Hand, und stieg auf den Thron, worauf sie sich niedersetzte, so daß sie den Prinzen, jedoch nicht auf, sondern neben dem Throne zu ihrer rechten Hand hatte. Nachdem solchergestalt alles angeordnet war, so verlas Rosenhahn die Dimißionsacte noch einmal, wodurch das Regiment dem Prinzen übertragen ward, und die Unterthanen von dem Eyde der Treue, den sie der Königinn ehedem geleistet, losgesprochen wurden, worauf die Acte dem Prinzen übergeben ward. Hernach verlas er die vom Prinzen unterschriebene Acte, und überlieferte sie in die Hände der Königinn. Worauf die Königinn den fünf grossen Reichsbeamten ein Zeichen gab, daß sie auf den Thron steigen, und ihr die königlichen Kleider abnehmen sollten, welches auch geschahe. Da man sie also den Augenblick vorher als eine regierende Königinn in ihrem königlichen Schmucke gesehen, so sahe man sie nun in einem weissen taftnen Kleide mit einem Fecher in der Hand stehen, und mit den Umstehenden reden. Die schwedischen Herren bezeugten hierauf, daß sie über diese Abtretung sehr betrübt wären, und daß nichts als die Wahl sie wieder trösten könnte, welche Ihro Majestät an dem Prinzen getroffen, von dessen Verstande und Weisheit sie sich nichts anders als glückliche Zeiten versprechen könnten. Als dieses geschehen war, so ließ sie die Reichsräthe zum Handkuß, und ward

endlich sowohl von diesen, als von dem Prinzen nach ihrem Cabinet begleitet.

Darauf machte man zur Krönung des Prinzen Anstalt, welche aber dazumal wegen der Armuth, worinn Schweden gerathen war, nicht eben mit gar zu grosser Pracht vollzogen werden konnte. Denn der Herr Chanut bezeugt, daß man die meisten Sachen leihen müssen, welche zu der Krönung erfordert wurden, indem die Königinn die meisten Schätze des Reichs eingepackt hatte, um sie nach Deutschland mitzunehmen. Uebrigens ward die Krönung mit gewöhnlichen Ceremonien verrichtet, und man warf auch Schaupfennige aus, auf deren einen Seite der König mit einer Krone zu sehen war, auf der andern Seite aber diese Worte stunden: A DEO ET CHRISTINA, d. i. Die Krone ist mir von GOtt und der Christina gegeben worden. Gedachter Chanut bezeugt gleichfalls, daß bey dem Gastmahl, so allen Ständen gegeben worden, auf den Tischen der Bauren keine Tischtücher gelegen, sondern auf den blossen Tischen nur hölzerne Teller gestanden. Auf den Tischen der Bürger hatten sie zinnerne Teller, die an den adelichen Tafeln aber speiseten aus Silber, es war aber alles von Privatpersonen geliehen, weil die Königinn vorher alles Silbergeschirr hatte zu Schiffe wegbringen lassen; woraus man schliessen kann, daß die Complimenten, welche die schwedischen Herren bey ihrem Abtritte machten, und die Bekümmerniß, welche sie über diese Trennung

nung bezeugten, nur in blossen Worten bestanden.

Ihre Abreise.

Als diese wichtige Handlung vollzogen war, so machte sich die Königinn fertig, aus Schweden zu reisen. Sie stellte sich, als wenn sie zur See nach Deutschland gehen wollte, daher auch verschiedene Schiffe, sie dahin überzubringen, ausgerüstet wurden. Man vernahm aber hernach, daß sie wider alles Vermuthen den Weg zu Lande nach Dännemark nahm. Als der neue König dieses hörte: so schickte er ihr an die dänischen Gränzplätze Boten nach, und ließ sie inständig bitten, ihren Vorsatz zu ändern, und sich nach Oeland zu begeben, wo der Admiral Wrangel läge, und mit der Flotte wartete, sie nach Wismar zu führen. Sie entschuldigte sich aber mit der Unbeständigkeit des Windes, und setzte also ihre Reise in Mannskleidern nach dem Sunde fort, womit der König sehr übel zufrieden war. Sobald sie an die Gränze an einen kleinen Fluß gekommen war, welcher Dännemark von Schweden scheidet: so soll sie aus ihrer Carosse gestiegen seyn, und mit unglaublicher Freude gesagt haben: „Nun bin ich in meiner Frey„heit, und aus Schweden, wohin ich nimmer„mehr wieder zu kommen gedenke“. Sie ließ sich auch verlauten, daß sie gerade zu der französischen Armee reisen wollte, um den Prinzen von Conde zu sehen, sie trank auch des Feuers Ge-

Sie reiset durch Dännemark nach Deutschland.

Gesundheit. Man konnte aber dieses so wenig als verschiedne andere Dinge, die sie vornahm, begreifen. Und die Schweden musten sich freylich darüber ärgern, als sie davon Nachricht bekamen. Sie reisete hierauf verkleidet und unbekannter Weise durch Dännemark. Jedoch so viele Mühe sie sich auch gab, daß solches niemand erfahren möchte: so erfuhr es doch die Königinn Sophia Amalia, weswegen sich höchstbemeldte Königinn aus Neubegierde, um sie zu sehen, auch verkleidete, und sie auch in dem Wirthshause, wo sie abgetreten war, wirklich zu sehen bekam.

Ein solches Ende nahm die Regierung der Königinn Christina. Es muß jedermann gestehen, daß sie grosse Gemüthsgaben gehabt, und daß sie sowohl in dieser Absicht, als wegen ihrer siegreichen Waffen, wodurch Schweden zu ihrer Zeit fast noch einmal so groß ward, als es vorher war, unter die ansehnlichsten und berühmtesten Potentaten der nordischen Reiche könne gerechnet werden. Sie war besonders gnädig und gütig, und konnte nicht ohne Mühe überredet werden, jemand am Leben zu strafen. Man findet, daß sie noch kurz vor ihrer Abreise den obgedachten Messenius begraben lassen, da doch derselbe sie auf die empfindlichste Weise zu beschimpfen gesucht. Ja sie ließ sich verlauten, es gereue sie, daß er mit der Todesstrafe angesehen worden. Ausser ihren persöhnlichen guten

guten Eigenschaften machte sie auch das nicht wenig beliebt, daß sie des grossen Gustavs Tochter war, dessen Namen alle Schweden heilig hielten. Daher kam es, daß sie ungeachtet der vielen Fehler und Gebrechen, worinn sie verfiel, dennoch von ihren Unterthanen inngst geliebet waed. Aber dieses war nur das Unglück, daß sie die Unterthanen nicht wieder liebte. Das Land gefiel ihr nicht. Sie hatte einen Eckel und Abscheu an den Sitten und Gebräuchen der Leute, und die schwedische Sprache war ihren Ohren höchstunangenehm. Man muste sich um so vielmehr darüber wundern, weil sie nicht nur im Lande gebohren, sondern auch nirgends anderswo gewesen war. Es verschwand also nach und nach die Liebe, welche die Unterthanen zu ihr trugen. Wie sie dieses endlich merkte: so suchte sie sich lauter fremde verbindlich zu machen, und alles aus dem Lande zu führen, was sie nur zusammen raffen konnte, gleichsam als ob Schweden ein feindliches Land wäre, welches sie andern überlassen müste, und dem sie gar nichts gutes gönnte. Allein Dännemark hatte auch eben keine Ursache, sich über ihren Abgang zu freuen. Denn Schweden war niemals weniger für dieses Reich gefährlich, als unter einer so gearteten Königinn, als Christina in den letzten Jahren ihrer Regierung war.

Es ist bereits oben erzählt worden, aus welchen Ursachen, die Königinn den Entschluß gefaßt, Krone und Zepter zu verlassen. Ob die

Reli-

Religion etwas dazu beygetragen, ist schwer zu bestimmen, inzwischen muste dieselbe doch den Namen hergeben. Dieses ist doch gewiß, daß sie sich bereits lange vorher überreden lassen, den römischen Glauben anzunehmen, und wie man sagt, so ist ein portugiesischer Jesuit, nämlich der Pater Antonius Macedo, der erste gewesen, dem sie diesen von ihr gefaßten Entschluß anvertrauet. Derselbe hatte öfters Gelegenheit, mit der Königinn zu reden, und brachte es endlich so weit, daß sie ihn im Jahr 1651 in ihr Cabinet rufen ließ, und ihm anzeigte, daß sie nun den festen Entschluß gefaßt habe, die römische Religion anzunehmen. Sie begehrte zugleich, daß er eiligst nach Rom reisen, und den dortigen General der Jesuiten bitten sollte, zweene italiänische Jesuiten verkleidet nach Schweden zu schicken, damit sie mit denselben diese wichtige Sache ferner überlegen könnte. Dieses geschahe auch, und zweene Jesuiten, nämlich Pater Francesco Malines, und Paolo Casati, begaben sich verkleidet nach Schweden, woselbst sie die Königinn endlich völlig überredeten, in diesem Stücke einen festen Entschluß zu fassen.

Anleitung zur Veränderung ihrer Religion.

Die Königinn Christina hatte, seitdem sie den schwedischen Thron verlassen, viele seltsame Schicksale gehabt, denn weil ihr Character war, eine tragische Heldinn vorzustellen: so ist

Ihre Aufführung ausserhalb Landes.

ihr

ihr ganzes Leben nichts anders als ein Schauspiel, voller romanischen und gekünstelten, oder unnatürlichen Auftritte. Der erste Schauplatz, wo sie seit ihrer Abreise aus Schweden ein Spiel vorstellte, waren die Niederlande. Der Prinz von Conde war der Held, welchen sie daselbst suchte, und dem sie ihre Abdankung von der Regierung durch ein Schreiben kund machte, welches folgenden Inhalts war:

Brief der Königinn an den Prinzen von Conde.

„Ich würde übel gethan haben, „einen Thron zu verlassen, welchen „ich bisher besessen habe, ohne euch „von solchem Entschluße Nachricht „zu geben. Hierzu hat mich die „Hochachtung und Zuneigung, welche ich zu euch „getragen, imgleichen die Freundschaft, die ihr „gegen mich die Zeit über, als ich am Ruder saß, „blicken lassen, verpflichtet. Weil ich nun meinen Stand verändert habe: so nehme ich hiedurch Anlaß, euch zu bezeugen, daß, ungeachtet der Veränderung, welche das Schicksal „in unsrer beyder Glücke gemacht hat, ich dennoch diejenige Hochachtung stets gegen euch behalten werde, die ich allezeit für eure Verdienste gehabt habe, und ich halte die guten Gedanken, welche ihr von mir heget, für eine eben so „grosse Ehre, als wenn ich eine regierende Königinn wäre".

Das übrige ist von eben dem Schlage. Man kann ein solches Gewäsche nicht ohne Eckel und Widerwillen lesen, indem die Königinn bezeugt, daß

daß sie aus Liebe zu einem Prinzen, Krone und Zepter verlassen, da doch der Prinz nicht den geringsten Nutzen von ihrer Abdankung haben konnte, wo sie ihn nicht zu ihrem Nachfolger hätte erklären wollen. Sie sagte übrigens öffentlich, daß sie ihre Reise bloß deswegen vorgenommen, um gedachten landflüchtigen Prinzen zu sehen, und daß es ihr leid thäte, daß in Brüssel kein Pallast so groß wäre, daß sie zugleich mit ihm darinn wohnen könnte. Der Prinz fand sich gleich ein, um die Königinn zu bewillkommen. Jedoch dieser Umgang fiel von beyden Seiten ziemlich kaltsinnig aus; denn als sie ihm in dem Ceremoniel nicht auf eben dieselbe Art, als dem Erzherzog, begegnete, welcher damals in den spanischen Niederlanden Gouverneur war: so verdroß ihn solches, und er wollte sich zu keinem öffentlichen Staatsbesuch bey der Königinn verstehen, sondern stellte sich als eine Privatperson nebst andern ein. Ja, als die Königinn ihn nachher erblickte, und ihm vor andern eine Ehre erweisen wollte, so sagte er: Madame, tout, ou rien. d. i. Entweder alles oder gar nichts; und gieng darauf aus dem Zimmer. Wenn also diese gute Königinn Kron und Zepter niedergelegt hatte, um den Prinzen von Conde zu sehen: so muste dieses Compliment sie nothwendig unruhig und verdrießlich machen.

Ihr Umgang mit diesem Prinzen.

Jedoch, der starke Bewegungsgrund, welcher sie, ihrem Vorgeben nach, zu diesem wun-

der-

derbaren Entschluße angetrieben, war die Lust zur Veränderung der Religion, oder eigentlicher, die Begierde, ihre übrige Lebenszeit in Frankreich und Italien zuzubringen, woselbst sie nicht vergnügt leben konnte, ohne den Glauben des Landes anzunehmen. Ich habe bereits vorher gezeigt, daß ihr nichts weniger am Herzen gelegen, als die Religion, und daß also auch der päbstliche Glaube der Magnet nicht seyn können, welcher sie nach Italien gezogen. Indessen muste doch die Religion den Namen dazu hergeben, es muste ein Maske angenommen, und eine Comödie mit der grösten Ernsthaftigkeit und Andacht gespielt werden. Sobald sie daher in den Niederlanden angekommen war: so schwur sie zu Brüssel insgeheim, und hernach zu Inspruck öffentlich ihren Glauben ab. An welchem letzten Orte sie das von dem Pabst Alexander übersandte weitläuftige Glaubensbekenntniß auf den Knien, und zwar mit solcher Andacht hersagte, daß ein gewisser Geschichtschreiber bezeugt, daß der päbstliche Bibliothekarius, Lucas Holstenius, welcher dabey gewesen, sich kaum der Thränen habe enthalten können, woraus man abnehmen kann, daß dieser Bibliothekarius die Bücher besser, als die Menschen, gekannt. Denn ein jeder, dem die Neigung der Königinn bekannt war, schrieb ihre Bekehrung keiner andern, als der bereits oben angeführten Ursache, und der Begierde zu, welche sie hatte, sich durch seltsa-

Sie schwert ihren väterlichen Glauben ab.

me, ungewöhnliche und unordentliche Unternehmungen hervorzuthun, wohin alle ihre Thaten abzielten. Chefreau führt eine Historie an, welche dieses Urtheil bestärkt. Er sagt, die Königinn Christina schwur die lutherische Religion des Vormittags ab, und da man ihr des Nachmittags durch eine Comödie ein Vergnügen zu machen suchte: so sagte sie zu den vornehmen Herren, welche zu ihrer Aufwartung dahin geschickt waren: Il est bien juste, que vous me donnies la Commoedie, apres vous avoir donné la farce. d. i. „Es ist billig, daß ihr ein Schauspiel zu meinem „Vergnügen aufführen lasset, nachdem ich euch „vorher ein anders von eben derselben Natur se„hen lassen".

Anmerkung darüber.

Sie schrieb darauf einen sehr andächtigen Brief an den Pabst, worinn sie zu erkennen gab, daß sie Krone und Zepter geringer als die Ehre achtete, Sr. Heiligkeit zu gehorchen. Ob der Pabst das geringste davon geglaubt, solches kann man nicht gewiß sagen. Man findet blos, daß derselbe sich gestellt, als wenn er gar nicht zweifelte, daß die Bekehrung der Königinn ernstlich sey. Denn wie sie darauf nach Rom reisete: so ward sie von Sr. Heiligkeit prächtig empfangen. Christina fand auch ihren Vortheil dabey, daß sie fest bey dem römischen Glauben beharrte, insonderheit da die schwedischen Wechsel anfingen auszubleiben, und sie also eine Kostgängerinn der römischen Päbste wer-

Ihre Reise nach Rom.

werden muste. Zugleich gefiel es ihr auch deswegen zu Rom sehr wohl, weil sie daselbst völlige Freyheit hatte, sich in allen italienischen Wohllüsten herum zu welzen, welche Laster durch die Orthodoxie an diesen Orten alle wieder ausgelöscht werden.

Wie auch nach Frankreich.

Sie begab sich darauf nach Frankreich, um daselbst mit gelehrten Leuten umzugehen. Ob ihr dieser Umgang Nutzen geschafft, kann man nicht sagen. Es ist wahrscheinlicher, daß sie durch die Schmeicheley solcher Leute in ihrer Eitelkeit noch mehr gestärkt worden. Einer von den französischen Rednern schmeichelte ihr mit diesen Worten:

Suecia Christinam Te fecit,
Roma Christianam,
Vtinam Gallia Christianissimam.

Wenn sich aber dieser gute Redner dabey eingebildet, daß sich der junge König in Frankreich vielleicht entschliessen möchte, sie zur Gemahlinn zu nehmen, so muß er diesen König nicht recht gekannt haben, welcher sich in dem Alter, worinn er sich befand, mehr nach einer schönen, als nach einer mittelsährigen lateinischen Königinn umsahe. Madame Motteville hat in ihren Memoires von der Ankunft der Königinn Christina in Frankreich, und von ihrer Aufführung in diesem

Wie sie daselbst empfangen worden.

Lande eine zuverläßige Nachricht mitgetheilet, woraus ich einige Umstände anführen will. Sobald ihre Ankunft in Paris ruchtbar ward, so begaben sich mehr als 20000 Bürger nach Conflans, sie zu empfangen. Der Gouverneur von Paris nebst andern obrigkeitlichen Personen, empfingen die Königinn an dem Thore des heil. Antonius. Man führte sie darauf durch die Stadt mitten durch eine unglaubliche Menge Volks nach der Hauptkirche, wo das Te Deum feyerlich gesungen ward. Es ward auch eine Schaumünze geschlagen, worauf die Königinn zu Pferde, nebst dieser Ueberschrift zu sehen war, REGINA SVECORVM IN VRBEM REGIE EXCEPTA. Der Herzog von Guise, welchen der König ihr entgegen geschickt hatte, macht folgendes Portrait von ihr. Er sagt, diese Prinzeßinn ist nicht groß, sie hat aber eine nette Leibesgestalt, schöne Hände, etwas hohe Schultern, welchen Fehler sie doch durch ihre seltsame Kleidertracht bedeckt. Ihr Angesicht ist groß, sie hat eine krumme Nase, funkelnde Augen, und eine zarte Haut, obgleich auf derselben einige Merkmale von den Kinderblattern wahrgenommen werden. Sie trägt bisweilen einen Hut, und Mannsschuhe, sie hat eine männliche Stimme, und männliche Manieren, und will eine Amazonin vorstellen. Sie ist übrigens höflich, redet acht Sprachen, und insonderheit das französische so fertig, als wenn sie in

Ihr Portrait durch den Herzog von Guise.

Paris

Paris gebohren wäre. Sie weiß alles, bis auf unsre kleinsten Hofstreiche ꝛc.

Das Volk stieß sich anfangs an ihre seltsame Tracht, mit der Zeit aber ward man dieselbe gewohnt. Man bewunderte ihren Geist, und die grosse Erkenntniß, die sie von Frankreich hatte, da sie nicht nur alle grosse Familien, sondern auch alle gelehrte Leute kannte. Kurz, sie konnte den Franzosen allerhand Dinge sagen, welche dieselben in ihrem eignen Lande nicht wusten. Wie sie alles zu Paris in Augenschein genommen hatte: so begab sie sich nach Compiegne, wo der Hof war, von welchem sie mit grosser Pracht empfangen ward. Wie jemand bey Gelegenheit einer Unterredung von der Treue der Unterthanen gegen den König, sagte, daß solche Treue und Ehrfurcht bey allen rechtschaffenen Leuten angetroffen würden: so antwortete sie darauf: Es verhalte sich dieses freylich also in allen andern Ländern. In Frankreich aber werde, wie sie gemerkt habe, die Untreue eben nicht für den größten Fehler gehalten. So angenehm sie sich aber auch durch ihren Witz machen konnte: so verächtlich machte sie sich durch ihre Aufführung. Sie war einem Frauenzimmer in keinem Stücke ähnlich, und nahm die diesem Geschlechte so anständige Bescheidenheit nicht im geringsten in acht. In der italienischen Comödie brach sie zuweilen in ein lautes Gelächter aus, und bisweilen gab sie durch tiefe Seufzer und öffentliche Lobeserhebungen zu erkennen, daß ihr die Auftritte gefallen. Sie pflegte

in Gesellschaften zu singen, und war bisweilen so sehr in ihren Gedanken vertieft, daß sie selbst nicht wuste, wo sie war. Sie war zu einer Zeit höflich, und zu einer andern Zeit grob, und redete so wohl von Religionssachen, als auch von solchen Dingen sehr frey, welche sonst ihrem Geschlechte ein Stillschweigen auflegen. Sie hob die Beine, auch in Gegenwart des Hofes, auf dem Stuhle, worauf sie saß, hoch in die Höhe. Sie fluchte öfters. Und kurz, sie beobachtete nicht das geringste, welches hohen Standespersonen anständig ist, und dieselben beliebt macht. Sie schien einen Abscheu für alle Frauenzimmer Gesellschaften zu haben, und man legt ihr dieses um so viel mehr zur Last, da sie zu St. Germain ein grosses Verlangen bezeugte, eine bekannte Hure, Namens Ninon, zu sehen; und diese Ninon war das einzige Frauenzimmer in Frankreich, welches sie einer Hochachtung würdigte.

Sie läßt den Monaldeschi ermorden.

Dieses verursachte, daß man ihr, da sie 1657 zum andernmal nach Frankreich kam, sehr kaltsinnig begegnete. Wie sie sich in diesem Jahre zu Fontainebleau aufhielt: so begieng sie eine schändliche That, da sie einen von ihren Bedienten, den Monaldeschi, zum Tode verurtheilte, und durch ihren Leibcapitain umbringen ließ. Währender Execution machte sie sich ein Vergnügen, und war in ihrem Cabinett ganz aufgeräumt. Worinn das Verbrechen des Monaldeschi bestanden, solches kann niemand eigentlich sagen. Einige

nige meynen, daß er einige von ihren geheimen Historien verrathen. Das ganze Land verabscheuete diese That, und der Hof beschwerte sich darüber, weil der Königinn in einem fremden Reiche eine solche Gerichtsbarkeit nicht zukäme. Man regte aber doch die Sache nicht weiter, sondern man ließ es allein dabey bewenden, daß man ihr kaltsinnig begegnete. Nach dem Bericht der Madame Motteville, war ihre übrige Aufführung gleichfalls sehr schlecht beschaffen. Sie lief maskirt auf alle Bälle, sie fuhr oft ganz allein mit Mannspersonen in die Comödie, und bediente sich der ersten Carosse, die sie antraf. Die Franzosen schämten sich, daß sie ihr ehedem ein so grosses Lob beygelegt, und man war willig, sie mit Reisegeld zu versehen, um sie desto eher loß zu werden.

Sie geräth in Geldmangel.

Als sie nun lange allenthalben herumgeschweift war: so drückte sie endlich der Geldmangel, insonderheit da Schweden, woher sie ihre Einkünfte haben sollte, in einen so kostbaren Krieg verwickelt ward, und daher die Wechsel nicht mehr so richtig einliefen. Sie ward dadurch so sehr gegen den König aufgebracht, daß sie auch 1659 dem Kayser versprach, eine Rebellion in Pommern zu erregen, und Schweden um diese Provinz zu bringen. Doch weil sie nicht lange auf einem Sinne blieb: so ließ sie dieses Vorhaben gleich wieder fahren, und that nichts weiter, als daß sie sich über die Undankbarkeit des Königs

Carl Gustavs beschwerte. Man konnte aber, sowohl zur Entschuldigung dieses Königs, als des ganzen schwedischen Reichs sagen, theils, daß gedachtes Reich zu der Zeit selbst an Geld grossen Mangel hatte, theils daß ihr die jährlichen Unterhaltsgelder zugelegt waren, nicht die Nation zu beschimpfen, und das Gedächtniß ihres grossen Vaters durch Abschwerung der Religion zu verunehren, welche er mit seinem Blute vertheidiget hatte, und ausserhalb Landes Comödien zu spielen, und einen irrenden Ritter abzugeben. Weil also ihre jährliche Pension aus Schweden ausblieb, so sahe sie kein Mittel, ihren angefangenen Staat zu unterhalten und fortzusetzen.

Erhält eine Pension vom Pabste.

Jedoch der Pabst Alexander der Siebende, welcher stets sehr viele Neigung zu ihr blicken lassen, legte ihr jährlich 12000 Scudi zum Unterhalt bey, und vertrauete dem Cardinal Azzolini die Verwaltung des Geldes an, der auch ihre Casse so vernünftig und ordentlich führte, daß stets wider die alte Gewohnheit Geld übrig war. Die Königinn faßte daher sowohl in dieser Absicht, als auch wegen seines angenehmen Umgangs, eine solche Liebe zu diesem Cardinal, daß sie ihm versprach, ihn zu ihrem einzigen Erben einzusetzen. Ob sonst noch eine geheime Ursache zu dieser Liebe etwas beygetragen, das kann man nicht gewiß behaupten. Einige haben solche Gewogenheit einem unerlaubten Umgange zugeschrieben.

Viel-

Vielleicht aber ist diese Muthmassung ungegründet.

Ihre Reise nach Schweden.

Zu eben derselben Zeit starb Carl Gustav, König von Schweden, und daher hielt die Königinn Christina für nöthig, eine Reise nach ihrem Vaterlande zu vorzunehmen, um ihren Vortheil bey der neuen Regierung zu beobachten. Sie brach deswegen 1660 von Rom auf, und reisete durch Dännemark nach Schweden, wo sie mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen ward. Aber es bestand alles in blossen Complimenten. Denn der gröste Theil von den versammleten Ständen, und insonderheit die Geistlichkeit, hielt dafür, daß sie durch die Veränderung der Religion nach den schwedischen Gesetzen, alles Recht eingebüßt habe, worüber die Königinn dergestalt erbittert ward, daß sie dreymal zu weinen anfieng. Und da die Stände sich auf die schwedischen Gesetze bezogen, so bezog sie sich auf die bey ihrem Abtritte abgefaßte und getroffene Convention. Weil sie endlich merkte, daß sie mit Macht nichts ausrichten konnte, so gab sie gute Worte, und bat, daß es ihr möchte erlaubt werden, in ihrem eignen Pallaste Messe zu halten. Dieses ward ihr aber auch abgeschlagen, und daher ließ sie ihre Capelle abbrechen, und gab den catholischen Priestern, die sie mitgebracht hatte, Abschied, und ließ sich allein damit begnügen, dem Gottesdienste in dem Hause des französischen Gesandten

Was sie dadurch ausgerichtet.

beyzuwohnen. Nachdem die Streitigkeiten wegen ihrer Ansprüche und Forderungen eine Zeitlang gewähret, so erhielt sie endlich die Versicherung, daß sie die ihr beygelegten Pension ferner erhalten sollte. Wie sie aber verlangte, daß die Krone ihr wieder zufallen sollte, wenn der junge König ohne Leibeserben mit Tode abgienge, so ward ihr dieses nicht nur abgeschlagen, sondern man hielt sie auch an, die bereits vorher unterzeichnete Abtretungsacte abermals zu erneuren.

Ihre schlechte Aufführung in Rom.

Hierauf begab sie sich wieder nach Rom, und fieng an, sich auf die Alchymie zu legen, wobey sie einen grossen Theil ihrer Einkünfte, zusetzte. Ihre Bedienten, und andre, welche in ihrem Pallaste wohnten, übten inzwischen allerhand Frevel aus, und bildeten sich ein, daß sie allein unter der Königinn stünden, und sonst von niemanden könnten gestraft werden. Die Räuber und Mörder begaben sich in ihren Schutz, und diejenigen, welche den Zoll gepachtet hatten, beschwerten sich, daß sie ihre Pacht und Abgaben nicht entrichten könnten, weil die Kaufleute ihre Waaren in den Carossen der Königinn in die Stadt brächten. Weil nun diese Unordnungen gar zu sehr überhand nahmen, so ließ der Cardinal Farnese, welcher damals Gouverneur der Stadt war, einige von ihren Bedienten strafen. Die Königinn beschwerte sich bey dem Pabste darüber. Weil aber derselbe von ihrem Verhalten unterrichtet war: so hörte er ihre

re Klagen ganz kaltsinnig an, und man bemerkte, daß die grosse Neigung, welche er bisher zu ihrer Person getragen, immer mehr und mehr abnahm.

Ihre andre Reise nach Schweden.

Christina ward also sowohl dadurch, als auch durch ihre natürliche Unbeständigkeit, angetrieben, im Jahr 1666 Rom abermals zu verlassen, und eine neue Reise nach Schweden anzutreten. Auf dieser Reise nahm sie den bekannten Marquis del Monte in ihre Dienste, welcher in kurzer Zeit zu einem solchen Ansehen gelangte, daß er ihr öfters gebot, zu schweigen. Seine gewöhnliche Redensart war, man müste sich rächen, ohne zu drohen, woraus man den schändlichen Character dieses Mannes erkennen kann, den die Königinn doch einer solchen Gnade würdigte.

Sie kam diesesmal nicht weiter als bis Nyköping in Schweden. Denn der Rath ließ ihr gleich anzeigen, daß man ihr nicht vergönnen würde, Messe in Stockholm, und auch nicht einmal in dem Hause des französischen Gesandten zu halten. Die Schweden ärgerten sich zugleich sowohl über ihre eigne Aufführung, als auch über das Verfahren ihrer Hofbedienten, da einer von ihren Geistlichen, der Abt von Santorio, währender Zeit, daß der Hof sich zu Nyköping aufhielt, ein schwedisches Frauenzimmer nothzüchtigen wollte. Weil die Königinn also merkte, daß sie nur schlecht in Stockholm dürfte empfangen werden, so gieng sie nach Lübeck, und besuchte

Bre-

Bremen und Verden. Hieselbst ließ sie sich allenthalben zu Pferde in Mannskeidern und mit einer Strausfeder am Kopfe sehen. Sie wollte auch das schwedische Kriegsvolk exerciren, welches unter dem Commando des Feldherrn Wrangels stand, weil ihr aber dieses Handwerck, nicht so gut, als sie sich einbildete, bekannt war, so gab diese Begebenheit zum Gelächter Anlaß. Ihr neuer Favorit, der Marquis del Monte begleitete sie stets auf ihren Reisen, und erweckte durch seine schlechte Aufführung der Königinn allenthalben eine grosse Nachrede. Unter seinen vielen andern und schändlichen Unternehmungen ist insonderheit der Streich merkwürdig, den er dem reichen Juden Texeira in Hamburg spielte, wovon ich in meiner jüdischen Historie umständlich geredet habe *.

Marquis del Monte.

Diese Unordnungen, welche auf dieser Reise betrieben wurden, erschalleten bis nach Rom, welches sie selbst aus einem Schreiben merkte, das ihr von dem Cardinal Azzolini zugeschickt ward. Dieser Brief machte sie bald rasend, und weil sie ihren Leibarzt in Verdacht hatte, daß derselbe ihre schlechte Aufführung in Rom ausgebreitet: so griff sie denselben mit einer solchen Gewalt an den Hals, daß sie ihn würde erwürgt haben, wenn die andern nicht hinzugesprungen wären, und ihn aus ihren Händen errettet hätten.

Wie die Königinn noch in Hamburg war, so er-

* Th. II. S. 712.

erhielt sie Nachricht, daß der Pabst Alexander der Siebende mit Tode abgegangen, und Julius Rospiglioſi den 20 Aug. 1667 wieder unter dem Namen Clemens der Neunte, auf den päbſtlichen Stuhl erhoben worden. Weil nun Chriſtina mit dieſem Manne Freundſchaft gehalten, und deswegen hoffte, daß ſeine Regierung auch ihr vortheilhaft ſeyn würde, ſo wollte ſie durch ein groſſes Feſt ihre darüber geſchöpfte Freude an den Tag legen. Sie ließ zu dem Ende ein künſtliches Feuerwerk zubereiten, und den vornehmſten Theil ihres Pallaſtes erleuchten. Zugleich ſtellte ſie das Wapen des Pabſtes, und ein Gemählde vor, worauf ein geweihtes Brod in den Wolken zu ſehen war, welches von den Engeln angebetet ward. Dieſes muſte nothwendig ein groſſes Aufſehen in einer proteſtantiſchen Stadt erwecken; und das ganze Feſt ward auch endlich in eine Tragödie verwandelt. Denn die däniſchen, engliſchen und holländiſchen Matroſen, welche in groſſer Menge ihrem Pallaſte zueilten, um dieſe Erleuchtung anzuſehen, fingen endlich an, wie ſie gar zu viel hitziges Getränke zu ſich genommen hatten, die aufgeſtellten Zierrathen und Bilder mit Steinen zu werfen. Die Bedienten der Königinn ſchoſſen im Anfange mit loſem Pulver unter ſie, um ihnen eine Furcht einzujagen, und da ſolches nicht helfen wollte, ſo ſchoſſen ſie mit Hagel, wodurch einige von dem Pöbel ums Leben kamen. Dadurch

Eine ſeltſame Begebenheit, die ihr in Hamburg begegnet.

durch aber ward der Aufruhr noch grösser, und der Pöbel fing an, das Haus mit aller Macht zu stürmen. In dieser Verwirrung rettete sich del Monte mit der Flucht, und die Königinn ward von zween Bedienten durch die Hinterthüre, nach dem Hause des französischen Gesandten Terlons gebracht, wo sie vor Schrecken, halb todt anlangte. Wie sie aber einige Stunden auf dem Bette geruhet, und die Abendmahlzeit eingenommen hatte, so fing sie an zu prahlen, und sagte, wenn man sie hätte ans Fenster kommen lassen, so wollte sie diese dummen, und dreisten Matrosen dermassen ausgeschändet haben, daß sie sich nicht erkühnen sollen, eine solche grobe That noch einmal zu begehen. Man besänftigte hierauf den Pöbel, und brachte es dahin, daß ein jeder nach Hause gieng. Die Königinn ward an dem folgenden Tage gleichsam im Triumph wieder nach ihrem Pallast gebracht, woselbst sie gleich denjenigen, die bey diesem Auflaufe Schaden gelitten hatten, und von denen zwey noch an eben demselben Tage sturben, 2000 Rthlr. austheilen ließ.

Sie bleibt hernach stets in Rom.

Endlich trat sie die Rückreise nach Rom an, woselbst sie sich auch von dieser Zeit an bis an ihren Tod beständig aufhielte. Es schien auch, daß sie keine Lust bezeugte, eine Stadt öfterer zu verlassen, wo Wohllust und Verschwendung, wozu sie am meisten geneigt war, unter der Regierung des Pabstes Clemens des Neunten, aufs höchste getrieben wurden. Dieses hörte zwar durch

durch den schleunigen Tod dieses Pabstes wieder auf. Weil aber sein Nachfolger, Clemens der Zehnte, in seine Fußtapfen trat, so nahmen Wohllust und Verschwendung von neuen überhand. Der Hof der Königinn Christina trug zu dem damals in Rom herrschenden Verderben nicht wenig bey. Denn weil sie die Quartiersfreyheit hatte, so flohen alle Missethäter nach Longara, wo ihr Quartier war, und wurden daselbst in Schutz genommen. Ihre Hofbedienten nahmen in den Unordnungen und allerhand Ausschweifungen immer mehr zu, insonderheit unterschied sich der Marquis del Monte durch sein schändliches Leben von allen andern Menschen. Und wenn jemand sich entweder über ihn, oder über andre beschwerte, so ward er von der Königinn ausgelacht.

Ihr unordentlicher Hof.

Diese Unordnung, welche von der Quartiersfreyheit herrührte, währte so lange, bis der berühmte Pabst Innocentius der Andre den päbstlichen Thron bestieg. Dieser Pabst nahm sich vor, diese Freyheit aufzuheben, es möchte auch kosten was es wollte. Es ist bekannt, was für schwere Streitigkeiten er deswegen mit dem französischen Hofe gehabt. Die Königinn Christina hielt indessen nicht für rathsam, ihr vermeyntes Recht in diesem Stücke zu behaupten; sie entsagte deswegen dieser Quartiersfreyheit, um diesen eifrigen Pabst nicht zu erzürnen, und ließ zu dem Ende ein eignes Schreiben an denselben abgehen.

Die-

Diese Gefälligkeit konnte seiner Heiligkeit nicht anders, als sehr angenehm seyn, und es ist glaublich, wenn Christina zugleich auf ihr unordentliches Leben Verzicht gethan, daß er eben eine solche Neigung zu ihr würde getragen haben, als der ehemalige Pabst Alexander. Weil sie aber in ihrer unordentlichen Lebensart fortfuhr, so war das Verständniß oft zwischen beyden Höfen nur kaltsinnig. Denn der Pabst ließ auf der einen Seite, mit der ihr von seinen Vorgängern beygelegten Pension inne halten, auf der andern Seite aber redete die Königinn von dem Pabste sehr verächtlich, und nannte ihn insgemein nur Mignon. Man erzählt auch, daß sie einsmals eine von ihren Hofdamen in eine lächerliche Tracht kleiden lassen, und sie dem Pabste Innocentius zum Spotte Innocentiana genannt. Uebrigens ist bey dieser Königinn nichts weiter merkwürdig, als die Unordnungen, welche an ihrem Hofe im Schwange giengen. Ihre Neigung zur Alchymie, Astrologie und zu allerhand Wahrsagereyen, nahm mit dem Alter zu, und aus dieser Ursache warf sie ihre Gunst auf ein gewisses Weib, Namens Sybille, welches allerhand künftige Dinge vorher verkündigen wollte. Sie theilte ihre Zeit unter den Kirchenbesuchungen und lustigen Gesellschaften solchergestalt ein, daß sie keine Messe, aber auch keine Maskerade versäumte: Man hätte glauben können, daß sie beydes als ein Schauspiel angesehen, wenn man

Der Pabst Innocentius der Elfte wird ihr ungeneigt.

man nicht in andern Stücken eben eine so grosse Flüchtigkeit und Thorheit an ihr bemerkt. Sie soll einsmals, wie sie das Bild ihres Vaters, des grossen Gustavs betrachtet, in diese Worte ausgebrochen seyn: „Ach du armer Gustav, was für „grosse Thaten hast du nicht verrichtet! Aber wie „schlecht hast du für deine Seele gesorgt. Ich „danke Gott, daß ich auf den Weg der Seligkeit „gekommen bin". Vielleicht aber dürfte ein andrer darauf antworten, ist dieses eben dieselbe Person, welche vorher mit ihrer eignen Bekehrung ein Gespötte trieb, und dieselbe mit einem Schauspiel verglich? das einzige, worinn man eine Beständigkeit bey ihr vermerkte, war der Abscheu, welchen sie vor verheyratheten Frauensperſonen hatte, welche sie insgemein, wenn sie schwanger geworden waren, Kühe zu nennen pflegte.

Seltsame Anstalten wegen ihres Begräbnisses.

Im Anfange des 1689 Jahres merkte man, daß sie mit Todesgedanken umgieng, worinn sie auch durch die bereits oben gedachte Sibylle gestärkt ward. Während der Zeit gerieth sie auf den Einfall, ein kostbahres Begräbniß aufführen zu lassen, worinn ihr Körper nach ihrem Tode sollte versenkt werden. Sie ließ deswegen ihren Bildhauer Francesco Maria Anconitano zu sich kommen, und befohl ihm, verschiedene Abrisse zu dem Ende zu machen; zugleich eröfnete sie ihm, daß sie in der Kirche, la Rotonda, oder in dem ehema-

ligen Pantheon einen Platz zu ihrem Begräbnisse ausersehen habe; welches aber niemand, und am allerwenigsten der Cardinal Azzolini wissen sollte. Wie heimlich aber auch dieser Anschlag gehalten ward, so erhielt der Cardinal doch davon Nachricht. Er ward anfangs über die Kosten bestürzt, welche ein solches Werk erfordern würde; indessen erkühnte er sich doch nicht, der Königinn seine Gedanken zu eröfnen. Wie er aber hörte, daß dieses Begräbniß ihrem Anschlag nach eine Million kosten sollte, so verwandelte sich seine Furcht in Lachen, weil er am besten wuste, wie wenig ihre Mittel dazu hinreichen würden. Das ganze Werk gieng auch zurücke. Denn sie ward nach ihrem Tode ohne grosses Gepränge begraben, und ihr Leib ward in eine Sacristey in der Peterskirche niedergesetzt.

Wie sie endlich merkte, daß ihr Ende heranna-hete, so ließ sie eine grosse Reue über ihre begangenen Sünden blicken, und bat den Pabst, daß er an die Streitigkeiten, welche sie mit ihm gehabt, nicht ferner gedenken, sondern ihr seinen Segen mittheilen möchte. Es ist glaublich, daß ihr solches von dem Pabste nicht abgeschlagen worden, und man hat also in dieser Absicht nicht Ursache, an ihrer Seligkeit zu zweifeln. Ihr Testament oder letzter Wille ward von dem Cardinal Azzolini aufgesetzt, und man sahe, daß Ihro Eminenz sich selbst darinn nicht vergessen hatten.

Ihr Tod. Endlich starb diese berühmte Königinn den 19 April 1689, nachdem

dem sie ein Alter von 62 Jahren und vier Monathen erreicht hatte. Wenn man ihr Portrait kennen lernen will, so darf man nur dasjenige wiederhohlen, was in ihrer Geschichte angeführt worden. Sie lebte, nachdem sie den katholischen Glauben angenommen hatte, auf eben dieselbe Art, als da sie noch protestantisch war, und man bemerkt in ihrem Leben nichts, welches sie hätte bewegen können, Zepter und Krone niederzulegen, um ein Mitglied der römischen Kirche zu werden, von welcher sie, wie man findet, sowohl vor als nach ihrer vermeyntlichen Bekehrung nur schlechte Gedanken gehegt. Burnet bezeugt, daß er aus ihrem Munde diese Worte gehöret: Man müste glauben, daß GOtt die römische Kirche unmittelbar regierte, weil die vier Päbste, die sie gekannt, keinen sensum communem oder menschlichen Verstand gehabt hätten. Man bemerkte eine gewisse Unanständigkeit in ihrem Umgange, die weder ihrem Geschlechte noch ihrem Stande gemäß war. Wer der lateinischen Sprache kundig war, der merkte, daß sie den Petronius und Martial sehr fleißig gelesen, indem sie die unzüchtigsten Stellen aus denselben hersagen konnte. Durch den Umgang, welchen sie in Flandern mit dem spanischen Gesandten, Pimentel, hatte, ward man noch mehr in dem Verdacht gestärkt, welchen man bereits in Schweden wegen dieser gar zu grossen Vertraulichkeit geschöpft hatte. Einige haben diese Königinn wegen ihrer männlichen Ei-

Ihr Portrait.

genschaften gerühmt; aber dieselben waren gezwungen und unnatürlich. Denn sie verachtete ihr eigenes Geschlecht, und wollte nur lauter Mannspersonen in ihrer Gesellschaft haben. Weil sie eine kleine Leibesgestalt hatte, und beynahe bucklicht war, indem eine Schulter höher hervor stand, als die andre: so suchte sie ihr Geschlecht zu verbergen, weil sie sich deswegen schämte. Es ist, dem Berichte eines gewissen Schriftstellers nach, wahrscheinlich, daß sie ihre männlichen Kleider, ihre Peruke, und ihren Hut wieder abgelegt, und eine Frauenzimmertracht würde erwählt haben, wenn solche von den Mannspersonen wäre angenommen worden.

Sie war übrigens eine grosse Liebhaberinn vom Lesen, sie verstand Griechisch und Lateinisch, und kannte die Redner, die Poeten, die Geschichte, und die Weltweisheit. Ihre Neugierde erstreckte sich auch auf die Chymie. Am meisten muste man sich über die Fertigkeit wundern, mit welcher sie die meisten europäischen Sprachen redete, von denen eine jede ihre Muttersprache zu seyn schien. Es wäre aber zu wünschen gewesen, daß diese Königinn nicht so viele Gelehrsamkeit, sondern eine grössere Klugkeit besessen hätte. Ihre Geschichte zeigt sehr deutlich, wie groß der Unterscheid unter der Gelehrsamkeit und Klugheit sey.

✡ ✡
✡

* * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Man sieht aus den Geschichten dieser beyden Königinnen, daß sie beyde grosse Naturgaben besessen, und dieselben auf eine gleiche Art gemißbrauchet haben, und daß das Alter, welches sonst die Fehler der Jugend zu verbessern pflegt, bey beyden ein Zunder zur Wohllust und Thorheit gewesen. Maria, welche in ihrer Jugend unter allen Fürstinnen der damaligen Zeiten hervorglänzte, ward bey zunehmenden Jahren so sehr verstellt und verändert, daß man an ihr nichts weiter als die äusserliche Leibesgestalt noch erkennen konnte. Und Christina, von welcher man glaubte, daß sie durch Tugend, Verstand und ein preiswürdiges Regiment das Andenken ihres grossen Vaters verdunkeln würde, setzte durch ihre schlechte Aufführung Schweden in eine solche Verwirrung, daß das Reich seinem Untergange nicht würde haben entgehen können, wenn sie länger am Ruder gesessen hätte. Wie keine von diesen beyden Königinnen der andern in ihren jungen Jahren an Tugend etwas nachgab: so sind sie auch in ihrem Alter einander an Lastern vollkommen ähnlich. Der Hauptcharacter beyder Königinnen war die Unbeständigkeit. Man findet, daß diese beyden Damen bald etwas hochgeschätzt, bald eben dasselbe wieder verachtet, bald

eine Person geliebt, und bald wieder gehasset, ohne daß sie die geringste Ursache zu dieser Veränderung hätten anführen können. Man bemerkt dieses öfterer bey Christina, bey Maria aber deutlicher. Denn wie die schwedische Königinn mit ihren Ministern verfuhr, so verfuhr die schottische Königinn mit ihren Ehegatten. Zu geschweigen, daß die Liebe der erstern sich selten anders als in Abscheu und Kaltsinnigkeit verwandelte, da hingegen Maria auf die vorhin geliebten Personen einen solchen Haß warf, welcher nicht anders, als durch Mord und durch die strengste Rache, konnte gestillet werden. Christina verabscheuete also diejenigen schneller und öfterer, welche sie kurz vorher ihrer Gnade gewürdiget, Maria aber heftiger. Die schwedische Königinn verdient also in diesem Stücke ein gelinderes Urtheil, als die schottische Maria. Der Abscheu und der Haß der Königinn Christina bestund allein in einem sauren Angesicht und in einem Eckel, und man findet in ihrer ganzen Historie kein Merkmaal, daß sie blutgierig sollte gewesen seyn. Der Verschwendung waren sie beyde gleich stark ergeben; wenn man aber einer von beyden den Vorzug einräumen wollte: so übertrift Christina in diesem Stücke die Königinn Maria. Eine unordentliche und ausschweifende Liebe aber herrschte stärker bey der schottischen Königinn. Denn dieselbe setzte alle Anständigkeit an die Seite, und unterwarf sich der äussersten Gefahr und dem größten Unglücke, um dieselbe zu vergnügen, welches man von

der

der schwedischen Christina nicht sagen kann. Denn ob es gleich derselben auch nicht daran mag gefehlet haben: so kann man doch nicht sagen, wie weit diese Begierde gegangen sey, und worinn die grosse Liebe, die sie Bourdelot, und andern Favoriten erwies, eigentlich bestanden habe, wo man nicht den Briefen des Monaldeschi Glauben beymessen will, welche viel bedenkliches in sich fassen. Andre Arten der Wohllust aber, welche in Spielen, Tanzen, Gastmahlen, Festen und allerhand Ergötzlichkeiten bestunden, bemerkt man in einem höhern Grad bey Christina. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Maria Krone und Zepter würde niedergelegt haben, um solche Ergötzlichkeiten zu geniessen. Beyde waren gegen ihre Unterthanen kaltsinnig und zogen ihnen fremde vor. Dieser Fehler kann bey der schottischen Königinn eher, als bey Christina entschuldiget werden. Denn die erste herrschte über ein widerspenstiges und ungehorsames Volk, die letzte aber hatte gehorsame und willige Unterthanen, welche mit ihren Fehlern Geduld trugen, ja ihre Königinn innigst liebten. Aber Christina konnte durch kein Mittel bewogen werden, ihre Unterthanen wieder zu lieben, die Sprache und Sitten, die Lebensart und die Religion des Landes, kurz, alles was schwedisch hieß, war ihr zuwieder, und daher kann man sagen, daß die Königinn Maria durch Zorn und Verdruß, Christina aber bloß durch einen Eigensinn zur Kaltsinnigkeit verleitet worden. Man muß dieses an der Königinn Chri-

stina um so viel mehr bewundern, weil sie niemals an einem andern Orte, als in Schweden, gewesen war. Maria aber war an dem französischen Hofe erzogen, und brachte französische Moden und Sitten mit nach Schottland.

Man sieht gleichfalls aus dem Leben dieser beyden Königinnen, daß die Religion ihnen sehr wenig am Herzen gelegen, ob sie gleich nicht nur Muster wahrer Christen, sondern so gar Märtyrer seyn wollen. Maria bezeugte, daß sie mit ihrem Blute eine Religion versiegelte, wovon sie bey ihrem Leben nicht einen einzigen Artikel in acht genommen; und Christina verließ Zepter und Krone, um einen fremden Glauben anzunehmen, da sie doch stets eine grosse Gleichgültigkeit in Religionssachen blicken lassen, und alle Religionen für gleich gut gehalten. Ob sie gleich also beyde in Absicht auf die Religion sehr kaltsinnig waren: so opferte doch die eine ihr Leben für die Religion ihrer Väter auf, und die andre verscherzte ihre Wohlfahrt, um einen, ihrem Vorgeben nach, bessern Glauben anzunehmen. Die römische Kirche aber kann sich eben so wenig mit der Beständigkeit der ersten, als mit der Bekehrung der letzten groß machen. Denn Maria richtete ihren Glauben nach dem französischen Hofe ein, mit welchem sie in einer genauen Vereinigung stand, und Christina hielt die Religion für die beste, welche in den wohllüstigsten und angenehmsten Ländern blühete, und wo die Bälle, Maskeraden,

und

und andre Galanterien, am meisten im Schwange giengen. Denn, allem Ansehen nach, war dieses der einzige Grund, daß ihr Frankreich und Italien rechtgläubiger, als Schweden, zu seyn schienen.

Um diese Vergleichung zu endigen: so kann man sagen, daß Maria eine grössere, aber Christina eine seltsamere Sünderinn gewesen, und daß die erste wichtigere, die letzte aber mehrere Fehler gehabt. Maria wollte besser seyn, als sie wirklich war, und Christina wollte ärger scheinen, als sie verdiente. Die erste beklagte sich über ihre Landflüchtigkeit, und andre Drangsalen, weil sie glaubte, daß sie dieselben nicht verschuldet. Christina aber hielt ihre Landflüchtigkeit für eine Ehre, und hielt es für einen grössern Ruhm, den Fußtapfen des Don Quixots als des grossen Gustavs zu folgen, und wollte lieber einen wandernden Ritter abgeben, als eine regierende Königinn zu seyn. War also die eine bey ihren Unterthanen verhaßter: so war die andre in ihrem Reiche desto verachteter. Das Leben der schottischen Maria gibt eine Materie zu einer Comödie. Aus dem Leben der Königinn Christina aber kann man eine Tragicomödie verfertigen, weil es eine Vermischung von traurigen und lustigen Auftritten ist, und mit einem lächerlichen Nachspiel geendiget worden.

Mariamne
und
Agrippina die Aeltere.

Einleitung.

Es ist ein bekanntes Sprichwort: Gar zu viel und gar zu wenig verdirbt alles. Wenn man sich der Speise und des Getränks ordentlich und mäßig bedienet: so wird der Leib dadurch gestärket und erhalten; wenn man in diesem Stücke keine Maaße beobachtet: so wird der Körper dadurch geschwächt und angegriffen. Man muß den Bogen zwar spannen, wenn man denselben aber gar zu stark anziehet, so bricht er. Wenn man guten Wind hat: so muß man die Seegel aufspannen, wenn derselbe aber gar zu stark wehet: so muß man die Seegel einziehen. Alle nöthige Handlungen müssen mit Achtsamkeit und Behutsamkeit ausgeübt werden. Denn wenn man nicht behutsam verfährt: so können auch die nützlichsten Unternehmungen schädlich, und die Tugenden, welche am meisten glänzen, in Laster verwandelt werden.

Man muß in der Tugend Maaße halten.

Die

Die Freygebigkeit ist eine Tugend, wenn man aber dieselbe nicht mäßiget, so wird sie in ein Laster verwandelt, und erhält den Namen der Verschwendung. Liebe und Freundschaft sind preiswürdige Eigenschaften, wenn man aber damit nicht behutsam verfährt, sondern dieselben zu einem üblen Gebrauch anwendet: so kann eine Zusammenverschwerung daraus entstehen. Die Tapferkeit kann auf eben dieselbe Art in eine Barbarey und Grausamkeit, die Gerechtigkeit in eine Tyranney, das Mitleiden in eine Unterstützung der Bosheit, und die Vorsichtigkeit in ein Mißtrauen verhandelt werden. Ja die Gottesfurcht selbst kann schädlich werden, wenn man solche nicht ordentlich und nach der gegebenen Vorschrift ausübet. Denn es fehlt nicht an täglichen Beyspielen, daß eine ausschweifende Andacht, die Menschen in einen Enthusiasmum gestürzt, und sie zu unbequemen Gliedern in der menschlichen Gesellschaft gemacht hat.* Es heißt zwar, daß man das Gute nicht zu viel ausüben könne. Man muß aber merken, daß ein gutes Werk, wenn es

* Man erzählt von dem Philippo de Neri, daß die Andacht denselben einmal dergestalt ausgedehnt und aufgetrieben, daß auch sein Brustbein darüber gesprungen und zerbrochen worden. Die bekannte Madame de Guyon, welche ein gleicher Enthusiasmus in eine eben so grosse Gefahr gebracht, ward noch beyzeiten dadurch gerettet, daß man ihre Schnürbrust öfnete.

es zu weit getrieben wird, diesen Nahmen nicht ferner verdiene.

Solches wird durch das Beyspiel der Beständigkeit erwiesen.

Ich will hier alle angezeigte Tugenden übergehen, und mich allein bey der Beständigkeit aufhalten. Dieselbe ist eine Haupttugend und ein Schmuck aller Menschen: Wenn sie aber übertrieben wird, so erhält sie den Namen der Halsstarrigkeit, und kann sehr viele betrübte Folgen nach sich ziehen. Die Geschichte zeigen uns davon überaus merkwürdige Beyspiele. Man muß sich nicht von einem jeden Winde, wie ein Wetterhahn herumtreiben lassen, man muß aber auch nicht das unmögliche möglich zu machen suchen, und sich nicht ferner widersetzen, wenn keine Hoffnung zum Siege mehr übrig ist. Ein vernünftiger Mann bückt sich wenn er durch eine niedrige Thür gehen muß, ein Thor aber läuft mit dem Kopf gegen die Wand, und streitet wie Don Quixot mit den Windmühlen. Eine Standhaftigkeit und Beständigkeit, welche ohne Vernunft, ohne Erwegung der Zeit und des Orts, ohne Absicht auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, auf die Nothwendigkeit, oder andre Umstände ausgeübt wird, ist mehr für ein Laster als für eine Tugend zu halten. Wenn man mit einigen Leuten solche Beständigkeit rühmen will: so muß man gleichfalls sagen, daß der Esel das vortreflichste Thier unter allen Thieren, und ein Fanaticus der preiswürdigste unter allen Menschen sey. Denn beyde

de lassen sich, als Maschinen, von ihrem eignen Naturell regieren. So wenig jener durch Schläge und Streiche zu beugen ist, so wenig läßt sich dieser durch Vermahnungen gewinnen. Ein solcher Mensch ist einem verdorrten und trocknen Holze ähnlich. Ein gesunder und frischer Zweig läßt sich beugen, aber einen dürren Zweig kann man nicht beugen, ohne denselben zugleich zu zerbrechen. Was der Pöbel bisweilen für eine Haupttugend hält, ist oft nichts anders, als ein Hauptfehler, welcher aus der schwarzen Galle herrühret. Denn bey solchen Leuten trift man insgemein ein solches unbeugsames Wesen an, welches unverschuldeter Weise den Namen der Beständigkeit erhält. Ein gewisser Richter sagte: „Ich gehe niemals „von meiner einmal gefaßten Meynung ab, wel„ches mein seliger Vater auch nicht zu thun pfleg„te.“ Weil aber derselbe sowohl, als sein seliger Vater, insgemein auf verkehrte Meynungen fiel: so war diese Tugend andern sehr beschwerlich, und man sahe diese Leute als gewisse Thiere an, welche ihren ersten Griff niemals wieder fahren lassen.

Welche den Namen der Halsstarrigkeit erhalten kann.

Man kann diese Sache am besten durch das Leben des jüngern Cato erläutern. Die Geschichtschreiber haben angemerkt, daß man schon in seiner Kindheit eine solche Beständigkeit an ihm wahrgenommen, woraus man geschlossen, daß er ein grosser Held werden würde, ob

Bedenken über die Beständigkeit des Cato.

ob man gleich vorher gesehen, daß seine übertriebene Tugend seinen Zeiten nicht gemäß seyn, und mehr Böses als Gutes nach sich ziehen würde. Wie er noch ein zartes Kind war, und jemand, um ihn auf die Probe zu stellen, das Fenster öfnete, und sich stellte, als wenn er ihn hinaus werfen wollte: so ließ er nicht die geringste Bewegung darüber spüren. Wie er zu mehrern Jahren gelangte, und zu Verrichtungen gezogen wurde: so zeigte er durch seine beständige und gesetzte Aufführung, daß man in den Gedanken nicht geirrt, die man sich schon von ihm gemacht hatte. Ich will Cato den Ruhm, der ihm zukommt, nicht streitig machen, und gerne zugeben, daß er ein grosser Held gewesen. Ich würde ihn aber noch höher schätzen, wenn seine Beständigkeit mit Vernunft und Achtsamkeit wäre verbunden gewesen. Denn, weil er nicht vermögend war, sich zu mäßigen, und die Seegel einzuziehen, wenn es die Noth erforderte, und der Wind gar zu sehr stürmte, sondern unmögliche Dinge möglich zu machen suchte: so war er einem unvorsichtigen Wandersmann oder Läuffer ähnlich, welcher seine Augen bloß auf das Ziel richtet, aber mitten im Laufe stürzet, weil er nicht zugleich auf den Weg acht gegeben. Einige haben aus der Aufführung des Cato geschlossen, daß seine Beständigkeit nichts anders als ein grosser Ehrgeiz gewesen, und daß er in diesem Stücke noch den Pompejus und Cäsar übertroffen habe. Ich erkühne mich nicht, ein solches Urtheil über ihn zu fällen. Denn da sein ganzes Le-

ben

ben zeigt, daß er einzig und allein die Freyheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes vor Augen gehabt, und deswegen Ruhe, Ehre und Leben aufgeopfert, so will ich diese Beständigkeit lieber eine angebohrne Redlichkeit und Tugend nennen, welche vortrefliche Wirkungen würde hervorgebracht haben, wenn er zu einer andern Zeit gelebt hätte, oder wenn diese Tugend bey so schlüpfrigen und gefährlichen Umständen mit einer grössern Behutsamkeit von ihm wäre ausgeübt worden. Weil er sich aber im geringsten nicht bequemen, noch dem heftigten Sturme ausweichen wollte, so muste er nothwendig nebst seinem Vaterlande darüber zu Grunde gehen. Ein böser Affect kann oft durch eine vernünftige Einrichtung Nutzen schaffen, und eine Leidenschaft, die von Natur gut und löblich ist, kann durch Unbedachtsamkeit Schaden und Verderben nach sich ziehen. Wenn Cato zu den ersten Zeiten der Republik gelebt hätte, so würde man haben glauben können, daß die Natur diesen Mann zu einem Werkzeuge bereitet, den Staat zu stärken, und die Aufnahme desselben zu befördern. Weil er aber zu einer solchen Zeit auf den Schauplatz trat, da die Republik bereits an unheilbaren Krankheiten darnieder lag, welche durch eine starke Arzney eher verschlimmert, als verbessert wurden, so schien die Natur ihn zu einem Werkzeuge bestimmt zu haben, den Untergang der Republik zu befördern.

Mann kann daraus abnehmen, was ich von diesem grossen Manne für Gedanken hege. Ich raube

raube ihm die Ehre nicht, die ihm zukommt, und nenne seine natürliche Beständigkeit eine Tugend, aber eine solche Tugend, welche zu den Zeiten, da er lebte, nicht konnte ausgeübt werden, ohne den Namen der Tugend zu verlieren. Eben dasselbe Urtheil fälle ich von einigen christlichen Märtyrern. Man bemerkt öfters, daß diese Bekenner zwar sehr eifrig gewesen, aber die nöthige Klugheit dabey nicht beobachtet haben, wodurch die Verfolgungen nur geschärft, und der Religion fast der gänzliche Untergang zugezogen worden. Man ist daher auch in den Kirchenversammlungen gezwungen gewesen, diesen Eifer zu mäßigen, und diejenigen, welche die Maasse in diesem Stücke überschreiten würden, für unfähig zu erklären, unter die Zahl der Heiligen aufgenommen zu werden. Omnis virtus consistit in mediocritate. Man muß bey einer jeden Tugend die Mittelstrasse beobachten, und sich weder zu leichtsinnig noch zu hartnäckig bezeigen. Man kann zwar, wenn man auf der Fahrt begriffen ist, seinen Lauf gerade nach dem bestimmten Orte richten, wenn aber Felsen oder andre Hindernisse aufstossen, so muß man ausweichen. Die Vernunft muß jederzeit am Ruder sitzen, und die Stelle eines Steuermanns vertreten. Man sieht, daß GOtt, welcher doch unveränderlich und die Beständigkeit selbst ist, die Beschaffenheit der Zeiten in Betrachtung gezogen, und in gewissen Stücken seinem Volke, wegen der Hartnäckigkeit desselben, gleichsam den Zügel schiessen lassen. Dieses Beyspiel

kann

kann uns die beste Regel geben, wie wir unsre Aufführung in der Ausübung dieser Tugend einrichten müssen. In den weltlichen Geschichten trift man gleichfalls sehr merkwürdige Exempel an, daß übertriebene und unzeitige Tugenden, sehr betrübte Wirkungen gehabt, welche sich insonderheit bey der Eigenschaft, die man insgemein die Beständigkeit zu nennen pflegt, geäussert. Dieselbe wird oft gemißbraucht, da es viele für eine Pflicht halten, stets gerade durchzugehen, indem es doch bisweilen die Pflicht vielmehr erfordert, auszuweichen.

Ein gemeiner Irrthum wird widerlegt.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß viele aus einem solchen Irrthume sich den Befehlen der Obrigkeit widersetzen, und ihre Ehre höher als ihr Leben halten, indem sie nicht beobachten, daß es bisweilen die Ehre eines Unterthanen erfordere, einen Theil derselben, wenn die Noth es erheischet, aufzuopfern. Wenn ein Fürst mir befiehlt zu sagen, daß ich unrecht gehandelt, und ich vorher sehe, daß ich vielem Verdrusse unterworfen seyn werde, wenn ich diesen Befehl nicht vollziehe, so opfre ich, wenn ich mich dieses zu thun wegere, eine echte Ehre auf, um eine unechte zu erhalten. Denn diese beyden Dinge sind sehr weit von einander unterschieden, und es ist etwas ganz anders, wenn ich erkläre, daß ich unrecht gehandelt, da derjenige, der die Macht in Händen hat, solches befiehlt, als wenn ich wirklich auf Befehl sündige. Durch das letzte leidet

mein Ruhm und mein guter Name, weil ich eine Sünde begehe, die ich vor GOtt mit dem Befehl der Obrigkeit nicht entschuldigen kann. Durch das erste aber büsse ich nichts von meiner Ehre ein, weil ich mich auf Befehl für schuldig erkläre, da ich doch nichts böses begangen habe. Denn wenn gleich der äusserliche gute Ruf leidet, so kann man mir doch meinen ehrlichen Namen, und meine innerlichen guten Eigenschaften nicht rauben. Es könnten davon viele Beyspiele beygebracht werden, dieses einzige aber mag genug seyn, und denen zur Erinnerung dienen; welche aus Irrthum eine Tugend weiter treiben, als solche muß getrieben werden, welche aus Furcht zu sündigen, wirklich eine Sünde begehen, und die ihren Namen und Ruhm aufopfern, um denselben zu erhalten. Ich habe bemerkt, daß rechschaffene und ehrliche Leute, weil sie dieses nicht recht eingesehen, ihr eignes Verderben befördert haben. Sie sind von dem Pöbel, welcher die Hartnäckigkeit mit der Beständigkeit vermengt, als Märtyrer angesehen worden, vernünftige Leute aber haben anders geurtheilet. Diese Materie verdient umständlich ausgeführt zu werden, weil in keinem Stücke öfterer gefehlt wird. Viele redliche Männer, denen es nicht an einer guten Absicht gemangelt, haben hierinn einen Fehltritt begangen, weil sie keinen rechten Begriff von dieser Tugend gehabt, die man insgemein die Beständigkeit zu nennen pflegt. Sie sind auf ein Laster verfallen, weil sie sich in einer Tugend gar zu

sehr

sehr hervorthun wollen, ja sie haben ihren Irrthum nicht eher wahrgenommen, bis es bereits zu spät gewesen, denselben zu verbessern. Sie haben durch ihr eingebildetes heldenmüthiges Bezeigen nichts anders gewonnen, als daß sie von einem unbedachtsamen Pöbel gerühmt worden, welcher Ruhm insgemein nach vierzehn Tagen abnimmt, und endlich auch bey denen, welche vorher die bewiesene Standhaftigkeit am meisten erhoben haben, in eine Nachrede verwandelt wird. Auf solche Art sehen sie, wiewohl zu spate ein, daß der Sieg, welchen sie ihrer Einbildung nach erhalten, ihnen weder Vortheil noch Ehre zuwege gebracht, ja daß sie mit dem Pyrrhus denenjenigen, welche ihnen deswegen Glück wünschen, antworten können. „Wo wir öfters auf diese „Art einen Sieg erhalten, so ist es um unsere „Wohlfahrt geschehen. Denn wir fühlen die „Wunde, und dieselbe schmerzt um so viel mehr, „weil wir ohne Noth verwundet worden". Die Geschichte der beyden Damen, welche ich hier mit einander verglichen habe, bestättigen eben dieses. Die Natur hatte sie mit einem edlen Herzen und mit einer heroischen Standhaftigkeit begabt, weil aber diese Tugend nicht mit der nöthigen Klugheit vereinbaret war, so hat sie den Namen der Tugend verlohren, und ihren sonst grossen Ruhm beflecket. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.

Mariamne.

Abkunft und Vermählung der Mariamne.

Mariamne, welche in der Historie, sowohl wegen ihrer grossen Eigenschaften, als auch wegen ihrer Widerwärtigkeiten bekannt ist, war eine Tochter Alexanders, und eine Enkelin des Aristobulus. Ihre Mutter war Alexandra, eine Tochter des Hircanus, und sie stammte also sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite aus dem königlichen asmonäischen Hause her. Herodes, welcher nachher König in Judäa ward, verliebte sich in ihre Schönheit, und erhielt die Mariamne auch zur Gemahlinn, wodurch sie eine regierende Königinn in dem jüdischen Lande ward. Sie lebte eine Zeitlang mit dem Herodes in einer ziemlich zufriedenen Ehe, ob sie sich gleich heimlich über die Grausamkeit betrübte, die er gegen das asmonäische Haus bewies, welches er, seiner eigenen Sicherheit wegen, fast gänzlich ausrottete. Nachher aber entstund ein Mißvergnügen unter ihnen, welches bey der Königinn endlich so sehr überhand nahm, und einen solchen unüberwindlichen Abscheu, und eine solche Bitterkeit erweckte, daß es sowohl ihr, als ihren beyden Söhnen, das Leben kostete.

Erste Ursa-

Der Grund zu diesem Misvergnü-

gnügen ward zu der Zeit gelegt, da der grosse Römer Antonius den Herodes vor sich forderte, um wegen gewisser gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen Rede und Antwort zu geben. Ehe Herodes diese Reise antrat: so vertrauete er die Verwaltung des Reichs in seiner Abwesenheit seinem Vaterbruder, dem Joseph an. Und weil er nicht wuste, was diese Reise für einen Ausfall haben, und ob er lebendig wieder zurück kommen möchte: so ertheilte er diesem Joseph geheimen Befehl, daß, wenn Antonius ihm das Leben nehmen würde: so sollte er, so bald er davon Nachricht erhielte, die Mariamne hinrichten. Dieser blutige Befehl rührte nicht aus Haß gegen die Königinn, sondern vielmehr aus einer gae zu heftigen Liebe her, weil er zu verhindern suchte, daß sie nach seinem Tode nicht in andre Hände, und am wenigsten in die Hände des Antonius fallen sollte, von welchem er bereits gehört hatte, daß er dnrch die Beschreibung ihrer Schönheit entzündet worden. Und deswegen glaubte er, daß, wenn Antonius ja die Hand an ihn legen sollte, solches bloß deswegen geschehen würde, um sich der Person der Mariamne zu bemächtigen. Woraus man sieht, daß eine unzeitige Liebe und Eifersucht den Grund zu den folgenden betrübten Begebenheiten gelegt haben.

che ihrer Kaltsinnigkeit.

Währender Abwesenheit des Herodes, besuchte Joseph die Mariamne öfters, theils ihr von den Reichssachen Nachricht zu geben, theils auch

ihr, als der Königinn des Landes, seine Aufwartung zu machen. In den Unterredungen, die er mit ihr hielte, beschrieb er ihr zu verschiedenenmalen die heftige Liebe, welche Herodes zu ihr trüge, und endlich sagte er einmal, um solches zu beweisen, daß der König sie so sehr liebte, daß er auch nicht ohne sie leben könne; ja daß er auch nicht einmal zulassen wollte, daß der Tod sie von einander trennte. Er offenbarte ihr zugleich unbesonnener Weise den ihm gegebenen Befehl, nämlich, daß er sie tödten sollte, wenn Herodes von dem Antonius sollte hingerichtet werden. Dadurch meynte er die Liebe unter diesen Eheleuten zu befestigen. Aber diese Erzählung hatte eine ganz andere Wirkung, als er sich einbildete; denn so wohl die Königinn, als ihre Mutter Alexandra faßten darüber einen Abscheu vor dem Herodes, und Alexandra unterließ nicht, Oel ins Feuer zu giessen, um sich an dem Könige zu rächen.

Wirkung derselben.

Kurz darauf breitete sich ein falsches Gerüchte, von dem Tode des Herodes aus, wesfalls sie sich gleich der Gelegenheit bediente, und bey dem römischen Kriegsheer Schutz suchte, welches aussen vor der Stadt ein Lager aufgeschlagen hatte. Jedoch dieses Gerücht ward durch ein Schreiben, welches gleich darauf von dem Herodes anlangte, widerlegt, und verursachte, daß sie ihr Vorhaben verändern muste. Man vernahm aus diesem Briefe, daß Herodes nicht allein lebte, sondern auch niemals in grössern Gna-

den

den bey dem Antonius gestanden, und in einer kurzen Zeit wieder zurück kommen würde. Seine Schwester, Salome, welche inzwischen alles ausgeforscht hatte, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, suchte bey seiner Zurückkunft die Mariamne wegen einer gegen ihren Gemahl begangenen Untreue verdächtig zu machen. Diese Salome war eine hochmüthige und listige Dame, und weil sie bey ihrem Bruder in grossem Ansehen war: so konnte sie nicht leiden, daß noch sonst jemand an seiner Gnade Theil hatte. Daher entstunden die Verfolgungen, welche sie gegen die Königinn erregte, und die seltsamen Rollen, die sie zu den Zeiten des Herodis spielte. Sie stellte dem Könige vor, daß der Umgang, welchen Mariamne mit Joseph in seiner Abwesenheit gepflogen hatte, nicht unschuldig gewesen. Diese Beschuldigung war um so viel gottloser, weil Joseph nicht allein ihr Vaterbruder, sondern auch so gar ihr Gemahl war. Aber ihr Haß und ihre Eifersucht gegen Mariamne war so groß, daß sie kein Bedenken trug, ihren eignen Gemahl aufzuopfern, um die Königinn zu stürzen. Die Ursache dieses Hasses war theils der Hochmuth, welchen Salome besaß, da sie allein bey dem Könige gelten wollte, theils auch die Verachtung, welche Mariamne zu verschiedenenmalen gegen ihre Person blicken lassen. Denn weil diese Königinn eine

Salome gießt Oel ins Feuer.

Ursache ihres Hasses gegen die Königinn.

seltene Schönheit besaß, und von dem alten königlichen Hause abstammte, so erweckten diese beyden Vorzügen bey ihr einen gewissen Hochmuth, welchen sie einigemal gegen Salome zu erkennen gegeben, indem sie dieselbe als eine Person ansahe, die bey weiten nicht mit ihr zu vergleichen sey; ja ihr sogar ihre niedrige Geburt vorwarf. Dadurch hatte sie bey der Salome einen solchen Haß erweckt, welcher nicht wieder konnte ausgetilgt werden. Um also eine solche Verachtung zu rächen, stellte sie der Mariamne so viele Netze, und ließ nicht eher ab, bis sie dieselbe in das äusserste Elend gestürzt hatte.

Das Mistrauen, welches bey dem Herodes wegen der Untreue seiner Gemahlinn erweckt worden, setzte sein Gemüth in eine grosse Unruhe. Wie aber die erste Hitze vorbey war, und er der Aufführung Mariamnens genauer nachgedacht, so merkte er, daß diese Beschuldigung keinen Grund hatte. Er bat daher die Königinn um Verzeihung, daß er sogleich ein Mistrauen gegen sie gefaßt, und sagte, daß sie dieses als ein unfehlbares Kennzeichen der Liebe ansehen könnte, welche er zu ihr trüge. Mariamne antwortete darauf, daß der geheime Befehl, welchen er zurück gelassen hätte, sie umzubringen, wenn Antonius ihn zum Tode verurtheilen sollte, keineswegs als ein Merkmaal der Liebe könnte angesehen werden. Sie hatte aber kaum diese Worte ausgeredet, so ward Herodes fast rasend. Denn er ward dadurch in

Bitterkeit des Herodes

sei-

seinem vorigen Mistrauen gestärkt, gegen die und glaubte, daß Joseph ihr un- Königinn.
möglich ein solches Geheimniß hätte entdecken können, wenn nicht eine unzuläßige Vertraulichkeit unter ihnen gewesen wäre. Der Zorn, womit sein Gemüth angefüllet war, nahm auch so sehr überhand, daß er seinen Dolch entblößte, sie durchzustossen. Aber ein Funken der alten Liebe hielt ihn zurück, daß er sein Vorhaben nicht ins Werk setzen konnte. Hingegen ließ er seine Wuth an Joseph und Alexandra aus. Den ersten ließ er gleich hinrichten, ohne zu hören, was derselbe etwa zu seiner Vertheidigung vorbringen könnte. Die Alexandra aber ließ er in Fessel legen, und ins Gefängniß werfen, weil er sie als die Ursache und Quelle aller Unruhen und alles Unglücks ansahe, worinn sein Haus gerathen war. Hierauf ward alles auf eine Zeitlang zwischen dem Herodes und der Mariamne beygelegt, aber nach einigen Jahren entstund fast aus eben derselben Ursache ein neues Misvergnügen.

Wie der Krieg, den die beyden grossen Römer, Octavius und Augustus, wegen der Herrschaft der Welt mit einander geführet, geendiget worden, und Octavius, der nachher den Namen Augustus erhielt, sich der römischen Herrschaft allein bemächtiget hatte: so eilten alle alte Anhänger des Antonius, zu dem Ueberwinder, um sich dessen Gnade und Gunst zu erwerben. Herodes, welcher bisher die Parthey des Antonius sehr eifrig gehalten, war zwar einer von den letzten,

welcher stand hielt, und seinen alten Wohlthäter nicht verlassen wollte, endlich aber entschloß er sich doch auch, dem Beyspiele der andern Regenten zu folgen, und sich mit dem Augustus gleichfalls auszusöhnen.

Nachdem Herodes diesen Entschluß gefaßt, und die Mariamne nebst der Alexandra in die Festung Alexandrion eingeschlossen, die Regierung aber seinem Bruder Pheroras anvertrauet hatte: so trat er die Reise nach dem Octavius an, welchen er durch seine Beredsamkeit so sehr einzunehmen wuste, daß kein Regent von demselben jemals mehr geliebt worden. Nach so wohl verrichteten Sachen begab er sich sehr vergnügt auf die Rückreise. Seine Freude aber ward, wie er zu Hause anlangte, durch die Aufführung der Mariamne nicht wenig vermindert. Denn diese Königinn, welche er so innigst liebte, ließ einen grossen Abscheu vor seiner Person blicken, und verwarf mit einer ungemeinen Kaltsinnigkeit alle Liebkosungen, die er ihr erwies. Wie er ihr das Glück erzählen wollte, welches er auf der Reise genossen, und ihr dadurch ein Vergnügen zu machen suchte: so antwortete sie nichts darauf, sondern vergoß, an statt die geringste Freude darüber blicken zu lassen, bittere Thränen, wodurch sie zugleich deutlich zu erkennen gab, daß sie lieber gewünscht, daß er beständig ausbleiben, als daß er glücklich zurück kommen möchte. Die Ursache dieser ihrer neuen Verbitterung rührte aus eben der Quelle, wie die vorige, her. Denn da Herodes

rodes die Reise antrat, und nicht wuste, was dieselbe für einen Ausfall haben würde: so gab er dem Sosemus eben denselben Befehl, welchen er vorher dem Joseph ertheilt, daß er auf den Fall, wenn Octavius ihn tödten würde, sowohl die Mariamne, als auch ihre Mutter, die Alexandra umbringen, und sich äusserst bemühen sollte, seinem Bruder, Pheroras, die erledigte Krone zuzuwenden. Diesen Befehl ertheilte er nicht allein aus der Ursache, daß Mariamne nach seinem Tode keinem fremden in die Hande fallen sollte, sondern auch, damit niemand aus dem asmonäischen Hause übrig seyn möchte, der dem Pheroras die Krone streitig machen könnte. Denn nach dem Tode des alten Hirkanus war niemand mehr von der asmonäischen Familie vorhanden, als Mariamne und Alexandra, ausgenommen die beyden Söhne, welche er selbst mit dieser Königinn erzeugt hatte. Am meisten fürchtete er sich für die Alexandra, welches eine beherzte und hochmüthige Dame war, der es weder am Willen noch an Geschicklichkeit fehlte, alles in Bewegung zu setzen, und mit welcher wenige Fürstinnen zu ihren Zeiten an List und Verschlagenheit konnten verglichen werden. Daher glaubte auch Herodes, daß die von ihm gemachte Verordnung wegen der Erbfolge keinen Bestand haben würde, wenn Alexandra ihn überleben sollte. Sosemus hielt sein dem Herodes geleistetes Versprechen sehr lange und offenbarte niemanden, was ihm befohlen worden. Weil aber Mariamne schloß, daß

er

er eben einen solchen Befehl, wie vorher Joseph, müste erhalten haben: so suchte sie durch Schmeicheleyen und Geschenke seine Verschwiegenheit zu bestürmen, und wankend zu machen. Und weil Sosemus zweifelte, daß Herodes mit eben derselben Macht und dem Ansehen zurück kommen würde, welches er vorher gehabt: so brachte es endlich Mariamne dahin, daß er ihr dieses Geheimniß offenbarte. Sosemus machte folgenden Schluß bey sich selbst. Wenn die Macht des Herodes von dem Octavius eingeschränkt wird: so ist er nicht im Stande, dir Schaden zuzufügen, und diese beyden Damen werden dich schon schützen, und überdem noch ihrer Freundschaft würdigen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so meynte er, daß wenn Herodes auch gleich mit königlicher Macht zurück kommen sollte: so würde Mariamne entweder dasjenige verschweigen, was er ihr offenbaret hätte, oder sich auch der Liebe bedienen, welche Herodes zu ihr trüge, und ihn vor aller Gefahr sicher stellen. Jedoch dieser gute Sosemus hätte sich sowohl an der vorigen Aufführung der Mariamne als des Herodes, bey einem ähnlichen Zufalle spiegeln können. Denn es war nicht glaublich, daß sie diesesmal eher, als vorher, schweigen sollte. Und da Mariamne den Joseph nicht retten können, so hätte er sich leicht vorstellen können, daß sie ihn eben so wenig zu befreyen im Stand seyn würde.

Streigkeit der Mari-

Wie Mariamne also von dem Sosemus dieses Geheimniß erfahren

ren hatte, so ward der Abscheu, amne gegen welchen sie vorher gegen den Herodes den König. gefaßt, so stark vermehrt, daß er sie durch kein Mittel, und auf keine Art, auch nur zu der geringsten Freundlichkeit bewegen konnte. Die Mutter des Herodes, Cyprus, und seine Schwester Salome versäumten nicht, sich diese Aufführung der Mariamne zu Nutze zu machen, um den König immer mehr gegen sie aufzubringen, und hielten auch nicht eher auf, bis sie ihr das Leben genommen hatten. Dieses fiel ihnen auch nicht schwer, weil die Königinn beständig in ihrer Kaltsinnigkeit fortfuhr, ob sie gleich, um den Sosemus nicht ins Unglück zu stürzen, das von ihm entdeckte Geheimniß nicht offenbarte.

Herodes ertrug dieses ein ganzes Jahr mit grosser Geduld, obgleich mit einem stets verwundeten Herzen. Bisweilen aber nahm doch der Zorn so sehr überhand, daß er den Entschluß faßte, ihr das Leben zu nehmen. So heftig indessen auch sein Zorn war, so war dennoch die Liebe stärker, und eine Leidenschaft hinderte die andre, daß keine von beyden zum Ausbruch kommen konnte. Endlich erhielten seine Mutter und Schwester durch einen besondern Zufall Gelegenheit, sie zu stürzen, wobey aber Herodes bald selbst in ein Unglück gerathen wäre. Wie an einem Tage eine grosse Hitze gefallen war, und Herodes sich in sein Schlafgemach begeben hatte, so ließ er die Mariamne rufen, welche sich auch einstellte Wie er sie aber bat, sich bey ihm niederzulegen, um sich

mit

mit ihr zu erlustigen, so wegerte sie sich mit einer zornigen Gesichtsstellung, und warf ihm den an ihren Freunden und Verwandten begangenen Mord für. Herodes muste sich grosse Gewalt anthun, daß er nicht gleich zu einer blutigen Rache schritte. Salome aber, welche von dem, was unter ihnen vorgieng, Nachricht hatte, schickte gleich seinen Mundschenk hin, welchen sie erkauft hatte, zu bezeugen, daß Mariamne ihn hätte überreden wollen, den König mit Gift zu vergeben. Herodes ertheilte gleich Befehl, daß einer von den grösten Lieblingen der Königinn, ohne dessen Rath sie nichts vorzunehmen pflegte, auf die Folter sollte gelegt werden, um denselben zu zwingen, dieses zu offenbaren. Jedoch alles, was er durch die Tortur herausbrachte, bestand allein darinn, daß Sosemus der Königinn den ihm von dem Könige vor der letzten Abreise ertheilten geheimen Befehl offenbart hätte. Dadurch ward der Zorn und Haß des Herodes in Eifersucht und Mistrauen verwandelt, und er fing an laut zu schreyen: Sosemus, welcher mir stets so getreu gewesen, würde nicht haben überredet werden können, ein solches Geheimniß zu entdecken, wenn er nicht mit der Königinn einen unerlaubten Umgang gepflogen. Er gab gleich darauf Befehl, ihn hinzurichten, und wählte aus denen, welche ihm am getreuesten waren, verschiedene Richter, vor welchen Mariamne erscheinen sollte. Herodes war selbst ihr

Rasende Eifersucht des Herodes.

An-

Ankläger, und redete mit solcher Heftigkeit, daß die Richter hinlänglich daraus merkten, daß sein Zorn durch nichts anders, als durch ein Todesurtheil würde können gestillet werden. Und weil sie alle furchtsame Männer, und leicht zu gewinnen waren, so richteten sie sich nach der Neigung des Königs, und sprachen der Mariamne das Leben ab.

Der Königinn wird das Leben abgesprochen.

Niemand aber glaubte, daß die Vollziehung dieses Urtheils gleich erfolgen würde. Und Herodes selbst hatte auch diesen Vorsatz nicht. Denn er war bloß willens, sie eine Zeitlang einzusperren. Jedoch, seine Mutter und Schwester, welche vor Begierde zur Rache brannten, und besorgten, daß der Zorn des Herodes durch eine solche Verzögerung dürfte gelindert werden, liessen ihm keine Ruhe, bis sie seinen Befehl zu ihrer Hinrichtung ausgewirkt hatten, und erhielten endlich auch ihren Entzweck. Wie Mariamne zum Gerichtsplatze hingeführt ward: so gieng ihr ihre Mutter Alexandra auf diesem Wege entgegen, und kränkte sie nicht nur durch allerhand heftige Beschuldigungen, sondern warf ihr auch ihre Undankbarkeit gegen ihren Gemahl vor. Sie redete dieses mit so vieler Heftigkeit und Bewegung, daß auch diejenigen, welche sie nicht kannten, besorgten, daß sie die unglückselige Königinn mit Schlägen überfallen würde. Es war aber alles nur ein verstelltes Wesen, wodurch sie an den Tag legen wollte, daß sie einen Abscheu vor der Aufführ-

führung der Mariamne hätte, um dadurch einer gleichen Strafe zu entgehen. Während der Zeit, daß die Mutter die Drohungen ausstieß, setzte die Tochter ihren Weg fort, ohne das geringste zu antworten, und gab durch ihr Stillschweigen zu erkennen, daß ihr diese niedrige und schlechte Aufführung ihrer Mutter, sehr mißfiele. Uebrigens gieng sie ganz unerschrocken zum Tode, und ließ bis auf den letzten Augenblick das hohe Herze und die Beständigkeit von sich blicken, welche man sters an ihr wahrgenommen hatte.

Ihr heldenmüthiges Ende.

Ein solches Ende nahm diese vortrefliche Königinn, welche sowohl in Absicht auf die Schönheit des Leibes, als auch wegen ihrer grossen Gemüthsgaben, alle Damen zu ihren Zeiten übertraf. Sie würde auch ganz vollkommen gewesen seyn, wenn sie nicht ihre Beständigkeit bis zur Hartnäckigkeit getrieben hätte. Die That des Herodes kann nicht füglich entschuldiget werden, ob man gleich gestehen muß, daß es demselben sehr schwer gefallen, bey einer so beständigen Verachtung, als diese Königinn gegen ihn blicken ließ, kaltsinnig und gleichgültig zu bleiben. Ihre Aufführung kann allein durch die Grausamkeit entschuldiget werden, welche Herodes gegen ihre Anverwandten ausgeübt, welche er alle hinrichten lassen. Herodes aber empfund gleich nach der Hinrichtung dieser Königinn eine solche Reue und

Ihr Portrait.

Angst,

Angst, daß er beynahe sein Leben darüber eingebüßt hätte.

Agrippina die Aeltere.

Agrippina, welche von M. Agrippa, und Julia, einer Tochter des Kayſers Auguſtus erzeugt worden, ward mit dem Germanicus, einem Bruderſohne des Tiberius, vermählt. In dieſer Ehe brachte ſie den Cajus, der unter dem Namen Caligula bekannt iſt, und die Agrippina, eine Mutter des Nero, zur Welt, welche beyde wegen ihrer Untugenden und Bosheit, wie ihre Eltern wegen ihrer herrlichen Eigenſchaften in den Geſchichten bekannt ſind. Zu den Zeiten des Auguſtus iſt von dieſer Agrippina nichts beſonders anzumerken, als daß ſie ſich durch ihre Keuſchheit und Tugend unter allen römiſchen Damen hervorgethan, und deswegen eben ſo ſehr geehrt und geliebt, als ihr Gemahl Germanicus wegen ſeiner Tugend und Tapferkeit hochgeachtet und angeſehen worden. Beyde wurden von dem Auguſt innigſt geliebt, und Germanicus ward als ein ſolcher Held angeſehen, welcher künftig, wenn er zur Regierung gelangte, das römiſche Volk wieder in Freyheit ſetzen würde. Aber eben durch dieſe Hochachtung und Liebe, welche

Herkunft und Vermählung der Agrippina.

che man gegen den Germanicus blicken ließ, ward sein Vaterbruder Tiberius, der Nachfolger des Augusts, gegen ihn aufgebracht, so wie die Tugend und das hohe Herze der Agrippina bey der Mutter des Tiberius, der Livia, eine Eifersucht erweckte. Dieselbe brach gleich nach dem Tode des Augusts aus, und beförderte endlich so wohl den Fall des Germanicus als der Agrippina.

Zum erstenmal wird von der Agrippina zu der Zeit geredet, da gleich nach dem Tode des Augusts die Truppen, welche Germanicus in Germanien oder Deutschland anführte, einen Aufruhr erregten, und den Germanicus mit Gewalt zu zwingen suchten, die Regierung anzunehmen. Germanicus, welcher eher sterben, als seinem Vaterbruder untreu seyn wollte, schickte bey diesem Tumulte seine Gemahlinn Agrippina nebst ihrem jungen Sohne Caligula von sich, um sie in Sicherzeit zu setzen. Es konnte aber solches dennoch nicht ohne grosse Mühe geschehen, indem diese tugendhafte Dame bezeugte, daß sie sich durchaus von ihrem Gemahl bey einer solchen Gefahr nicht trennen wollte, und öffentlich sagte, daß sie von dem grossen Augustus abstammte, und in Absicht auf die erhabenen Tugenden ihrer Vorfahren nicht aus der Art schlagen wollte. Sie muste sich endlich aber doch überreden lassen, von ihm Abschied zu nehmen, und sich mit ihrem jungen Sohne nach Trier zu begeben. Das aufrührische Kriegsheer ward durch diesen Anblick aufs empfindlichste gerührt, da die Gemahlinn des Germani-

manicus nebst ihrem jungen Sohne, welcher im Lager erzogen worden, gleichsam ins Elend gieng. Der Aufruhr ward kurz darauf gestillet, und Agrippina that sich nachher in der Abwesenheit ihres Gemahls sehr hervor. Sie munterte das Kriegsheer auf, wie dasselbe einmal von den Feinden bedrängt war, und vertrat durch die herrlichsten Anstalten gleichsam die Stelle eines Generals, daher sie bis an die Wolken erhoben ward. Aber eben die Ehre und der Ruhm, welchen sie sich unter dem Kriegsheer erworben, vermehrte die Kaltsinnigkeit, welche Tiberius gegen sie gefaßt, und der kayserliche Minister, Sejanus, unterließ nicht, den mistrauischen Kayser sowohl gegen die Agrippina, als auch gegen den Germanicus immer mehr in den Harnisch zu bringen. Es muste heissen, daß Agrippina sich eine grössere Gewalt anmaßte, als einem Frauenzimmer zukäme, und daß sie bereits Proben abgelegt, daß sie Aufruhr und Bewegung unter dem Kriegsvolk stillen könnte, welches der Kayser mit seiner ganzen Macht nicht vermögend gewesen.

Ihre Aufführung bey dem Kriegsheer in Deutschland.

Eifersucht des Tiberius.

Tiberius, welcher ein Meister in der Kunst sich zu verstellen war, hielt indessen doch gute Mienen, und empfieng sie beyde bey ihrer Rückkunft nach Rom, dem äusserlichen Ansehen nach, sehr freundlich. Kurz nachher schickte er den Germanicus nach dem Orient, mit der Vollmacht, alle daselbst entstan-

dene Streitigkeiten beyzulegen. Zu gleicher Zeit vertrauete er Syrien dem Piso an, welcher ein heimlicher Feind des Germanicus war. Man meynt, daß dieser Piso geheimen Befehl vom Kayser gehabt, dem Germanicus auf alle Art Verdruß zu erwecken, und ihm in allen Stücken entgegen zu seyn, welches derselbe auch nach äusserstem Vermögen, und bey einer jeden Gelegenheit treulich beobachtete. Seine Gemahlinn, Plancina, hatte gleichfalls von der Livia, der Mutter des Kayserś, Befehl, die Agrippina zum Zorn zu reitzen, und sie dahin zu bringen, daß sie sich entweder mit Worten oder in der That vergehen möchte. Dieses war auch um so viel leichter zu bewerkstelligen, weil Agrippina ein hohes Herz hatte, und keine Beschimpfungen erdulden konnte.

Germanicus merkte gleich, in welcher Absicht Piso nach Asien geschickt worden. Er stellte sich aber, als wenn er dieses nicht wüste, und ertrug alle Verdrießlichkeiten, welche man ihm erregte, gelassen, und verwaltete sein Amt mit aller Treue und Klugheit. Weil aber Piso fortfuhr, ihn zu beleidigen, und bald harte und trotzige Worte gegen ihn fallen ließ, bald das Kriegsheer gegen ihn aufzubringen suchte: so faßte Germanicus den Entschluß, eine Reise nach Aegypten anzutreten. Er wandte vor, daß seine Gegenwart dorten nöthig sey, ob er gleich bey dieser Reise theils die Absicht hatte, die Seltenheiten und merkwürdigen Dinge in Aegypten in Augenschein

zu

zu nehmen, theils auch dadurch dem Umgange mit dem Piso zu entgehen welcher ihm ganz unerträglich war. Nachdem er sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten, und alles Merkwürdige gesehen hatte, so begab er sich nach Syrien zurücke, wo er vernahm, daß alle von ihm gestiftete gute Ordnungen, von dem Piso wieder umgestossen worden. Dieses gab zu einer offenbaren Feindschaft unter ihnen Anlaß. Piso wollte damals die Provinz verlassen, er ward aber durch eine Krankheit, welche dem Germanicus zu eben derselben Zeit zustieß, von diesem Vorhaben zurückgehalten. Germanicus erlangte grösstentheils seine Gesundheit wieder, welches eine solche Freude bey den Einwohnern in Antiochia erweckte, daß sie öffentliche Opfer deswegen anstellen wollten. Piso aber hinderte das Volk daran, er trieb diejenigen, welche sich deswegen versammlet hatten, zurück, und ließ harte Worte gegen den Germanicus fallen, welcher noch nicht völlig von seiner Krankheit genesen war. Germanicus ward dadurch so sehr aufgebracht, daß er dem Piso Befehl ertheilte, die Provinz zu verlassen. Piso reisete zwar weg, hielte sich aber dennoch in der Nähe auf, um zu sehen, was die Krankheit des Germanicus für einen Ausfall haben würde. Denn solche stellte sich von neuen, und zwar mit solcher Heftigkeit ein, daß Germanicus endlich den Geist aufgeben muste.

Ihr Gemahl Germanicus stirbt.

Ehe er starb, hielt er eine sehr

Seine letzte

Erinnerung an Agrippina.

lange Rede an seine umstehende Freunde, und gab denselben das Mistrauen zu erkennen, welches er auf den Piso und die Plancina geworfen. Er schrieb denselben auch seinen Tod zu, und bat seine Freunde, denselben zu rächen. Sie versprachen ihm dieses alle mit einem Eyde, und gaben ihm ihre Hände darauf. Endlich wandte er sich an die Agrippina, und bat dieselbe, ihre Hitze zu mäßigen, sich in die schlüpfrigen Zeiten zu schicken, und insonderheit diejenigen nicht zu erzürnen, welche die Macht in Händen hätten. Dieses sagte er laut, insgeheim aber sprach er noch mit ihr von allerhand andern Dingen. Man meynt, daß er ihr damals die üble Gesinnung seines Vaterbruders und die Furcht zu erkennen gegeben, worinn er wegen ihrer Person schwebte. Kurz darauf starb dieser vortrefliche Herr, und man kann mit Wahrheit sagen, daß niemals jemand so sehr, und aufrichtig beweinet worden.

Obgleich Agrippina von Sorgen und Gram ganz ausgemattet war: so eilte sie doch, den Tod ihres Gemahls an diesen gottlosen Menschen zu rächen, und begab sich unverzüglich mit der Asche des Germanicus zu Schiffe. Piso aber konnte seine über diesen Todesfall empfundene Freude nicht bergen, sondern ließ solche öffentlich ausbrechen, ja seine Gemahlinn Plancina, welche wegen der Schwester des Piso annoch trauerte, legte gleich die Trauerkleider ab, und zog an deren statt Freudenkleider an. Piso wollte auch gleich

die

die Statthalterschaft antreten, welche ihm ehedem war abgenommen worden, aber Cnejus Sentius wies ihn ab, und zwang ihn, nach Rom zu reisen, und daselbst wegen der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen Rede und Antwort zu geben. Agrippina langte endlich auch in der Hauptstadt an, und ward von sehr vielen Freunden begleitet. Sie brachte gleich ihre Klagen bey demselben dem Tiberius an, welche von dem Ausspruche des Raths überlassen wurden. Es brauchte zwar einige Mühe, die Beschuldigung wegen des Gifts beweislich zu machen. Aber der Rath zweifelte so wenig als das ganze Volk daran. Weil also Piso merkte, daß der Kayser ihn nicht in Schutz nehmen wollte, und seine Gemahlinn allein durch die Fürbitte der Livia Versicherung erhalten hatte, daß ihr Gnade wiederfahren sollte: so nahm er sich selbst das Leben, noch ehe das Urtheil gefället ward.

Ihr Proceß gegen den Piso.

Agrippina folgte dem treuen Rathe ihres sterbenden Gemahls nicht, sich in die gefährlichen Zeiten zu schicken. Sie gab vielmehr beständig ihre Bitterkeit und ihren Verdruß darüber zu erkennen, daß man ihrem Hause so hart begegnet, und vermehrte dadurch die widrigen Gesinnungen, womit Tiberius bereits ohnedem gegen sie eingenommen war. Ja der Kayser sagte öffentlich, daß man sie auf keine andere Art zufrieden stellen könnte, als wenn man ihr die Regierung auftrü-

Ihre Aufführung bey Hofe.

ge. Man suchte sie daher bey aller Gelegenheit zum Zorn zu reizen, um ihren Fall zu befördern. Der Anfang dazu ward gemacht, da man ihrer Verwandtinn und besten Freundinn, der Claudia Pulchra einen Proceß erregte, und dieselbe sowohl der Unkeuschheit, als allerhand böser Anschläge gegen den Kayser beschuldigte. Agrippina ward dadurch so sehr erhitzt, daß sie voller Bitterkeit sich zu dem Kayser verfügte, ihm seine Kaltsinnigkeit gegen sie und ihr Haus vorwarf, und deutlich sagte, daß Pulchra allein aus dieser Ursache verfolgt würde, weil sie ihre Freundinn wäre. Obgleich Tiberius sich sonst aufs äusserste zu verstellen vermögend war: so konnte er sich doch nicht enthalten, ihr ihre Kühnheit und Uebereilung mit diesen griechischen Worten vorzuwerfen: Ει μη κρατεις τεκνιον υβριζεσθαι δοκεις, d. i. „du beklagest dich, meine Tochter, weil du nicht „zur Regierung gelangen kannst". Sie wirkte dadurch auch nichts anders aus, als daß sie die Verurtheilung der Pulchra beschleunigte, und den Kayser desto mehr gegen sich aufbrachte.

Ihre Frechheit gegen den Tiberius.

Anstatt daß Agrippina sich dadurch hätte schrecken lassen sollen: so verharrte sie vielmehr in ihrer Bitterkeit, welche so sehr überhand nahm, daß sie in eine heftige Krankheit fiel. Wie sie von dem Kayser besucht ward: so wiederhohlte sie ihre vorigen Klagen, und verlangte endlich von ihm, daß er ihr einen Gemahl verschaffen sollte, welcher sie und ihre Kinder beschützen könnte.

Tibe-

Tiberius aber verließ sie, ohne ihr eine Antwort auf ihr Begehren zu ertheilen. Diese Unterredung ist, wie Tacitus berichtet, von der jüngern Agrippina in ihren Schriften aufgezeichnet worden, welche aber zum Nachtheil der Geschichte, verlohren gegangen, indem man aus diesen zuverläßigen Nachrichten viele besondre Umstände und Merkwürdigkeiten sowohl von ihr selbst, als auch von ihrer Mutter hätte entlehnen können.

Der kayserliche Minister Sejanus suchte die Ungnade, worinn Agrippina bey dem Kayser gerathen war, immer zu vermehren, und ließ ihr deswegen heimlich wissen, daß der Kayser willens wäre, sie mit Gift hinzurichten. Dieser Warnung legte sie Glauben bey, und wie sie einmal von dem Kayser zu einem Gastmahl eingeladen war: so saß sie bey der Tafel, ohne ein Wort zu reden, oder das geringste zu antworten. Tiberius reichte ihr zum Zeichen der Freundschaft einige Früchte mit eigner Hand, welche Agrippina zwar annahm, aber solche, ohne sie anzurühren, ihren Leuten gab. Dieses sahe Tiberius mit Verdruß an, und sagte zu seiner Mutter, daß man sich nicht darüber wundern dürfte, wenn er der Agrippina hart begegnete, weil sie von ihm glaubte, daß er sie mit Gift vergeben wollte. Seit der Zeit bat er sie nicht mehr zur Tafel. Nero und Drusus, die Söhne des Germanicus, waren noch sehr jung, und weil sie an einem so argwöhnischen Hofe sich nicht klug und behutsam ge-

Sie fällt in Ungnade.

nug aufzuführen wusten: so liessen sie wegen des harten Verfahrens gegen ihre Mutter allerhand unbedachtsame Worte fallen, welche dem Tiberius wieder hinterbracht wurden. Dadurch ward nur Oel ins Feuer gegossen, und der Kayser hielt für rathsam, bey der Agrippina so wohl, als auch bey ihrem ältesten Sohne, dem Nero, jemanden zu bestellen, welcher auf alles, was sie täglich reden und vornehmen würden, genau acht geben muste.

Nicht lange hernach gieng Livia, die Mutter des Kaysers mit Tode ab. Tiberius schickte gleich darauf dem Senat ein gegen die Agrippina und dem Nero gerichtetes Schreiben zu, worinn er dem Nero allein seine Jugendfehler vorwarf, die Agrippina aber als eine trotzige und hochmüthige Prinzeßinn abmalte, welche auf keine Art zum Gehorsam könnte gebracht werden. Die Mitglieder des Senats wurden darüber sehr bestürzt, und weil sie nicht wusten, was sie für einen Entschluß fassen sollten: so funden sie endlich für gut, ihre Antwort aufzuschieben, bis der Zorn des Kaysers sich einigermassen wieder gelegt hatte. Tiberius aber nahm dieses sehr ungnädig auf, und beschwerte sich in einem andern Briefe über die Kaltsinnigkeit des Raths, und behielt sich vor, über die Aufführung der Agrippina selbst ein Urtheil zu fällen. Kurz darauf schickte er sie nach der Insel Pandataria ins Elend. Er ließ auch ihre Söhne den Nero und Drusus anklagen, und den ersten

Sie wird ins Elend geschickt.

sten nach einer andern Insel nicht weit davon, den andern aber nach einem Orte bringen, der in der Geschichte nicht genannt worden. Nero starb kurz darauf aus Hunger. Agrippina aber und Drusus lebten noch drey Jahre hernach. Drusus ward eine Zeitlang an einem geheimen Orte auf dem Schlosse verwahret. Weil eben damals der gefährliche Anschlag des Sejanus gegen den Kayser ausbrach, und Tiberius besorgte, daß er, als ein alter und schwacher Herr, dem Sejanus und seinem grossen Anhange nicht gewachsen seyn dürfte: so sagt man, daß er dem Macron Befehl gegeben, den Drusus gleich in Freyheit zu setzen, und ihn zum Kayser zu erklären, wenn Sejanus öffentlich zum Gewehr greiffen sollte. Wie aber Sejanus gleich unterdrückt ward, und die Furcht wieder aufhörte: so ward diesem unglücklichen Fürsten weiter keine Speise gereicht, daß derselbe also aus Hunger sogar seine eignen Betten zu essen suchte. Nach seinem Tode ward sein Leib in Stücken zerhauen, und man erhielte von dem Tiberius nicht anders als mit der größten Mühe die Erlaubniß, daß ein Theil derselben an einem unbekannten Orte durfte begraben werden. Agrippina starb auch kurz darauf aus Hunger. Suetonius sagt, daß sie sich selbst zu Tode gehungert, und daß man ihren Mund mit Gewalt geöfnet, um einige Speisen hinein zu bringen. Nach dem Bericht des Tacitus aber ist es

Betrübtes Ende ihrer beyden Söhne.

Agrippina stirbt.

unge-

ungewiß, ob ihr Tod freywillig oder gewaltsam gewesen. Tiberius beschuldigte sie nach ihrem Tode, daß sie einen unerlaubten Umgang mit dem Asinius Gallus gepflogen. Aber der Ruhm, welchen sich Agrippina wegen ihrer Keuschheit erworben, war so groß, daß niemand dieser Beschuldigung Glauben beylegte.

Ihr Character.

Ein solches Ende nahm diese heroische Dame, deren Muth und grosses Herz durch kein Unglück, durch keine Gefahr und Widerwärtigkeiten konnte niedergeschlagen werden. Aber eben dieselbe Eigenschaft, welche die meisten als eine Haupttugend ansahen, ward von ihren Feinden als ein Hochmuth und als eine Hartnäckigkeit ausgelegt, welche daher auch Gelegenheit nahmen, sie in das äusserste Unglück zu stürzen. Es ist deswegen noch zweifelhaft, ob ihr Leben und ihre Aufführung andern zum Muster und zur Nachfolge könne vorgestellt werden. Die Tugenden, welche sie besaß, und die man ihr nicht streitig machen konnte, waren eine herzliche Liebe zu ihrem Gemahl, Aufrichtigkeit und Keuschheit, worinn sie sich vor allen andern römischen Damen zu ihrer Zeit hervorthat. Ihren Verstand und ihre Lebhaftigkeit kann man aus ihrer Aufführung bey dem Kriegsheer abnehmen, vom welchem sie wegen ihrer Freundlichkeit, gegen jedermann geliebt, und wegen ihrer Fähigkeit geehrt ward, die so groß war, daß solche auch bey dem mistrauischen Kayser Tiberius einen Argwohn erweckte. Ob

sie

sie sich durch Nachgeben bey einem so verderbten Hofe würde haben erhalten können, ist schwer zu bestimmen. Man kann allein sagen, daß ihr hohes Herz den Zeiten, worinn sie lebte, nicht gemäß gewesen, und daß sie daher besser gethan hätte, wenn sie sich, wo nicht um ihrer eignen Person willen, doch wenigstens ihrer Söhne halber in die Zeit geschickt und nachgegeben hätte. Uebrigens ist es zu beklagen, da doch die Kinder wegen der Schuld ihrer Eltern leiden sollen, daß solches blos die beyden ältesten Söhne betroffen, welche ein so hartes Schicksaal am wenigsten verdient hatten, und daß die beyden andern Kinder, nämlich Cajus und Agrippina, welche man mit dem gröſten Rechte als Ungeheuer und Misgeburten ansehen kann, am Leben geblieben. Denn niemals sind von tugendhaftern und frömmern Eltern, gottlosere und schändlichere Kinder erzeugt worden.

Vergleichung.

Diese beyden Damen, deren Geschichte hier kürzlich angeführt worden, stimmen in allen Dingen so sehr mit einander überein, daß, wenn man sich überreden könnte, eine Metempsychosin oder eine Wanderung der Seelen zu glauben, man gewiß dafür halten sollte, daß die

See-

Seele der Mariamne nach dem Tode ihre Wohnung in den Körper der Agrippina genommen hätte. Denn man bemerkt an beyden eine gleiche Redlichkeit, eben dasselbe hohe und unerschrockene Herz, eine gleiche Beständigkeit und Unvorsichtigkeit, eben denselben Muth gegen mächtige Feinde, und eine gleiche Freymüthigkeit im Tode. In ihren Begebenheiten sind sie einander gleichfalls ziemlich ähnlich. Sie stammten beyde aus den grösten edelsten und mächtigsten Häusern her. Mariamne war ein Zweig des asmonäischen Hauses, und Agrippina war aus dem Geschlechte des grossen Augustus. Sie waren beyde beständigen Verfolgungen unterworfen, und das Leben dieser beyden Damen endigte sich auf eine betrübte Art. Ihre Geschichte haben zu verschiedenen Trauerspielen Gelegenheit gegeben, welche noch auf den europäischen Schauplätzen mit gutem Erfolg unter dem Titel Mariamne und Agrippina vorgestellt werden. Die Kinder dieser beyden Fürstinnen mußten wegen ihrer Geburt leiden, und ein gleiches Schicksaal mit ihren Müttern erdulden. Agrippina war zwar in ihrer Ehe glücklicher, indem sie an dem Germanicus den frömmsten und tugendhaftesten Ehegatten erhielt, welcher zu den damaligen Zeiten lebte. Mariamne aber ward mit dem Herodes vermählt, welcher in den Geschichten unter die grösten Tyrannen gerechnet wird. Aber das Glück der Agrippina war von keiner langen Dauer. Denn sie büßte durch die Bosheit ihrer

Fein-

Feinde ihren Gemahl in seinem blühenden Alter ein, und konnte selbst kein besseres Schicksaal erwarten.

Was die persönlichen Eigenschaften dieser beyden Damen betrift, so hatten sie, weil sie mit gleichen Tugenden begabt waren, auch gleiche Fehler. Die Beständigkeit dieser beyden Fürstinnen war sehr groß, und ward endlich in einen Trotz und in eine Hartnäckigkeit verwandelt, welche sich zwar bey der Agrippina stärker äusserte, bey der Mariamne aber weniger zu entschuldigen war. Beyde liefen mit dem Kopf gegen die Wand, und trotzten den Regenten, welche doch Gewalt und Macht über sie hatten. Agrippina konnte durch Furcht und Drohungen, und Mariamne durch Liebkosungen und Freundlichkeit nicht gewonnen werden. Auf der einen Seite hieß es, ich will dennoch den Muth nicht fallen lassen, ob man mir gleich drohet, und eine Furcht einzujagen sucht. Auf der andern Seite aber sagte Mariamne gleichsam: Ich will mich durch gute Worte und Versicherungen der Freundschaft nicht zum Frieden bewegen lassen. Man sieht daraus, daß die Hartnäckigkeit, welche man bey der Agrippina antrift, ob sie gleich grösser ist, dennoch eher könne entschuldiget werden, und daß die Aufführung, welche bey der römischen Prinzeßinn als eine Frechheit anzusehen, bey der jüdischen Fürstinn den Namen der Unversöhnlichkeit verdiene. Tiberius gab zwar der Agrippina von seiner Gewogenheit verschiedene Merkmaale,

und

und stellte sich, als wenn er dieselbe dadurch zu gewinnen suchte. Agrippina aber wuste, daß sein Herz dennoch mit Galle angefüllet war, wenn er gleich im Munde Honig führte, und sie hatte Ursache, ihn als ihren gefährlichsten Feind anzusehen, wenn er ihr die grösten Versicherungen der Freundschaft gab. Die Liebkosungen aber, welche Herodes seiner Gemahlinn machte, waren aufrichtig. Die Königinn war selbst überführt, daß das Herz daran Theil hatte, indem kein Bräutigam seine Braut stärker lieben konnte, als Herodes die Mariamne liebte. Aber der Abscheu, welchen sie wegen vorhergegangener Missethaten gegen den Herodes gefaßt hatte, verhinderte, daß sie die gegenwärtigen Liebkosungen und Wohlthaten nicht nach ihrem eigentlichen Werthe zu schätzen vermögend war. Wenn man also von Agrippina sagen konnte, daß sie durch ihre beständige Widersetzlichkeit die Pflicht eines Menschen übertreten, so konnte man von der Mariamne im Gegentheil behaupten, daß sie nicht nur die Pflicht eines Menschen, sondern auch die Schuldigkeit eines Ehegatten aus den Augen gesetzt. Begieng die erste eine Sünde wider ihre Obrigkeit, so beleidigte die andre sowohl ihren König als ihren Gemahl.

Wenn diese beyden Damen nicht diesen Fehler gehabt, oder eigentlicher, wenn sie eine gute Eigenschaft nicht übertrieben hätten, daß solche zu einem Laster geworden wäre, so könnte man sie andern Frauenzimmern zu einem Muster und zur

Nach-

Nachfolge vorstellen. Denn man nimmt bey beyden sehr grosse Gemüthsgaben, und sehr viele erhabene Tugenden wahr, wodurch sie sich dergestalt hervorthaten, daß man ihr Ende nicht ohne Bewegung lesen kann, ob man gleich gestehen muß, daß sie zum Theil selbst ihren Fall befördert haben. Insonderheit gilt dieses von dem Tode der Mariamne. Diese Fürstinn war eine Königinn des Landes, eine Mutter zweener Prinzen, in einem blühenden Alter und von einer ungemeinen Schönheit. Nichts destoweniger ward dieselbe nach dem Richtplatze geführt, und ließ sich mit grosser Gelassenheit, und mit einer mehr als philosophischen Kaltsinnigkeit hinrichten. Dadurch musten die Zuschauer nothwendig in Bewegung gesetzt werden. Ja dieses Trauerspiel war so groß und kläglich, daß Herodes selbst, ob er gleich sonst, wenn er Menschenblut vergoß, ziemlich gleichgültig war, dennoch beynahe aus Gram seinen Verstand verlohren hätte, sobald die Execution vollzogen war.

Man kann aus den Geschichten dieser beyden Damen auch noch dieses lernen, daß man sich bemühen müsse, die Tugenden zu mäßigen, so wie man verbunden ist, die Laster auszurotten, und daß gewisse Dinge, welche der Pöbel als heroische Thaten ansieht, weil man die Vernunft dabey aus der Acht gelassen, mit weit grösserm Rechte verdienen, unter die Laster, als unter die Tugenden gerechnet zu werden.

Berenice
und
Margaretha von Valois.

Einleitung.

Wenn die Menschen überhaupt bey jemanden streitige Eigenschaften wahrnehmen, und bemerken, daß die Ehrbarkeit mit Thorheit, die Wohllust mit Eingezogenheit, die Unkeuschheit mit Sittsamkeit, die Verschwiegenheit mit Offenherzigkeit, und die Gottesfurcht mit Unglauben vermengt ist, so pflegen sie die bösen Eigenschaften allein für natürliche, und die guten für geschminkte Tugenden zu halten, und von solchen Menschen zu glauben, daß sie zu gewissen Zeiten, und nach Maasgebung des Orts eine Maske annehmen, um entweder andre zu betriegen, oder auch sich einen Vortheil zu erwerben. Ich räume gerne ein, daß dieses Urtheil des gemeinen Mannes Grund habe, da die tägliche Erfahrung zeigt, daß die Laster die Maske der Tugenden annehmen, und daß viele, welche man für grosse Heilige gehalten, wenn sie die Maske abgelegt, als die grösten Sünder befunden worden. So gegründet aber auch diese Urtheile

theile gröstentheils sind, so kann man dennoch nicht sagen, daß solche allemal eintreffen. Denn diejenigen, welche die Natur der Menschen aufs genaueste erforscht haben, befinden, daß, wie nach dem gemeinen Sprichworte, zwo Zungen in einem Munde seyn können, auch zwo oder mehr Seelen, oder verschiedene wirklich mit einander streitende Eigenschaften bey einem Menschen befindlich seyn können, von denen bald die guten und bald die bösen die Oberhand haben, und Anlaß geben, daß ein Mensch in Absicht auf eine solche Umwechslung bisweilen wirklich gut, und bisweilen wirklich böse seyn kann. Wollte man etwa einwenden, daß dieses unnatürlich sey, und deswegen nicht statt haben könne, so darf man nur, um davon überzeugt zu werden, sich selbst prüfen. Man wird sodann befinden, daß, wie der Leib von Fiebern angegriffen wird, worinn bald Kälte bald Hitze herrscht, auch Fieber des Gemüths angetroffen werden, welche verursachen, daß ein Mensch niemanden unähnlicher ist als sich selbst. Denn viele von denen so genannten edlen Creaturen, welche den Namen vernünftiger Menschen führen, können mit gewissen Metallen verglichen werden, welche man durch chymische Versuche auf gewisse von einander unterschiedene Species reduciren kann. Wenn sich also das Gemüth eines Menschen, wie eine andre Materie oder ein Liqueur distilliren liesse, so könn-

Wirklich streitige Eigenschaften bey gewissen Menschen.

te man durch eine chymische Operation verschiedene streitige Species daraus extrahiren, und gleichsam eine Flasche mit Gottesfurcht, eine mit Gottlosigkeit, eine mit Wohllust, und eine mit Eingezogenheit und so ferner sammlen.

Von diesen streitigen Eigenschaften scheint bald diese bald jene zu herrschen, und daher rührt es, daß ein Mensch sich selbst ganz ungleich ist, und daß viele angetroffen werden, von denen man kein Portrait machen, sondern nur blos sagen kann, gestern war diese Person geitzig, heute aber ist sie verschwenderisch ꝛc. Hieher zielt auch die Fabel von dem Monde, welche man bey dem Plutarch findet. Der Mond bat seine Mutter um ein neues Kleid. Die Mutter aber antwortete: „Es ist schwer, dir ein Kleid zu machen, „welches sich zu deinem Körper schicket. Denn „du hast nicht alle Tage einerley Gestalt". Die wankelmüthige Lucretia lud ihren Liebhaber zu einem Ball ein, wie sich aber derselbe einstellte, so fand er, daß sie mit Thränen in einem geistlichen Buche las, und alle weltliche Lust verdammte. Viele andre sind von eben derselben Beschaffenheit, und verändern ihre Gestalt unaufhörlich, durch welche Aufführung sie andre irre machen, daß solche nicht wissen, was sie von ihnen urtheilen sollen. Von diesem seltsamen Betragen will ich hier nicht ausführlicher reden, weil davon bereits in meinen andern Schriften umständlich gehandelt worden. Ich will nur kürzlich von den beyden streitigen Eigenschaften, nämlich von der

Leicht-

Leichtfertigkeit und Andacht etwas beybringen, welche die beyden Damen, deren Geschichte ich hier beschrieben, in einem gleichen Grad besessen haben. Diese beyden Fürstinnen sind nicht die ersten gewesen, bey denen man eine so seltsame Vermischung wahrgenommen, und werden auch nicht die letzten seyn, die man als Beyspiele dieses Satzes anführen könnte. Das seltsamste, welches man bey den Leuten von dieser Gemüthsart antrift, besteht darinn, daß man nicht von ihnen, wie von andern unbeständigen und wankelmüthigen Leuten sagen kann, daß bald diese bald jene Leidenschaft herrsche; sondern diese Paßionen regieren beständig in einem gleichen Grad, ohne Abwechselung, so daß die fleischlichen Lüste mit der grösten Andacht ausgübt werden. Man erzählt von einem jungen Herrn, daß derselbe, weil der Weg nach seiner Maitresse durch eine Kirche gieng, allemal, sowohl wenn er hingegangen, als wenn er wieder zurück gekommen, sein Gebet auf den Knien verrichtet. Was kann man doch für eine Ursache davon angeben? Man sollte fast denken, daß eben dasselbe Feuer, welches die Menschen zur fleischlichen Lust entzündet, dieselben auch zu einer gewissen Art der Andacht anflamme. Man nimmt bisweilen solche Wirkungen vom starken Getränke wahr, und bemerkt eine gewisse Andacht, welche man die Brantweinsandacht nennen kann, weil dieselbe bey solchen Leuten angetroffen wird, die zu viel hitziges Geträn-

Andächtige Coquetten.

zu sich genommen. Denn wenn dieselben nüchtern sind: so singen sie lauter verliebte Lieder, wenn sie aber einen Rausch haben: so stimmen sie lauter Bußpsalmen an. Die Alten haben von dem Cato gesagt: Catonis virtus incaluit mero, die Tugend des Cato ward durch das starke Getränke vermehret. Man kann mit eben demselben Rechte von verliebten Leuten sagen, daß ihre hitzige Natur gleichsam ein Zunder zur Andacht ist, so wie die schwarze Galle, und die scharfen Säfte gleichfalls eine Art der Andacht zuwegebringen. Jedoch so wenig das Wasser hell und lauter seyn kann, welches aus einer faulen Quelle entspringt, und so wenig ein gesunder und frischer Zweig aus einem verdorrten Baume sprossen kann, eben so wenig ist auch in einer solchen Tugend und Andacht etwas wesentliches und wirkliches, sondern allein ein nachäffendes Wesen anzutreffen. Es ist ein blos leuchtendes Feuer, welches aber keine beständige Wärme und Hitze bey sich hat. Eine solche Tugend ist einer febrilischen Hitze ähnlich: welche nur eine Zeitlang währet, und nachher wieder in Kälte verwandelt wird. Die wahre Gottesfurcht ist beständig, und sich selbst immer ähnlich. Es ist unmöglich, daß dieselbe mit fleischlichen Lüsten eine Verwandschaft haben, oder mit Lastern im Bündnisse stehen sollte. Die Gottesfurcht will allein am Ruder sitzen, und leidet solche Gefährten nicht. Und wenn sie ja unter die Laster geräth, so will sie dieselben nicht als ihres glei-

Wahre und falsche Andacht.

gleichen erkennen, sondern vielmehr mit ihnen, als mit Unterthanen, umgehen. Und wie ehedem Alexander dem Darius wissen ließ, daß die Welt nicht von zwo Sonnen könnte regiert werden, so kann man gleichfalls sagen, daß die wahre Gottesfurcht nicht verstatte, daß streitige Eigenschaften bey einem Menschen mit einem gleichen Ansehen herrschen. Eine zweyköpfigte Regierung ist eine unförmliche Regierung, oder eigentlicher eine Anarchie oder gar keine Regierung. Wie also in einem jeden wohl eingerichteten Staate nur einer herrschen muß, in dem sich alles vereiniget, so muß auch in einer jeden Seele, welche den Namen einer tugendhaften Seele führen will, auch nur eine Herrschaft seyn, welcher sich alles unterwerfen muß. Die streitigen Eigenschaften, welche sich eingeschlichen, und gleichsam unversehens das Bürgerrecht erhalten haben, müssen keinen Theil an der Regierung nehmen, sondern sich als Unterthanen regieren lassen, und wenn sie ja in den Rath aufgenommen werden, blos solche Beysitzer seyn, die man Auscultanten zu nennen pflegt, und denen keine Stimme noch ein Recht, etwas zu entscheiden, zustehet. Hier müssen nicht Oromases und Arimanius, nicht Gott und der Mammon, und keine streitige Eigenschaften und Grundsätze mit einer gleichen Gewalt die Oberherrschaft führen. Ein solcher status biceps, oder eine zweyköpfigte Regierung verursacht bey den Menschen eben einen solchen Zustand, als die Alten im Himmel erdichteten, ehe

eine Majestät eingeführt ward, oder die andern Götter dem Jupiter etwas nachgaben. Man kann also keiner Gottesfurcht diesen Namen beylegen, wenn dieselbe sich mit den Lastern auf eine solche Art verbindet, daß sie die Untugenden entweder zugleich neben sich, oder doch wechselsweise die Herrschaft führen läßt. Gewisse Menschen, welche die Tugend kennen und erheben, welche die Sache gerne erlangen, aber die Mittel nicht ergreiffen wollen, wodurch dieselbe kann erhalten werden, bemühen sich, die Gottesfurcht mit der Wohllust zu vereinigen. Aber die Regeln der Harmonie können solches nicht zulassen. Die Dissonanzen sind gar zu stark; und man kann hier mit jenem Poeten sagen:

Infelix operis summa quia ponere totum
nescit.

Wenn gar keine Tugend bey einem Menschen angetroffen wird, so nennt man denselben böse und gottlos. Wenn man aber eine Vermischung oder Umwechselung der Tugenden und Laster bemerkt, so wird der Mensch dadurch unförmlich und lächerlich. Denn auf solche Art hat es eben das Ansehen, als wenn man auf den Leib eines Pferdes einen Menschenkopf setzet, wie der Poet sagt:

Humano capiti ceruicem pictor equinam
Iungere si velit -- -- --

Ja je schöner der Kopf an sich selbst ist, desto ungestalteter und heßlicher wird er an einem solchen Orte. Man kann annoch Hoffnung zu der Bekehrung eines Menschen haben,

Es ist leichter gottlose

haben, wenn derselbe beständig gottlos, aber dennoch sich selbst stets ähnlich ist. Aber alsdenn ist es vergebens, darauf zu gedenken, wenn einer seine Natur stets verändert, und täglich eine neue Gestalt annimmt. Ein Arzt läßt sich nicht gerne mit einer Krankheit ein, ehe dieselbe sich so weit geäussert, daß er ihr einen gewissen Namen geben, und wissen kann, was er für Mittel dagegen zu verordnen habe. Es ist vergebens, einem Menschen die Sittenlehre zu predigen, wenn man nicht weiß, zu welcher Classe man denselben rechnen soll. Unter allen Feinden, mit denen Hercules zu streiten hatte, machte ihn niemand verwirrter, als Archelaus. Denn wenn er mit einem Manne zu ringen glaubte, so umfaßte er eine Schlange, und wenn er sich bemühete, dieselbe zu bezwingen, so sahe er einen Ochsen vor sich stehen. Man erzählt von einem gewissen Gesandten in England, daß er alle Morgen mit seinem Kammerdiener gezankt, ob er Winter- oder Sommerkleider anziehen sollte, weil die Unbeständigkeit der englischen Luft ihn so verwirrt gemacht hatte, daß er keinen festen Entschluß in diesem Stücke fassen konnte. Und eben so irre wird man bey solchen Menschen, welche mit der Gottesfurcht und Bosheit, mit der Keuschheit und Wohllust, mit der Verschwendung und Kargheit, mit Fluchen und Gebet beständig abwechseln. Wer an ihrer Bekehrung arbeiten will, hat fast Ursache,

Menschen, als solche zu bekehren, welche wechselsweise böse und gut sind.

zu wünschen, daß sie in den Lastern beständig seyn mögen, damit er wissen könne, was er für einen Feind zu bestreiten, und was für Waffen er gegen denselben zu gebrauchen habe. Denn hier ist nichts wesentliches oder wirkliches; sondern alles was man wahrnimmt, ist einem Irrlicht ähnlich, welches zugleich erscheinet und verschwindet.

Man kann aus dem, was ich beygebracht habe, abnehmen, was man für Gedanken von der Andacht dieser beyden Damen, deren Geschichte gleich folgen werden, hegen könne. Ihre Gottesfurcht war aufrichtig, dennoch aber konnte dieselbe diesen Namen nicht behaupten, weil sie mit der Wohllust und Leichtfertigkeit vereinbaret war. Die Herrschaft war unter der Andacht, und den sündlichen Leidenschaften gleichsam getheilt, so daß die Tugend, wenn beyde entweder wechselsweise regierten, oder auch zugleich am Ruder sassen, ihre Wirkungen nicht äussern konnte. Es verhielt sich mit ihrer Andacht auf eben dieselbe Art, als wenn ein Arbeiter willig ist, und seine Hände gerne gebrauchen will, aber daran verhindert wird, weil man ihm dieselben zusammen gebunden, oder als wenn ein wohlgesinnter Hausvater in seinem Hause, wie gerne er auch wollte, keine Ordnung halten kann, weil er durch seine Frau, der er die Helfte der Regierung übertragen, darinn gestöret wird. Gewiß eine solche Andacht und eine wahre Gottesfurcht, sind eben so sehr, wie die Freude, und die Zufriedenheit des Gemüths von einander unterschieden. Denn jene ist wie

ein

ein Blitz, welcher aus dicken und schwarzen Wolken plötzlich hervorstrahlt, diese aber ist einer beständigen Klarheit und einem steten Sonnenschein ähnlich, wodurch das Gemüth gestärkt und erquickt wird. Nun will ich die Geschichte dieser beyden Fürstinnen erzählen.

* * * * * * * * * * * * * * *

Berenice.

Berenice, deren kurze Historie ich hier anführen will, war eine Tochter des grossen Agrippa, des Königs in Judäa. Es fehlte ihr so wenig, als ihrem Vater, an seltsamen und wunderbaren Begebenheiten und Schicksalen, wiewohl dieselben von einer andern Beschaffenheit waren, indem sie in der Historie wegen ihrer Leichtfertigkeit und Liebeshändel bekannt ist. Weil sie diese Eigenschaft mit der Devotion und Andacht vermengte: so stellt ihr Leben ein sehr widriges Portrait dar, worinn man sich nicht wohl finden kann, ob sie gleich nicht das erste Frauenzimmer gewesen, welches Andacht und Leichtfertigkeit mit einander verbunden, und auch nicht das letzte seyn wird. Sie ward sehr frühe mit dem Marcus, einem Sohne des Lysimachus verlobt, welcher ein Alabarc, oder das Haupt der alexandrinischen Juden war. Dieser Marcus aber starb, zu seinem Glücke, noch ehe das Beylager vollzogen ward. Nicht lange

Vermählung der Berenice.

lange hernach vermählte sie sich mit ihrem Vaterbruder, Herodes, welcher von dem Kayser Claudius, durch die Fürbitte Agrippä, zum Könige von Chalcis erklärt worden. Sie war nur sechszehn Jahr alt, da ihr Vater Agrippa mit Tode abgieng, und in dem achten Jahre des Kaysers Claudius, büßte sie auch ihren Mann und Vaterbruder, den Herodes ein.

In ihrem Wittwenstande führte sie sich nur schlecht auf, und das Gerücht ward allgemein, daß sie mit Agrippa dem Jüngern, der ihr leiblicher Bruder war, auf eine unerlaubte Art umgienge. Weil sie merkte, daß diese Nachrede immer stärker ward: so bot sie ihre Person dem Könige von Cilicien, Polemon, jedoch mit dieser Bedingung, an, daß er den jüdischen Glauben annehmen sollte. Man sieht aus ihrer ganzen Geschichte, daß sie jederzeit sehr orthodox gewesen; und wenn sie eben so viel auf ihre Keuschheit gehalten hätte: so würde sie einen guten Namen hinterlassen haben. Diese Bedingung schien indessen dem ehrlichen Polemon etwas hart zu seyn. Denn es kam nicht allein darauf an, daß er den Glauben seiner Väter verlassen sollte, sondern es ward auch die Beschneidung von ihm erfordert, welches einem Könige und einem Manne von seinem Alter ziemlich beschwerlich war. Weil aber Berenice ein grosses Vermögen hatte: so bequemte er sich endlich dazu, und ließ sich nicht nur beschneiden, sondern vermählte

Seltsame Ehe mit dem Polemon.

mählte sich auch mit ihr. Jedoch, die Ehe war kaum vollzogen, so verließ ihn Berenice wieder, und dieser König hatte also nicht den geringsten Vortheil davon, sondern büßte vielmehr noch überdem seine Vorhaut ein. Er nahm zwar, wie Berenice ihn verlassen hatte, seine vorige Religion wieder an, aber sein Ruhm blieb nebst seiner Vorhaut im stiche, und er ward also durch diese Ehe in einen beschnittenen Hahnrey verwandelt. Josephus giebt die Ursache dieser freywilligen Trennung durch ein doppeltlautendes Wort zu erkennen, und sagt, daß sie ihn wegen der Unmäßigkeit (δι ακολασιαν) verlassen, ohne zu bestimmen, ob solche bey dem Polemon oder der Berenice befindlich gewesen. Es ist aber wahrscheinlich, daß Josephus auf die Berenice gezielt. Und man hat auch nicht Ursache, wegen der Begierden der Berenice anders zu urtheilen, daß Polemon solche hinlänglich zu vergnügen, sich nicht im stande gesehen. Dem sey aber wie ihm wolle: so ist dieses gewiß, daß er von ihr verlassen worden. Man findet auch nicht, daß Polemon sich im geringsten dagegen gesetzt, oder auch sich nur auf einige Art bemühet hätte, sie wieder zurück zu bringen, woraus erhellet, daß er es für ein Glück gehalten, von einem so gefährlichen Hausgeräthe befreyet zu werden.

Schlechter Ausfall derselben.

Berenice ward durch ihre Leichtfertigkeit an ihrer gewöhnlichen Andacht nicht gehindert, sondern nahm

Ihre Leichtfertigkeit war mit

viel-

Andacht vermengt.

vielmehr den äusserlichen jüdischen Gottesdienst aufs allergenaueste in acht. Sie hatte ein gewisses Gelübde gethan, und um dasselbe zu erfüllen begab sie sich nach Jerusalem, wo sie sich dem Gesetze unterwarf, daß sie 30 Tage auf Fasten und Beten anwenden, keinen Wein trinken, und ihre Haare abscheren lassen wollte, ehe sie ihre Opfer darbrächte. Währender Zeit aber hatte der römische Statthalter Florus durch sein hartes Verfahren gegen die Juden die ganze Stadt in Feuer und Flamme gesetzt, daß dieselbe auch ihrem Untergange nahe war. In dieser Verwirrung nahm Berenice auf sich eine Fürbitte für die Einwohner in Jerusalem einzulegen, und begab sich deswegen mit blossen Füssen zu dem Landpfleger. Ihre Bemühung aber war vergebens. Denn sie gerieth unter die römischen Soldaten, und ward nicht nur von ihnen beschimpft, sondern war auch in Gefahr, Leben und Ehre einzubüssen, wenn sie sonst noch einige Ehre verlieren konnte. Denn die Geschichte bezeugt, daß sie ihren vorigen unerlaubten Umgang mit ihrem Bruder erneuert. Ja dieses gieng so weit, daß nicht allein Juden, sondern auch Römer und Griechen darüber spotteten, welches man aus dem bekannten Verse bey dem Juvenal abnehmen kann, wo diese Sünde der Blutschande ihr mit diesen Worten beygelegt wird.

Ihr Eifer für die Wohlfahrt der Juden.

Deinde Adamas notissimus, et Berenices

In

In digito factus pretiosior: hunc dedit olim
Barbarus, incestae, dedit hunc Agrippa sorori.

Man sieht daraus, daß Agrippa beschuldiget wird, daß er einen unerlaubten Umgang mit seiner Schwester gepflogen, und daß er ihr einen Diamant auf die Hand gegeben. Zugleich erkennet man daraus, daß es eben dieselbe jüdische Fürstinn gewesen, von welcher ich hier rede, welches zugleich zu einem deutlichen Beweis gegen den Harduin dienet, welcher sie zu einer ägyptischen Prinzeßinn machen will.

Ihr unerlaubter Umgang mit ihrem Bruder.

Wie Berenice merkte, daß der Aufruhr in Jerusalem so sehr überhand genommen hatte, daß sie durch Bitten und Flehen nichts mehr ausrichten konnte, so nahm sie, um nicht in den Untergang der Stadt mit verwickelt zu werden, ihre Zuflucht zu dem römischen Feldherrn Vespasianus, und zu dessen Sohne Titus; sie bemühete sich den Vater durch Freygebigkeit und Geschenke, den Sohn aber durch ihre Schönheit zu gewinnen, wovon noch einige Ueberbleibsel vorhanden waren. Sie erreichte auch in beyden Stücken ihren Endzweck. Denn man sieht aus dem Berichte des Corn. Tacitus, daß sie die Erhebung des Vespasians zu befördern gesucht, weil derselbe sich unter allegrosse n Römern

Sie gewinnt den Vespasian und den Titus.

mern die meiste Hoffnung zum Regimente machen konnte. Der Vortheil der Berenice erforderte dieses gleichfalls, weil sie diesen Herrn durch ihre Freygebigkeit bereits gewonnen hatte.

Titus aber ward durch ihre Schönheit so sehr eingenommen, daß sich auch ein Gerüchte ausbreitete, als wenn er sich mit ihr vermählen wollte, durch welche Ehe sie eine römische Kayserinn würde geworden seyn. Tacitus meynt zwar, daß diese Liebe nicht so weit gegangen, sondern nur blos als eine Art der Galanterie bey dem Titus anzusehen sey. Daß aber die Römer andre Gedanken geheget, solches bezeugt der Ausgang dieser Sache, und die Nachricht, welche man bey dem Xiphilinus findet.

Sie wäre beynahe römische Kayserinn geworden.

Agrippa und Berenice begaben sich nach Rom, wie Vespasianus Kayser geworden war; und genossen daselbst grosse Ehre. Man räumte der Berenice in dem kayserlichen Pallaste gewisse Zimmer ein, und Titus lebte mit ihr so vertraut, als wenn er ihr Gemahl gewesen wär. Berenice fing auch bereits an, alles anzuordnen, als wenn Titus sie schon wirklich zu seiner Gemahlinn erklärt hätte. Wie aber derselbe merkte, daß diese Lebensart dem römischen Volke anstößig war, so schickte er sie wieder zurücke, ob es ihm gleich sehr schwer fiel, diesen Entschluß zu fassen. Berenice wollte sich wegen dieser Trennung nicht trösten lassen, und zwar nicht ohne Ursache, insonderheit, wo sie von dem Titus

tus die Versicherung erhalten, daß sie seine Gemahlinn werden sollte. Es ist wahrscheinlich, daß die Berenice, so gut er gekonnt, zu besänftigen gesucht, und die Nothwendigkeit ihrer Trennung vorgestellt, anbey ihr aber auch die Hoffnung gemacht habe, daß er sie wollte wieder kommen lassen, sobald das Murren des Volks aufgehört, und die Zeiten sich geändert hätten. Es wird dieses auch dadurch noch wahrscheinlicher, da Berenice nach einiger Zeit wieder zurück kam. Weil aber Titus damals die Schwachheiten seiner Jugend überwunden, und so tugendhaft geworden war, daß er unter die besten und vortreflichsten römischen Kayser konnte gerechnet werden, so wollte er nicht das geringste weiter von ihr hören. Berenice muste daher, unverrichteter Sache wieder wegreisen, und sich mit der Ehre genügen lassen, die Maitresse eines grossen Kaysers gewesen zu seyn. Die Historie meldet weiter nichts von dieser Dame. Es ist glaublich, daß sie noch lange nachher gelebt, und ein keusches Leben geführt habe, theils weil sie durch den mit dem Titus, als einem so ansehnlichen Herrn, gepflogenen Umgang, etwas mehr auf sich und ihre Ehre gehalten, theils weil durch das Alter ihre Schönheit völlig abnahm, und sie also aus der Noth eine Tugend machen muste.

Beschluß ihrer Geschichte.

Sie besaß grosse und einträgliche Landgüter in der Landschaft Galiläa, welche aber in dem jüdischen Kriege sehr verheert wurden. Josephus,

welcher bey dem Anfange des Krieges in diesem Lande einen Anführer abgab, sammlete eine grosse Menge Korn auf ihren Gütern zum Unterhalt des Kriegsheers. Dieser Schade aber ward ihr von dem Vespasian reichlich wieder ersetzt. Man sieht übrigens aus ihrer Geschichte, daß bey ihr die Tugenden und Laster miteinander vermengt gewesen. Daß es ihr weder an Verstand noch an Schönheit gefehlt, solches erhellet daraus, weil sie sich sowohl die Gnade des Vespasians als des Titus zu erwerben gewußt. In dem fünf und zwanzigsten Kap. der Apostelgeschichte wird von ihr gesagt, daß sie nebst dem Agrippa nach Cäsarea gekommen, und den Apostel Paulus gehöret, welcher daselbst gefangen gehalten wurde.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Margaretha von Valois.

Margaretha, eine Tochter des Königes Henrichs des Andern von Frankreich, und der Catharina von Medicis, erblickte das Licht der Welt 1552. Die Historie gedenkt dieser Prinzeßinn nicht eher, als bis sie vermählt worden. Man bemerkte blos vorher an ihr, daß sie grosse Gemüthsgaben besaß, welche mit grossen Lastern vermengt waren. In dem Jahre 1572 trat sie auf den grossen Schauplatz, da aus Staatsursachen eine Vermählung zwischen ihr, und dem jungen Könige von Navarra geschlossen

ward

ward, welcher nachher unter dem Namen Henrich der Vierte den französischen Thron bestieg. Margaretha misfiel diese Vermählung sehr, und wenn man demjenigen glauben darf, was sie selbst in ihrer Historie davon anführt, so gründete sich ihr Abscheu auf den Unterscheid der Religion, weil der König Henrich sich zu der reformirten Kirche bekannte. Dieses stellte sie auch ihrer Mutter vor, wie dieselbe mit ihr von dieser Vermählung redete. Denn ob sie gleich nach dem Bericht eines gewissen Skribenten, im höchsten Grad leichtfertig, und den Lüsten des Fleisches ergeben war, so war sie doch auch zugleich ganz orthodox, und man schrieb ihre Orthodoxie ihrer Gouvernantinn, der Madame de Courton zu, welche sich eifrig angelegen seyn lassen, ihr gegen die römische Religion Eifer und Ehrfurcht einzuflössen, und sie von der Lesung reformirter Bücher abzuhalten. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Madame de Courton eben denselben Fleiß angewandt hätte, ihr die Tugend einzuprägen. Weil aber die Orthodoxie zu den damaligen Zeiten alle Sünden austilgte, so hat diese Dame vielleicht gemeynt, daß sie der Pflicht einer Gouvernantinn dadurch eine Genüge leistete, wenn sie diese Prinzeßinn in dem Glauben ihrer Frau Mutter erzöge, welcher darinn bestund, daß man dem römischen Glaubensbekenntnisse beypflichtete, übrigens aber seinen Affecten keine Gränzen setzte. Einige haben auch sonst den Abscheu, welchen Margaretha vor dieser Ehe blicken ließ, aus einer

Neigung gegen den Herzog von Guise herleiten wollen. Andre aber halten diese Muthmassung für ungegründet.

Sie wird zu der Vermählung mit dem König von Navarra gezwungen.

Dem sey aber wie ihm wolle: so sieht man, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Vermählung nicht geben wollen. Weil sie sich aber dem Willen des Königes und der verwittweten Königinn, von denen sie hart bedrohet ward, nicht öffentlich widersetzen durfte: so ließ sie sich endlich bewegen. Es geschahe aber doch auf eine solche Art, daß man deutlich abnehmen konnte, daß sie dazu gezwungen ward. Sie wollte auch die Ehepacten nicht unterzeichnen, noch bey der Copulation ihr Jawort von sich geben. Denn da sie von dem Cardinal von Bourbon, welcher die Copulation verrichtete, nach dem gewöhnlichen Formular gefragt ward, ob sie den jungen König von Navarra zum Gemahl haben wollte? so antwortete sie nichts darauf, aber ihr Bruder, der König, welcher bey ihr stand, drückte ihr den Kopf mit seiner Hand nieder. Dieses Zeichen muste für ihre Einwilligung gelten, und die Copulation ward darauf, ohne weitere Umstände, vollzogen.

Das pariſische Blutbad.

Nicht lange hernach gieng das pariſische Blutbad für, worinn alle Hugenotten, die damals in Paris gegenwärtig waren, jämmerlich ums Leben gebracht wurden. Man verschonte nie-

niemanden, ausser den jungen Bräutigam und den Prinzen von Conde, welche allein in Verhaft genommen wurden. Bey diesem allgemeinen Blutbade nahm ein Hugenott, Namens Tejan, seine Zuflucht zu dem Cabinett der Königinn Margareta, woselbst er sich auf ihr Bette warf, und sie bat, sein Leben zu retten. Diese Prinzeßinn, welche von diesem gottlosen Anschlag nichts wuste, ward darüber sehr bestürzt, und kroch hinter das Bett, wohin sich auch dieser Tejan versteckte. Diese Begebenheit verursachte, daß er beym Leben blieb, und Margareta erhielt von einem Officier die Versicherung, daß ihr Gemahl, der König von Navarra, ausser Gefahr sey. Eben derselbe legte ihr darauf einen blutigen Schlafrock an, und brachte sie ganz blutig nach dem Zimmer der Herzoginn von Lothringen.

Die guisische Partey, welche diesen blutigen Anschlag ins Werk gesetzt hatte, bemühete sich unverzüglich die Einwilligung des Königs zu erhalten, daß der König von Navarra und der Prinz von Conde auch möchten hingerichtet werden, weil sie dafür hielten, daß die That nur halb vollbracht sey, wenn man die Häupter der Hugenotten leben liesse. Weil dieses aber keinen Beyfall fand: so überredeten sie die verwittwete Königinn, die Ehe des Königs von Navarra mit der Margareta wieder aufzuheben. Margaretha aber zernichtete diesen Anschlag durch die Antwort, welche sie auf die ihr vorgelegte Frage ertheilte, ob sie bereits von ihrem Gemahl berührt worden? Ich

will hier die eigenen Worte der Margareta anführen, womit sie dieses in ihren Memoires erzählt: „Sie wollten meine Mutter überreden, meine „Ehe mit dem Könige zu trennen. Dieselbe be„gehrte deswegen von mir, daß ich endlich sagen „sollte, ob ich bereits von dem Könige von Na„varra berührt worden; denn wenn dieses nicht „geschehen wäre, so könnte man die Ehescheidung „desto eher zu stande bringen. Ich bat, daß sie „fest versichert seyn möchte, daß ich nichts von „allem dem verstünde, was sie von mir wissen „wollte. Ich konnte auch eben dasjenige sagen, „was jene römische Dame ihrem Manne antwor„tete, welcher ihr vorwarf, daß sie ihm niemals „gesagt, daß er einen solchen stinkenden Athem „hätte, daß sie sich eingebildet, daß alle Manns„personen einen solchen Athem hätten, weil kein „anderer Mann ihr jemals so nahe, als ihr Ge„mahl gekommen. Dem sey aber wie ihm wolle, „weil ich einmal mit meinem Herrn verbunden „worden, so bezeugte ich, daß ich nicht verlang„te, von ihm geschieden zu seyn". So lauten die eigenen Worte der Margaretha, woraus man schliessen sollte, daß sie die Keuschheit selbst gewesen. Es hat aber dieses niemand jemals glauben wollen, sondern man hat vielmehr dafür gehalten, daß sie es bereits in der Galanterie so weit gebracht, daß sie viel eher im Stande gewesen, andere ehrliche Leute darinn zu unterrichten, als noch Lectiones in diesem Stücke anzunehmen. Man sieht auch aus ihrer Historie, daß diese Kö-

niginn sich mit so gutem Erfolg auf die Galanterie gelegt, daß sie, wenn man sie darinn examiniret hätte, mit allem Rechte einen Gradum in dieser Wissenschaft hätte fordern können. In ihrer Ehe führte sie sich zwar gegen ihren Herren kaltsinnig auf, mit andern aber hatte sie einen desto bedenklichern Umgang. Der König von Navarra ließ ihr auch hierinn ihre völlige Freyheit, so wie sie sich im Gegentheil um seine Galanterien nicht bekümmerte. Denn so wie er sich mit ihren Hofdamen ergötzte, so erlustigte sie sich mit seinen Hofbedienten, wodurch diese beyden Eheleute einander ihre Absichten und Anschläge ausforschten, und so lange keine Partey sich über die andere beschwerte, so konnte auch kein Fremder sich in diese Händel mengen.

Ich übergehe hier verschiedene andre Dinge, die zu dem Leben dieser Königinn gehören, weil ich allein solche Umstände zu erzählen willens bin, welche ein Portrait von ihrer Person geben. Wie ihr Gemahl annoch bey Hofe gleichsam in Verhaft gehalten ward, so erfuhr sie auf die oben angezeigte Art, daß derselbe nebst ihrem Bruder, dem Herzog von Alencon die Flucht nehmen wollte. Sie gab davon unverzüglich der Catharina von Medicis und Carl dem Neunten, jedoch mit dieser Bedingung, Nachricht, daß man allein ihre Flucht verhüten, ihnen aber weiter keinen Schaden zufügen sollte. Dem ungeachtet aber ward doch eine Commißion angeordnet, um diese Sache

Ihre Aufführung in der Ehe.

zu untersuchen, und Margareta faßte selbst die Antworten ab, welche ihr Gemahl auf die vorgelegten Fragen ertheilen sollte. Man hätte denken sollen, daß damals ein gutes Verständniß zwischen dem Könige und der Königinn von Navarra gewesen. Aber es kann seyn, daß die Königinn wichtige Ursachen gehabt, warum sie nicht von ihrem Gemahl geschieden seyn wollte, denn sie muste besorgen, daß man sie, wenn sie zu einer neuen Ehe schritte, zu einer mehrern Ordnung anhalten möchte, welches mit ihrem Naturell gar nicht übereinkam, weil sie für die Veränderung in der Liebe geneigt war, und bey ihrem gegenwärtigen Gemahl eine völlige Toleranz genoß. Ob sie übrigens bisher öfters bey einander geschlafen, davon meldet die Historie nichts. Man findet blos, daß, da der König Henrich sie nach einiger nöthigte, einen von ihren Lieblingen, den la Torigini abzuschaffen, von dem er glaubte, daß sie ihm gar zu stark gewogen wäre, die Königinn darüber so erbittert worden, daß sie eine Zeitlang weder mit dem Könige geredet, noch mit ihm zu Bette gegangen.

Endlich entwich der König von Navarra doch aus seinem Verhaft, und zwar mit Vorwissen der Königinn, welche diesesmal dem Hofe davon keine Nachricht gab. Und da man besorgte, daß sie auch entfliehen möchte, so hielt man sie in einer genauen Verwahrung, und der König Henrich der Dritte schlug ihr ihr Verlangen schlechterdings ab, da sie nach einiger Zeit um die Freyheit anhielt,

hielt, ihren Gemahl zu sehen. Endlich aber verschafte ihr doch ihre Mutter diese Freyheit, und führte sie selbst dem König von Navarra zu, welcher sich damals in Gascogne aufhielt. So lange Catharina von Medicis gegenwärtig war, so lebten diese beyden Ehegatten ziemlich vergnügt miteinander. Kaum aber war diese Königinn weggereiset, so entstand schon wieder unter diesen Eheleuten ein neues Misvergnügen.

Wie endlich der König Henrich von dem Pabst im Bann gethan ward, so ließ ihre Orthodoxie nicht zu, länger bey ihm zu bleiben, wenigstens muste ihr dieses zu einem Vorwandte dienen. Sie bemengte sich hierauf mit Kriegssachen, worinn sie aber kein Glück hatte. Sie muste die Festungsräumen, welche sie eingenommen hatte, und ward endlich selbst ergriffen, und nach dem Schlosse Usson gebracht. Daselbst verliebte sich der Commendant des Schlosses, der Marquis von Canillac in ihre Person, und die Königinn bediente sich dieser Liebe mit solchem Erfolg, daß sie sich des Schlosses bemächtigte, und den Commendanten heraustrieb. In dieser Festung blieb sie bis 1605, da sie endlich dieselbe verließ, und sich wieder an den französischen Hof begab.

Währender Zeit, daß sie sich hieselbst aufhielt, ward an einer Ehescheidung zwischen ihr und ihrem Gemahl gearbeitet, welcher nunmehro König in Frankreich geworden war, und den Namen Henrich der Vierte angenommen hatte. Sobald dieser König von seinen Feinden befreyet,

und zur römischen Kirche übergetreten war, so suchte er das Reich mit Erben zu versehen, welches aber, so lange er noch in einer Verbindung mit der Königinn Margareta stand, unmöglich war. Er bemühete sich deswegen ihre Einwilligung zu dieser Ehescheidung zu erhalten. Margaretha ließ sich dazu ganz willig finden, und weil also beyde Theile hierinn übereinstimmten, so bemühete man sich gültige Ursachen ausfündig zu machen, um einer solchen Trennung eine Farbe zu geben. Die erste Ursache, welche man vorwandte, bestand darinn, daß sie in ihrem 19 Jahre von ihrem Bruder Carl dem Neunten, und von ihrer Mutter Catharina von Medicis gezwungen worden, in diese Vermählung zu willigen. Die andre Ursache muste seyn, weil sie mit dem Könige im dritten Gliede verwandt war, und bey dem Pabste weder von ihr noch von dem Könige um Dispensation angehalten worden. Es hatte zwar Carl der Neunte eine solche Dispensation von Rom erhalten, es war aber solches ohne Vorwissen der Prinzeßinn geschehen. Der König Henrich selbst hatte dieselbe gleichfalls verlangt, aber dabey fälschlich vorgegeben, daß er die römischen Religion angenommen, welches aber doch der Ausgang anders gelehret. Beyde Theile wurden hierauf gerichtlich befragt: Margaretha bezeugte mit einem Eyde, daß sie zu dieser Vermählung gezwungen, und die Dispensation ohne ihr Vorwissen ausgewirkt worden, und endlich, daß sie in 14 Jahren den König nicht gesehen habe.

be. Neun Zeugen wurden hierauf gleichfalls abgehört, welche durch verschiedene Umstände die Aussage der Königinn Margaretha bekräftigten. Hierauf ward das Urtheil von dem Cardinal von Joyse, dem Erzbischoff von Arles, und dem päbstlichen Nuntius 1599 den 17 September abgefaßt, und die Ehe für ungültig erklärt, welche zwischen dem König von Frankreich, Henrich dem Vierten, und Margaretha der Herzoginn von Valois geschlossen worden. Dieses Urtheil ward hierauf nach Rom geschickt, und von dem Pabst bestätiget. Der König erhielt dadurch die Freyheit eine neue Verbindung einzugehen, welches das ganze Reich wünschte, und Margaretha erhielt an der andern Seite auch die Erlaubniß, ihre alten Liebeshändel ungehindert fortzusetzen.

Margaretha hielt sich inzwischen in der Festung Usson in Auvergne auf, woselbst sie viele Jahre lebte, nicht wie man vorgab, wegen ihrer begangenen Sünden Busse zu thun, sondern in ihren Galanterien und Unordnungen desto ungehinderter fortzufahren.

Aufführung der Königinn Margaretha in Auvergne.

Nichts destoweniger haben doch verschiedene Heuchler diesen Sitz der Königinn eine heilige Einsamkeit genannt, und denselben mit dem Berge Thabor verglichen, auf welchem Christus verklärt worden. Andre aber haben mit besserm Rechte geurtheilet, daß dieses Schloß der Insel ähnlich gewesen, wohin der Kayser Tiberius sich begeben, um seinen Lü-

Lüsten den Zügel schliessen zu lassen. Daß der König Henrich sich der Zeugniße von ihrer schlechten Aufführung nicht bedienet, um darauf die Ehescheidung zu gründen, solches ist seiner grossen Bescheidenheit zuzuschreiben, welches man unter andern auch aus dem Berichte des französischen Geschichtschreibers, du Pleix, abnehmen kann. Er sagt: „Der König Henrich war zwey„mal vermählt. Seine erste Ehe mit der Mar„garetha de Valois war mit grösserer Ehre als An„muth verbunden, denn er wuste wohl, daß ihre „verliebte Neigungen mehr auf andre, als auf „ihn gerichtet waren. Mit dieser Gemahlinn hat „er keine Kinder gehabt. Hingegen „hat sie in seiner Abwenheit zwee„ne Söhne gezeugt, den einen mit „M. de Chanvalon, welcher Sohn „annoch lebt, und ein Capuciner Mönch ist, un„ter dem Namen Pere Ange, und den andern, „welcher gestorben ist, mit M. de Aubiac. Ich „habe beyde Söhne gekannt. Die Wahrheit „verbindet mich, dieses wider meinen Willen „kund zu machen, weil es ein grosser Beweis von „der Bescheidenheit des Königs ist, welcher die„ses unordentliche Leben der Königinn, als eine „rechtmäßige Ursache der Ehescheidung hätte an„führen können".

Hartes Urtheil des du Pleix.

Du Pleix mag übrigens selbst für diese Nachricht die Gewähr leisten, denn andere Skribenten gehen in diesem Stücke nicht so weit, sondern reden bloß von ihrem unordentlichen Leben in allgemei-

gemeinen Ausdrücken, ob sie gleich auch dadurch deutlich genug zu verstehen geben, daß ihre Galanterie nicht allein in der Theorie, sondern auch in der Praxi bestanden.

Wie Margaretha sich viele Jahre, wie ich bereits gesagt habe, auf dem Schloße Usson aufgehalten hatte, und inzwischen von ihrem Gemahl war geschieden worden: so hielt sie bey dem Könige um Erlaubniß an, daß sie wieder nach Hofe kommen dürfte. Dieses geschah 1605, und sie ward mit den grösten Ehrenbezeugungen, sowohl von dem Könige, als von der neuen Königinn, Maria de Medicis, empfangen. Man räumte ihr zuerst das Schloß Boulogne und hernach des Hotel des Sens ein, welches sie aber wieder räumte, um in der Vorstadt St. Germain zu wohnen, wo sie einen prächtigen Pallast aufführen ließ. Was sie daselbst für ein Leben geführt, solches kann man aus den Worten des Mezerai abnehmen. Er sagt: „Sie kam nach Paris 1605, „wo man ihr das Schloß Madrit in Bois du Bou„logne einräumte, daselbst blieb sie sechs Wochen, „nachher wohnte sie in dem Hotel de Sens, weil „sie aber daselbst eine verdrießliche Begebenheit „hatte, indem einer von ihren Lieblingen, an der „Seite ihrer Carosse, von einem jungen Edel„mann erschlagen ward: so verließ sie diesen Pal„last, und kaufte einen andern in „der Vorstadt St. Germain, wo sie „grosse Gebäude und prächtige Gär„ten anlegte. Hieselbst hielt sie ih- Wie auch des Mezerai.

ren

„ren kleinen Hof, so lange sie lebte, und ver„mengte die Wohllust mit der Andacht, die Stu„dien mit der Eitelkeit, und die christliche Liebe „mit der Ungerechtigkeit. Denn wie sie sich öfters „in den Kirchen einfand, gelehrte Leute liebte, „und den zehnten Theil ihrer Einkünfte den Mön„chen gab: so bemühete sie sich gleichfalls, ihre „alten Liebeshändel beyzubehalten, neue Arten „der Wollüste zu erfinden, und ihre Schulden „niemals zu bezahlen". Aus diesen Worten des Mezerai kann man die Ursachen abnehmen, warum diese Dame von einigen aufs heßlichste abgemahlt, von andern aber bis an die Wolken erhoben wird, indem die eine Partey diese Königinn allein auf der guten, die andere aber bloß auf der bösen Seite betrachten. Die grösten Freunde und Lobredner der Margaretha, sind die Priester und Mönche, bey denen die Orthodoxie, oder die Freygebigkeit gegen Kirchen und Klöster, alle Laster austilget. Endlich starb diese Königinn den 27 März 1615. Sie machte sich zuletzt dadurch bey dem Könige beliebt, daß sie verschiedene Anschläge und Zusammenverschwerungen gegen seine Person offenbarte, und demselben dadurch Gelegenheit gab, solche zu zernichten. Man findet keine besondere Umstände von ihrem Tode aufgezeichnet. Es ist wahrscheinlich, daß sie mit der grösten Andacht gestorben, welches man aus ihrer Freygebigkeit gegen geist-

Streitige Urtheile über diese Königinn.

Ihr Tod und Character.

geistliche Stiftungen, wie auch aus ihrem ganzen Leben abnehmen kann, welches eine Vermischung der Liebe gegen GOtt und die Welt war. Man kann nicht sagen, daß ihre Andacht nur in einer Heucheley bestanden, sondern sie sündigte und fürchtete GOtt zugleich ernstlich und mit allem Eifer. Sie ward übrigens für eine von den gelehrtesten und witzigsten Damen zu ihren Zeiten gehalten. Sie hat einige Schriften hinterlassen, worinn sie von ihrem eigenen Leben gehandelt, und welche unter dem Namen Memoires de la Reine Marguerite bekannt sind. Dieselben gehen bis 1582, und es ist zu bedauren, daß sie solche nicht weiter fortgesetzt, denn man findet darinn viele zuverläßige Nachrichten, welche den Geschichten der damaligen Zeiten ein gutes Licht geben. Ich sage mit Fleiß, viele zuverläßige Nachrichten, denn bisweilen hat sie solche Dinge ausgelassen, welche ihre eigene Person betreffen, oder doch denselben eine andre Gestalt zu geben gesucht, welches man ihr eben nicht verargen kann, indem ein jeder seine eigene Fehler gerne zu bedecken sucht. Man darf sich auch deswegen nicht wundern, daß sie sowohl ihre eigene Galanterien als die Liebeshändel ihrer Hofdamen verschwiegen, und andere Dinge ausgelassen, welche ihrem Leben zu keinem sonderlichen Zierrath dienen. Wenn man also das Portrait dieser Königinn entwerfen will: so muß man die Mittelstrasse gehen, und weder den grossen Lobeserhebungen, noch den Erzählungen von ihren

ren Lastern allein trauen. Mit ihr starb der valesische Stamm in Frankreich völlig aus.

* * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Man bemerkt bey diesen beyden Damen eine solche Uebereinstimmung, daß man fast auf die Gedanken gerathen sollte, daß Margaretha von Valois, sich die Berenice zu einem Muster vorgestellt habe. Sie sind auch in andern Dingen, als in ihrer Geburt, in ihren Begebenheiten und Schicksalen, einander vollkommen ähnlich. Sie hatten beyde eben dieselben Tugenden und Laster. Man kann von der Berenice so wenig als von der Margaretha ein rechtes Portrait entwerfen, indem beyde durch eine seltsame Vermischung streitiger Eigenschaften zu Lobeserhebungen und Satyren Gelegenheit gegeben haben. In Absicht auf ihre Geburt, waren sie beyde aus königlichem Geblüte entsproßen. Sie waren beyde mit einer ausnehmenden Schönheit, und mit einem durchdringenden Verstand begabt, sie waren beyde sehr fromm und sehr wollüstig, und es ist schwer zu bestimmen, welche Eigenschaften am meisten bey ihnen geherrscht, und ob die Andacht oder die Leichtfertigkeit die Oberhand gehabt habe. Ein gewisser Skribent urtheilet von einer gewissen europäischen Stadt, daß kein Ort mehr Kirchen und weniger Religion habe,

und

und eben dasselbe kann man auch von diesen beyden Damen sagen, daß nicht leicht jemand gefunden worden, welcher mehr Andacht und weniger Tugend besessen. Ja sie waren eine gewisse Art moralischer Hermophroditen, die, zu welcher Classe man will, gerechnet werden können. Beyde hatten es in der Galanterie so weit gebracht, und einen solchen guten Grund in der Schule der Venus gelegt, daß sie mit allem Rechte die höchste Würde darinn fordern konnten. Beyde waren geschickt, gründliche Lectiones publicas in dieser Wissenschaft zu halten, ja sie konnten wie Ovidius libros amorum schreiben, weil sie sowohl in der Theorie als in der Praxi wohl geübt waren. Beyde Königinnen waren listig und verschlagen, und man konnte sich ihrer mit Nutzen bedienen, die wichtigsten Staatshändel durchzutreiben. Beyde wurden mit Königen vermählt, beyde verliessen auch ihre Männer, ohne daß sich einer von diesen Herren die geringste Mühe gegeben hätte, seine Gemahlinn wieder zu erhalten. Die Orthodoxie der Berenice gieng so weit, daß sie auf keine andere Bedingung eine Königinn seyn, und sich mit dem Polemon vermählen wollte, wo derselbe sich nicht beschneiden liesse. Margaretha wollte eben so wenig den König von Navarra zum Gemahl haben, wo derselbe nicht den Entschluß faßte, den römischen Glauben anzunehmen. Keine von beyden aber trug das geringste Bedenken, die grösten Ausschweifungen ausser der Ehe zu begehen. Nach der Trennung von ihren Herren

führten sie einerley Leben, und vertrieben ihre Zeit mit Kirchengehen, Lustbarkeiten und Spielen, sie beteten und sündigten, sie beobachteten die heiligen Ceremonien, um die Hauptartikeln der Religion aber bekümmerten sie sich gar nicht. Die erste war also in eben einem solchen Credit bey den Pharisäern, als die letzte bey den römischen Prälaten, weil bey den Geistlichen in beyden Kirchen durch die Orthodoxie alle Sünden ausgetilgt, und abgewaschen werden. In Absicht auf das unordentliche Leben gab keine der andern etwas nach, doch gieng die Unkeuschheit der Berenice weiter, indem sie sich nicht schämte, mit ihrem eigenen Bruder einen unerlaubten Umgang zu pflegen. Daß man bey ihr nicht so deutliche Früchte als bey der Margaretha wahrgenommen, welche beschuldigt wird, daß sie zweene Söhne ausser der Ehe gezeugt, solches kann nicht als ein Beweis einer grössern Enthaltsamkeit angeführt werden, indem das Gras, wie das Sprichwort lautet, nicht auf gemeinen Landwegen wächst. Und wenn man die Worte des Josephus, daß sie den Polemon δι ακολασιαν verlassen, auf die Art verstehen muß, wie sie von den meisten ausgelegt werden, so verdient Berenice hierinn durchgehends den Vorzug. Indessen kann man sagen, so weit die Geschichte dieser beyden Damen bekannt sind, daß Margaretha in ihren Liebeshändeln gleichgültiger gewesen, und unter ihren Liebhabern keine sorgfältige Wahl gehalten, indem sie mehr auf das Vermögen, als auf den Stand

der

der Mannspersonen zu sehen, ja auch mittelmäßige Standespersonen nicht zu verschmähen pflegte, wenn solche nur im Stande waren, ihre Begierden zu vergnügen. Berenice aber wollte nur Könige und Kayser zu Liebhabern annehmen, und war in diesem Stücke vornehmer und nicht so gleichgültig. Wenn man die Laster dieser beyden Fürstinnen auf die Wagschaale legt, so wird keine in diesem Stücke die andere sonderlich überwiegen, denn was dieser etwa fehlet, das ersetzt die andre wieder desto reichlicher, und es kann auch hier gelten, was der Fuchs sagte, wie er mit dem Panther stritte: „Ich habe nur eine schlechte „und ebene rothe Haut, aber ich habe meine ver„schiedene Zeichnungen und Flecken an andern „Orten, nämlich inwendig". Endlich kommen diese beyden Damen auch in diesem Stücke überein, daß mit ihnen zweene königliche Stämme ausstarben. Margaretha war der letzte Zweig des valesischen Hauses, und Berenice war, wenn sie, wie es glaublich ist, ihren Bruder überlebt, die letzte des herodianischen Stammes.

Jeanne d'Ark
oder
La Pucelle d'Orleans
und
Antoinette de Bourignon.

Einleitung.

Der Fanaticismus ist ein menschlicher Affect, welcher gemeiniglich für ein schändliches Laster gehalten wird, und man pflegt einen Enthusiasten insgemein mit einem solchen Menschen zu vermengen, der nicht wohl im Kopfe verwahrt ist. Der Name ist sehr alt, und hat seinen Ursprung von den heydnischen Tempeln, welche Fana genannt wurden. Denn weil die heydnischen Opferpriester bey gewissen Gelegenheiten seltsame Verzückungen und Stellungen zu machen pflegten, wie man aus den Nachrichten abnehmen kann, welche in der heiligen Schrift von den Baalspriestern, und in den weltlichen Geschichten von andern ertheilet werden: so hat man daher Anlaß genommen, alle diejenigen, welche durch solche unordentliche

liche Affecten und seltsame Paroxismos angegriffen werden, Fanaticos oder Enthusiasten zu nennen. Aber es ist mit diesem Affecte, wie mit verschiedenen anderen heftigen Leidenschaften bewandt, welche bisweilen schlimme, bisweilen aber vortrefliche Wirkungen nach sich ziehen, nachdem sie gut oder böse eingerichtet werden, und gute oder böse Menschen antreffen. Denn wie der Zorn und die Hitze eine Munterkeit und Hurtigkeit des Gemüths hervorbringen kann, und deswegen nicht unbillig ein Wetzstein der Tugend (virtutis cos) genannt wird, so kann auch der Fanaticismus zu grossen und heldenmüthigen Unternehmungen Gelegenheit geben. Es ist daher ein Affect, welchen man mehr zu mäßigen, als zu ersticken suchen muß. Wenn ein Hauß so hoch gebauet worden, daß das Licht und die Aussicht dadurch gehindert wird, so muß man, anstatt das ganze Gebäude niederzureissen, es blos dabey bewenden lassen, daß man allein den Theil abnimmt, welcher das Licht verhindert. Man muß das Erdreich so reinigen, daß man den Waizen nicht mit dem Unkraut zugleich ausreißt. Wenn daher gleich mancher Affect an sich selbst tadelnswürdig ist, so gibt derselbe doch auch zugleich zu erkennen, daß bey einem solchen Menschen etwas gutes anzutreffen seyn müsse. So wie ein Ackersmann aus dem Wachsthum des Unkrauts und gewisser andern schädlicher Kräuter von der Fruchtbarkeit des Erdreichs zu urtheilen pflegt. Aus dieser Ursache haben die besten Moralisten

stets gesucht, diese Leidenschaft mehr zu mäßigen, als zu ersticken. Sie haben ihren Schülern allein diese Warnung gegeben, sich von keiner gar zu heftigen Liebe oder Furcht, auch selbst in Religionssachen einnehmen zu lassen. Denn wie man durch einen wohlgeordneten Affect lernet, wie man weise und ein Philosoph werden könne, nach dem Ausspruche des Aristoteles: διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι ἤρξαντο φιλοσοφεῖν: So kann man auch durch eine ungemäßigte Leidenschaft leicht zur Ausschweifung und zur Unsinnigkeit verleitet werden. Man bemerkt öfters, daß ein heftiger Eifer selbst in der Religion eine Vermischung von verschiedenen Ausschweifungen ist, welche bald aus Liebe, bald aus Furcht, und bald aus Bewunderung herrühren.

Der Enthusiasmus ist dreyerley Art.

Ich habe an einem andern Orte bereits eine Erklärung von der insgemein also genannten Andacht gegeben, und gezeigt, daß man solche auf eine dreyfache Art betrachten könne. Eben dasselbe kann auch von dem Enthusiasmo gesaget werden, welcher entweder aus einem Betrug, oder aus der Beschaffenheit des Blutes und der Säfte, oder aus himmlischen Eingebungen und Bewegungen herrühret. Von der ersten Art des Fanaticismi gibt sowohl die Historie, als die tägliche Erfahrung, unzählige Exempel. Denn weil einige listige und verschlagene Menschen gemerkt, daß der Pöbel, welcher den Schein von dem Wesen selbst nicht unterschei-

den

den kann, eine jede Convulsion und eine jede unordentliche Stellung mit einer göttlichen Offenbarung und einem prophetischen Geist vermenget: so haben sie durch solche Vorstellungen wunderbare Rollen gespielt, die Kirche und den Staat in Unordnung gesetzt, und in einem Augenblick solche Dinge zu wege gebracht, welche durch die Kunst und Macht vieler Jahre nicht bewerkstelliget werden können. Ich könnte, dieses zu bestärken, unzählige betrübte Exempel anführen. Ich will es aber allein dabey bewenden lassen, daß ich die merkwürdige Veränderung erzähle, welche durch einen verstellten Enthusiasmum in dem türkischen Staat hervorgebracht worden. Ein gemeiner Janitschar lief durch die Gassen zu Constantinopel, und schrie: „Folget mir alle, ihr „Rechtgläubigen und guten Patrioten, denn es „ist GOttes Wille, daß der Sultan abgesetzt, „und der Großvezier strangulirt werden soll". Er erhielt gleich einen grossen Zulauf, welcher in einigen wenigen Tagen so stark ward, daß er sich der ganzen Stadt bemächtigte. Der Sultan, welcher einer von den besten Regenten aus dem ottomannischen Hause war, mußte den Thron verlassen, und der Großvezier, welcher nach dem Exempel des grossen rußischen Kayfers Peters, einen guten Anfang gemacht hatte, durch Einführung der Buchdruckerey den Türcken eine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften beyzubringen, ward nebst vielen andern Ministern jämmerlich

Der verstellte Enthusiasmus.

strangulirt. Durch einen solchen verstellten Enthusiasmum sind indessen auch viele gute Dinge ausgerichtet worden. Ich habe in der Geschichte des Tamerlans gezeigt, daß ein verstellter Fanaticus durch eine solche Erfindung sein ganzes Kriegesheer zum Gehorsam gebracht. Es ist aber unerlaubt, sich solcher Mittel zu bedienen, welche sich auf eine Betriegerey gründen, und wobey der Name Gottes gemißbraucht wird.

Der wirkliche Enthusiasmus, welcher aus der Beschaffenheit des Leibes herrühret.

Die andere Art des Enthusiasmus ist ein wirklicher Affect, welcher aus der Beschaffenheit des Bluts und der Säfte herrührt, und sich stärker oder weniger äussert, nachdem die Säfte einer grössern oder geringern Gährung unterworfen sind. Man kann denselben also in den blinden, und in den, durch die Vernunft in Ordnung gebrachten Enthusiasmum eintheilen.

Der blinde Enthusiasmus wird bey den meisten Schwärmern angetroffen. Denn wie die Betrüger durch verstellte Verzuckungen und Stellungen der Welt überreden wollen, als wenn sie von einem prophetischen Geiste getrieben würden: so verursachet die Einbildungskraft bey diesen wirkliche Convulsiones, daß sie sich auch selbst einbilden, himmlische Offenbahrungen zu haben. Diese Wirkungen sind deutlicher oder geringer, nachdem bey einigen Menschen das Blut mehr oder weniger hitzig ist, oder nachdem der Mensch einen grössern oder geringern Vorrath von Schärfe,

se, oder der schwarzen Galle oder mehr oder weniger Vernunft und Klugheit besitzet, wodurch die aufsteigenden Dünste entweder vermehrt werden, oder wodurch man auch hindern kann, daß das Gemüth nicht ganz bestürmt und eingenommen wird. Denn wo entweder die Vernunft nur in einem geringen Maaß angetroffen wird, oder wo dieselbe bey einem solchen starken Sturme und heftigen Aufdünstungen nicht am Ruder sitzt: so erhält der Enthusiasmus die Gestalt einer Raserey, und ein Mensch wird in ein unbändiges Pferd, oder in ein wildes Thier verwandelt, welches ohne Bedacht blind zuläuft, und weder sich noch andere schonet. Man findet sowohl fanatische Thiere als Menschen, obgleich der Affect bey den ersten einen andern Namen erhält. Denn was bey den Thieren terror panicus genannt wird, das nennt man bey den Menschen einen fanatischen Affect, und die Einbildungskraft raset bey den ersten um so viel stärker, weil die Vernunft fehlt, wodurch dieselbe könnte im Zaume gehalten werden. Ich habe bereits an einem andern Orte gezeigt, daß man bey solchen Leuten durch vernünftige Vorstellungen und Gründe nichts ausrichtet, denn es geschicht öfters, daß dieselben, wenn sie auf die gemachten Einwürfe nichts weiter vorbringen können, daß der heilige Geist ihnen befohlen habe, zu schweigen *.

* Dieses Kunstgrifs bediente sich der bekannte Fanaticus Hinrich Nicolaus von Münster, wie

Die natürliche Hitze, welche aus der Beschaffenheit des Leibes fliesset, vermehrt den Mangel nicht wenig, welchen sie an vernünftigen Gründen haben. Denn die Erfahtung zeigt, daß alle diejenigen, denen es bey solchen Streitigkeiten an Gründen fehlt, mit der grösten Heftigkeit disputiren. Ein gewisser ungelehrter Mann, welcher täglich den lateinischen Disputationen auf der hohen Schule beywohnte, ward einsmals gefragt, was es ihm doch für Vergnügen brächte, etwas anzuhören, das er nicht verstünde, und wovon er nicht urtheilen könnte, welche von beyden Parteyen Recht hätte. Er antwortete, daß er, wenn er gleich die Sprache nicht verstünde, doch gleich merken könnte, daß derjenige, welcher am stärksten schrie, und mit der grösten Hitze disputirte, nicht im Stande sey, seine Meynung durch vernünftige Gründe zu vertheidigen.

Unter den Menschen äussert sich dieser Affect am stärksten bey dem gröbsten Pöbel, oder bey solchen Menschen, wo die Vernunft der Einbildungskraft nicht zu Hülfe kommen kann. Denn wenn dergleichen Leute von einem fanatischen Anstosse angegriffen werden: so befinden sie sich fast in eben demselben Zustande, worinn ein Pferd oder ein anderes Thier ist, wenn dasselbe von einem unvermutheten Schrecken überfallen wird. Wenn solche Leute auf wunderliche Meynungen

in

er bey einer Religionsstreitigkeit sich nicht länger gegen den Richart Kornheert vertheidigen konnte.

Böse Wirkungen desselben.

in der Religion verfallen: so vertheidigen sie dieselben mit einer Hartnäckigkeit, welche bis zur Verzweiflung gehet; ja, je weniger sie im Stande sind, von ihrer Lehre Rechenschaft zu geben, desto eifriger verfechten sie dieselbe. Sie sind also den englischen Doggen ähnlich, welche ihren ersten Griff nicht wieder fahren lassen, wenn sie auch das Leben darüber einbüssen sollten. Wenn sie auf andere Dinge gerathen, welche den Staat und die Regierung betreffen: so halten sie es für eine Pflicht, alles zu verstören und niederzureissen, und begehen, in der Einbildung, daß sie die Wohlfahrt des Staats zu befördern suchen, die gröſten Ausschweifungen. Mord, Brand, Gewalt und andere Missethaten, werden von ihnen als vortrefliche Unternehmungen angesehen, und wenn sie sündigen, so glauben sie, daß sie den Befehlen des Himmels eine Genüge leisten. Die Vernunft hat hier keinen Platz, sondern sie werden allein von ihren Affecten getrieben. Man kann von ihnen sagen, was man von einem Manne zu erzählen pflegt, welcher auf ein flüchtiges Pferd zu sitzen gekommen war. Denn wie man denselben fragte, wo er hin wollte? So antwortete er: „wohin es meinem Pferde gefällt, mich „zu bringen“. Einige listige Menschen wissen sich solche erleuchtete Personen sehr wohl zu Nutze zu machen, und richten dadurch öfters so grosse Dinge aus, welche man sonst für unmöglich gehalten. Mit einer solchen Handvoll erleuchteter Truppen, brach-

brachte Mahometh Arabien unter seine Bothmäßigkeit, und mit eben einer solchen Art von Leuten überschwemmte sein Nachfolger Asien und Afrika. Krommell maßte sich durch einige fanatische Kriegsleute die Regierung in England an, und hielt durch eine mäßige Macht die ganze streitbare englische Nation im Zaum. Es ist wahrscheinlich, daß es mit dem asiatischen Zuge Alexanders des Grossen, dessen streitbaren Kriegsheere niemand wiederstehen konnte, sehr schlecht würde abgelauffen seyn, wenn Darius, an statt daß er seine Siege durch einige 100000 Persianer zu unterbrechen suchte, ihm mit einer geringern Anzahl prophetischer Soldaten entgegen gegangen wäre, und daß Cäsar, welcher ganz Gallien und Deutschland überschwemmte, mit seiner Kriegsmacht nicht lebendig würde zurück gekommen seyn, wenn er mit disciplinirten Druiden oder inspirirten Leuten zu streiten gehabt hätte. Denn man sieht, daß diejenigen, welche sich einbilden, daß alle Kriege, welche sie führen, Kriege des HErrn sind, daß es GOttes Befehl sey, daß sie morden sollen, und daß es GOtt in seinem Rathe beschlossen, daß der Sieg ihnen zufallen solle, insgemein unüberwindlich sind; insonderheit wenn sie unter einem geschickten Anführer stehen, der sie in guter Kriegszucht erhalten, und sie ihrer Pflicht erinnern kann, in nomine Domini alles zu erwürgen und umzubringen. Man kann zu dieser Classe auch gewisse römische grosse Heilige, als den heiligen Franciscus, den Ig-

gnatius Loſola, den Antonius de Padua, und unzählige andere rechnen, bey denen die Einbildungskraft öfters ſo ſtark gewirkt, daß nicht der geringſte Funken der Vernunft dabey zu finden, und ihr Eifer nichts anders, als eine bloſſe Raſerey geweſen. Der letzte hielt einmal den Fiſchen im Meer eine Predigt, welche annoch an gewiſſen Orten in Italien als ein groſſes Heiligthum verwahret wird, ob ſich gleich niemand zu behaupten erkühnt, daß dieſelbe die geringſte Frucht gehabt, oder daß auch nur der geringſte Hering, geſchweige denn ein Wallfiſch, dadurch wäre bekehrt worden. Da nun ſolche Fanatici nicht durch vernünftige Gründe von ihrem Irthume können überzeugt werden: ſo werden ſie noch vielweniger durch Gewalt und Strafen gebeſſert. Da der Enthuſiasmus insgemein aus einer Melancholie entſtehet: ſo iſt es thöricht, harte Mittel, als Ruthe, Peitſche und Schwerdt zu gebrauchen, wodurch die Melancholie ehe vermehrt, als vermindert wird. Denn eine Furcht durch eine andere Furcht zu ſtillen, iſt ein unnatürliches Mittel, ja eben ſo ungereimt, als wenn man ein hitziges Fieber mit Brandtewein vertreiben wollte. Weil der Fanaticiſmus mehrentheils den Aberglauben zum Grunde hat: ſo glaubt man insgemein, daß die Atheiſten von dieſer Leidenſchaft befreyet ſind. Aber die Erfahrung zeigt uns auch fanatiſche Atheiſten, und eben ſo viele Märtyrer des Aberglaubens als des Unglaubens. Man kann dieſes durch verſchiedene Exempel darthun,

inſon-

insonderheit durch das Beyspiel des bekannten Vanini, der seinen Unglauben mit seinem Blute versiegelte. Man sieht, daß die Menschen von diesem blinden Enthusiasmo, welchen ich hier kurz beschrieben, sehr öfters angegriffen werden. Derselbe aber überfällt bisweilen auch ganze Nationen zugleich, und es ist alsdann hier, wie mit einem Gespann Pferde vor einem Wagen beschaffen, daß, wenn ein Pferd flüchtig wird, das ganze Gespann zugleich mit angesteckt, und in Bewegung gesetzt wird. Man hat verschiedene Beyspiele von einen solchem epidemischen Enthusiasmo. Man kann dahin den blinden und unbesonnenen Eifer rechnen, welcher einmal verschiedene europäische Völker auf einmal überfiel, da die Männer Haus und Hof verliessen, und sich zusammen rotteten, um heilige Kreuzzüge vorzunehmen, und Jerusalem zu erobern. Der gröste Theil von Europa war damals von einem heftigen fanatischen Affect angegriffen, und büßte fast den Verstand darüber ein. Denn die Thorheit erstreckte sich auch bis auf die unmündigen Kinder, welche aus eben derselben Andacht sich gegen ihre Eltern auflehnten, aus dem Lande flohen, und sich in das äusserste Verderben stürzten, daß also fast ganz Europa zu den damaligen Zeiten einem grossen Tollhause ähnlich war. Wenn ein solcher Enthusiasmus viele Menschen zugleich überfällt, so kan man denselben durch kein andres Mittel, als durch sanftmüthige Ermahnungen, stillen. Denn durch gewaltsame Mittel wird, wie die Erfahrung zeiget, nichts anders

aus-

ausgerichtet, als daß man Oel ins Feuer gießt, und ein Quartanfieber in ein hitziges Fieber verwandelt. Wir haben hiervon ein merkliches Beyspiel in unserm eigenen Lande, da vor einigen Jahren ein solcher Raptus einen grossen Theil der Einwohner auf einmal überfiel. Einige meynten, man müste Macht und Gewalt brauchen, um denselben zu dämpfen, andere aber, welche die Natur und Eigenschaft der Krankheit genau erforscht hatten, hielten mit mehrerm Rechte dafür, daß man Geduld haben, und diesen Strom, welcher durch einen Damm nur stärker aufschwellen würde, ungehindert fortlaufen lassen müste, bis solcher von selbst austrocknete. Der Ausfall zeigte, daß die letztern nicht unrecht geurtheilet. Wie die Hitze am heftigsten war, so verglich ich diese Contagion mit den holländischen Würmern, welche die Dämme durchfressen, aber auch auf einmal von selbst verschwunden. Denn da keine Hoffnung weiter übrig war, so hörte man gleich darauf nichts weiter davon reden, und so verhielt es sich auch hier. Wie also gewisse Einflüsse der Luft dem Leibe eine Krankheit zuziehen können, so sind solche auch vermögend, dem Gemüth eine Schwachheit zu verursachen, und ein Fanaticus kann viele andere anstecken und hinreissen, wie ein unreines Thier andern seine Unreinigkeit mitzutheilen pflegt.

Wenn aber dieser Affect bey klugen Leuten und zwar auf eine solche Art angetroffen wird, daß die Vernunft der Einbildungskraft Hülfe leistet, so

kann

kann man nicht nur die bösen Wirkungen verhüten, sondern auch diesen Affect so ordnen und einrichten, daß viel Gutes daraus entstehen kann. Man findet auch, daß vernünftige Leute dieses mit einem guten Erfolg ausüben. Denn wie diejenigen, welche besorgen, daß der Wein ihnen zu hitzig oder schädlich seyn dürfte, denselben mit Wasser vermengen, so rotten auch diejenigen, welche allerhand Verwirrungen besorgen, die Affecten nicht gänzlich aus, sondern suchen dieselben vielmehr nur zu mäßigen. Man würde thöricht handeln, wenn man alle Liebe ausrotten wollte, da man sich bestrebt, eine gar zu heftige und unordentliche Neigung zu dämpfen. Denn auf solche Art würde es auch hier, wie mit einem Steuermanne beschaffen seyn, der nicht segeln kann, wenn der Wind sich ganz gelegt hat. Man kann hier sagen, was man bey dem Homer findet:

Gute Wirkungen des Enthusiasmi.

οὐκ ἀνευθε θεος μαινεται

Die Geschichte zeigen uns von einem solchen mit Vernunft vereinbarten Fanaticismo und den Wirkungen desselben viele Beyspiele, ja man kann behaupten, daß in den meisten heroischen Thaten ein solcher Enthusiasmus befindlich ist, welcher einen andern Namen erhält, und eine heldenmüthige Tugend genannt wird, weil die Vernunft denselben auf eine solche Art ordnet und einrichtet, daß er entweder auf etwas gutes oder lobenswürdiges

Beyspiele davon.

abzielet, oder doch wenigstens darauf abzuzielen scheint. Zu dieser Gattung der Enthusiasten können viele grosse Sieger und Ueberwinder gerechnet werden, deren Thaten den Geschichten zu einem Zierrathe dienen. Myrr Maghmud, welcher zu unsern Zeiten die grosse persische Monarchie mit einer kleinen Macht angriff, war ein Fanaticus, und konnte wegen der ungemeinen Kühnheit, die man bey dieser That wahrnimmt, zu der vorigen Classe gerechnet werden. Weil aber die Vernunft bey diesem Sturm des Gemüths bisweilen am Ruder saß, und sein dreistes Vornehmen glücklich ausfiel, so erwurb er sich dadurch den Namen eines grossen Helden. Daß aber Myrr Maghmud durch den Enthusiasmum getrieben worden, solches erhellet aus verschiedenen Umständen, in seiner Historie insonderheit, da er nach der Eroberung Ispahans dem fanatischen Affecte den Zügel schiessen ließ.

Nach meinem Urtheile muß auch der grosse Alexander unter die Enthusiasten gerechnet werden. Er war in einigen Unternehmungen, die er ausgeführt, eben so dreiste und kühn, als der Phaeton. Ich will nicht davon reden, daß er mit einer geringen Mannschaft ganz Asien angegriffen, ich will mich nur blos auf seine andern seltsamen Thaten berufen, womit seine Historie angefüllt ist, und welche eben so poetisch sind, als die Fahrt des Phaetons durch den Himmel. Beyde waren gleich grosse Enthusiasten, in Absicht auf ihre kühne Unternehmungen, beyde segelten in

der Luft, weil aber Alexander doch bey seiner Fahrt ein Auge auf das Ruder hatte, so ist sein Enthusiasmus nicht so kennbar worden, und weil er als ein Sieger aus allen Schlachten zurückkam, so wird er unter die grösten und berühmtesten Helden gerechnet: da er im Gegentheil, wenn er, wie man nicht anders hätte denken sollen, mit dem Paeton unglücklich gewesen wäre, auch des Phaetons Grabschrift würde erhalten haben. Mutius Scävola, Marcus Curtius, die beyden Decii unter den Römern, und Codrus, Leonidas ꝛc. unter den Griechen, können gleichfalls unter die Fanaticos gerechnet werden. Socrates war seinem eigenem Geständniß nach, ein Enthusiast, aber sein Enthusiasmus ward durch Tugend und Vernunft so geordnet und eingerichtet, daß derselbe grosse und preiswürdige Thaten hervorbrachte.

Will jemand auch den Scipio Africanus zu dieser Classe rechnen, so werde ich mich deswegen mit niemanden in einen Streit einlassen. Denn man bemerkt bey diesem vortreflichen Manne, eine Einbildungskraft, wie auch ein starkes Vertrauen und eine ungemeine Gewißheit, welche Eigenschaften man nicht füglich aus einem andern Grunde, als aus einem fanatischen Affecte herleiten kann. Er nahm sehr schwere, grosse und allem Ansehen nach fast unmögliche Dinge vor. Er gab den Seinigen die Versicherung, daß die Sache glücklich ausfallen würde, und der Ausgang stimmte stets mit seinem Versprechen überein,

ein, daß ihn die Römer auch daher als einen Mann ansahen, welcher göttliche Offenbahrungen hätte. Sie verdienen auch wegen dieser Gedanken entschuldigt zu werden, weil in seinem Leben und übrigen Unternehmungen etwas befindlich war, welches das Ansehen einer wirklichen Inspiration hatte, oder doch wenigstens derselben sehr nahe kam. Niemand hat auch, so viel ich weiß, sich jemals erkühnt, den Scipio eines Betrugs zu beschuldigen. Die Tugend und Aufrichtigkeit dieses Mannes erlaubt auch nicht, daß man von seinen Bewegungen ein anderes Urtheil fälle, als von der Aufführung des Socratis. Ich lasse demnach, was mich betrift, diese Sache an ihren Ort gestellt seyn, und übergebe dieselbe dem Urtheil anderer Kenner.

Was den persischen grossen Lehrer, Zoroaster, betrift, so ist seine Aufführung einigermassen zweifelhaft, und man kann nicht gewiß bestimmen, ob er ein Betrüger, oder ein wirklicher Enthusiast gewesen, oder zu welcher Classe man seine Erscheinungen eigentlich rechnen soll, indem seine Lehre auf die gesunde Vernunft gegründet ist, und von GOtt eine sehr erhabne Vorstellung giebt. Von dem arabischen Propheten und sieghaften Anführer, Mahomed, kann man mit grösserer Gewißheit urtheilen, indem seine Lehre eine Sammlung von lauter ungereimten Dingen darstellet, und seine Verheissungen von jenem Leben bloß den fleischlichen Begierden der Araber schmeicheln. Ich halte dafür, daß man ihn wer-

der zu einer von den beyden ersten Classen, noch zu beyden zugleich rechnen kann, indem seine Lehre eine Vermischung von Betrügerey und einem groben Fanatieismo zu seyn scheint. Der englandische Protector Cromwell, welcher auch unter die Enthusiasten gehöret, kann mit mehrerer Gewißheit zu der ersten Classe gerechnet werden, indem alle seine Erfindungen und Staatsgriffe sich auf List und Verschlagenheit gründeten, obgleich auch glaubwürdige Skribenten versichern, daß man bisweilen bey ihm solche seltsame Bewegungen wahrgenommen, welche nothwendig aus wirklichen, und aufsteigenden Dünsten ihren Ursprung nehmen müssen.

Man sieht daraus, daß man nicht von allen, welche insgemein Fanatici genannt werden, auf einerley Art urtheilen könne. Man findet verstellte Enthusiasten, welche verdienen gestraft zu werden. Man findet aber auch grobe und einfältige Enthusiasten, mit denen man billig Mitleiden haben muß, und endlich ist noch eine Art vernünftiger Enthusiasten übrig, bey denen dieser Affect, wenn er durch die Vernunft regiert wird, etwas gutes, ja bisweilen etwas grosses und heroisches hervorbringen kann, so daß die starke Einbildungskraft, welche sonst ohne einen Zaum gefährlich ist, eher gemäßiget als erstickt werden muß. Diese letztere Art des Enthusiasmi, gibt den Gedichten und Reden eine grosse Zierde, und bringt dasjenige hervor, was man θειον, oder das Göttliche zu nennen pflegt, und welches

die

die Leser und Zuhörer in eine heftige Bewegung setzt.

Die letzte Art des Enthusiasmi ist ein übernatürlicher Trieb, und eine göttliche Eingebung, welche bey den Propheten und andern begeisterten Männern angetroffen wird, und wozu die Beschaffenheit des Leibes und des Blutes nichts beyträgt. Dieser letzte Enthusiasmus ist der rechte prophetische Affect. Verschiedene, welche von den Propheten und Weissagungen gehandelt, haben zwar damit etwas natürliches, und aus der Beschaffenheit des Menschen herfliessendes vermengen wollen. Aber alle solche Meynungen sind übel gegründet, weil GOtt, welcher sich gewisser Personen als Werkzeuge bedienet, seinen Willen zu offenbaren, keiner Mitwirkungen und Hülfe bedarf, sondern durch ein Thier, ja durch ein Holz, eben dasselbe ausrichten kann, was er durch einen Menschen bewerkstelliget. Denn die rechten Propheten werden nicht geboten, sondern zu diesem Ende ausdrücklich bestimmt und zubereitet, und daher findet man auch, daß Leute, wenn dieselben in Absicht auf ihren Stand, Gemüthseigenschaften und Beschaffenheit des Leibes, gleich noch so sehr von einander unterschieden gewesen, dennoch plötzlich mit einem prophetischen Geiste erfüllet worden, sobald GOtt dieselben zu dem prophetischen Amte berufen.

Aus der itzt angeführten Abhandlung von dem Enthusiasmo, und den verschiedenen Stuffen desselben, Zu welcher Classe diese beyden

Jungfern gerechnet werden müssen.

kann man einigermassen abnehmen, was man von diesen beyden fanatischen Frauenspersonen, deren Geschichte gleich folgen werden, für ein Urtheil fällen müsse. Ich trage kein Bedenken, sie unter die wirklichen Enthusiasten zu rechnen, obgleich einige den Fanaticismum des orleanschen Mädgens für ein verstelltes, und zwischen ihr und einigen französischen Hofleuten vorher überlegtes, Wesen halten. Was mich in meinen Gedanken bestärkt, solches kann man aus den Gründen sehen, die ich in der Historie selbst angeführt habe, zu welcher ich mich nunmehro wende.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Jeanne d'Arc,

oder

La Pucelle d'Orleans.

Dieses berühmte Bauermädgen, deren Historie man für ein Gedicht halten könnte, wenn solche nicht durch so viele unwidersprechliche Beweise bestätiget worden, ward zu Domremi gebohren, welcher Ort am Moselstrohm an der lothringischen Grenze belegen ist. Diese Jeanne d'Arc, welche damals 18 bis 20 Jahr zurück gelegt hatte, übrigens aber wohl-

Anfang dieser Geschichte.

wohlgebildet war, auch eine dauerhafte Gesundheit und einen guten natürlichen Verstand besaß, stellte sich gegen das Ende des Hornungs im Jahr 1429 bey Robert de Baudricour, Gouverneur von Vaucouleurs, ein, und gab demselben zu erkennen, daß sie von GOtt gesandt sey, die Belagerung von Orleans aufzuheben, und den von den Engländern bedrängten König Carl zu Reims krönen zu lassen.

Wie dieses wunderbare Mädgen auf den Schauplatz trat, so war der Zustand in Frankreich folgendermassen beschaffen: Die Engländer hatten sich unter der Regierung des schwachen französischen Königs Carls des Sechsten, fast des ganzen Reichs bemächtigee. Der junge englische Prinz Henrich war nach dem Tode dieses Königs, zum König in Frankreich erklärt worden, der Dauphin aber, welcher nachher in Frankreich unter dem Namen Carls des Siebenten regierte, flüchtete bey diesen Drangsalen, nach dem mittäglichen Theile des Landes, woselbst noch einige wenige Städte, unter denen auch Orleans war, seine Partey hielten. Diese wichtige Stadt war eben von den Engländern belagert, da die wunderbare Rolle gespielt ward, wovon hier soll geredet werden.

Wie der Zustand in Frankreich zu den damaligen Zeiten beschaffen gewesen.

Jeanne d'Arc, welche insgemein la Pucelle genannt wird, verfügte sich bey diesen Umständen zu dem Gouverneur, und sagte: „Ihr müßt wis-

Ihre merkwürdige Anrede an den Gouverneur.

„sen, mein Herr, daß ich von GOtt „Befehl erhalten, dem bedrängten „Herrn (le gentil Dauphin) Hülfe „zu leisten, welcher der rechtmäßige „König in Frankreich ist, und blei„ben soll. Zugleich hat GOtt mir auch befohlen, „die Belagerung von Orleans aufzuheben, und „den Dauphin nach Reims zu führen, und ihn „daselbst zum Könige krönen zu lassen". Baudricour aber sahe sie für unsinnig an, und setzte sie in die äusserste Gefahr, da er sie dem Muthwillen seiner Soldaten überließ. Sie aber legte die größten Proben einer echten Keuschheit ab, welche sie stets von sich blicken lassen, so daß diejenigen, welche sie verführen wollten, gestehen mußten, daß sie bey einem solchen Vorhaben mit einem gewissen Schrecken geschlagen, und durch eine unbekannte Ehrfurcht zurück gehalten worden, ein unzüchtiges Wort in ihrer Gegenwart fallen zu lassen.

Sie begab sich hierauf zum andernmal nach Baudricourt, und redete ihn aufs neue folgendergestalt an: „Ihr wartet zu lange mich abzufer„tigen. Denn der junge Dauphin hat heute na„he bey Orleans grossen Schaden gelitten, und „er wird ein noch grösseres Unglück erfahren müs„sen, wenn ihr mich nicht gleich an ihn abschicket". Der Schade, wovon sie redete, war eine an eben demselben Tage gehaltene Schlacht, worinn die Franzosen das Feld räumen müssen. Wie Baudricourt nach einigen Tagen davon Nachricht erhielt:

hielt: so fing er an, das Mädgen mit andern Augen anzusehen, ja die ganze Sache kam ihm so seltsam und ausserordentlich für, daß er sich ohne weiteres Bedenken entschloß, sie nach dem Lager zu schicken. Er ließ ihr auf ihr Verlangen Mannskleider geben, und versahe sie nicht nur mit einem Pferde und einigen Waffen, sondern befohl auch zween vornehmen Officiers sie zu begleiten. Dieselben trugen zwar im Anfange Bedenken, sich zu dieser Verrichtung gebrauchen zu lassen, weil der Weg durch feindliche Städte fiel. Endlich aber entschlossen sie sich doch dazu, da sie durch das Mädgen aufgemuntert, alle Furcht beyseite zu setzen, und von demselben die Versicherung erhielten, daß sie gesund und unbeschädigt zu dem Könige kommen sollten. Sie setzten hierauf ihre Reise zusammen fort, und kamen glücklich nach Chinon, woselbst der König sich aufhielte, dem man zugleich von der Ankunft dieses Mädgens, und von ihrem Anbringen Nachricht gab. Der letzte Umstand wird auf solche Art von dem P. Daniel in seiner französischen Historie erzählt, welchen aber Rapin in seiner englischen Historie ausgelassen. Man wunderte sich durchgehends darüber, daß diese weite und gefährliche Reise so glücklich abgelegt worden, und die Mitglieder des königlichen Conseils berathschlagten sich gleich darüber, ob man sie dem König vorstellen sollte. Sie besorgten, daß diese Begebenheit den Feinden zum Gespötte und Gelächter

Sie wird zum König geführt.

lächter Anlaß geben möchte, und überdem wollte niemand den Erzählungen, welche von diesem Mädgen vorgebracht wurden, den geringsten Glauben beylegen. Endlich aber fand man doch für gut, diese Jeanne d' Arc dem Könige vorzustellen, weil Baudricour so so viel merkwürdiges von ihr in seinem Schreiben berichtet hatte, und solches auch durch ihre Begleiter bestätiget worden.

Der König hatte sich an diesem Tage nur schlecht angekleidet, und stand mitten unter seinen Hofbedienten, um desto weniger erkannt zu werden. Kaum aber war Jeanne d' Arc in den Saal getreten, so ging sie gerade auf den König zu, und redete ihn sehr freymüthig an. Sie sagte, daß sie von GOtt ihm zu Hülfe geschickt worden, um die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und ihn nach Reims zur Krönung zu führen. Sie versicherte ihn zugleich, daß die Engländer bald aus dem Reiche sollten vertrieben werden, und daß es ihnen übel ergehen sollte, wenn sie solches nicht bald thun würden. Hierinn stimmet auch die englische Historie überein. Alle Anwesende wurden über ihre freymüthige Rede, insonderheit aber darüber bestürzt, daß sie den König kannte, ohne denselben vorher gesehen zu haben. Man ließ sie hernach durch einige Geistliche und andere Gelehrte befragen, um zu erfahren, woher sie die Offenbahrungen empfangen, welche sie vorgab, und wovon sie bereits

Ihre Anrede an den König.

Pro-

Proben gegeben. Sie beantwortete alle Fragen mit eben so vieler Hurtigkeit als Einfalt, wodurch sie sich eben eine allgemeine Bewunderung erwarb. Die französische Historie erzählt folgende Begebenheit von ihr. Sie sagte einsmals zu dem König, wie sie mit ihm allein sprach, daß sie, um denselben von der Göttlichkeit ihrer Offenbahrung zu überzeugen, ihm etwas sagen wollte, das er begangen hatte, und welches niemanden, als ihm allein, bewußt sey. Der König ward darüber bestürzt, und sagte, daß er dieses Anbiethen annehmen wollte, wenn es in Gegenwart gewisser Personen geschehen könnte, die er zu dem Ende zu ernennen willens sey. Sie ging dieses auch mit der Bedingung ein, daß diese Personen sich vorher mit einem Eyde verpflichten sollten, die Sache geheim zu halten. Der König ließ hierauf seinen Beichtvater nebst einigen andern Herren zu sich rufen, und nachdem dieselben eydlich angelobt, nichts zu offenbaren: so sagte sie dem Könige diese Sache, welcher gestehen muste, daß sich dieselbe also verhielte. Nach dieser gemachten Probe zweifelte der König nicht weiter an der Aufrichtigkeit dieses Mädgens. Nichts destoweniger fand er doch für gut, dieselbe, ehe er sich ihrer Hülfe bediente, nach Poitiers zu senden, wo das Parlament seit einigen Jahren versammlet war, um sie daselbst auch noch befragen zu lassen. Man konnte sie nicht anders als mit grosser Mühe überreden, dahin zu reisen, weil sie

Beweis von ihren Offenbahrungen.

sie glaubte, daß man sie nur mit allerhand verdrießlichen Fragen quälen würde. Sie irrete auch in diesem Stücke nicht. Denn man suchte sie durch unzählige Fragen zu verwirren, weil man im Anfange glaubte, daß sie nicht wohl im Haupte verwahrt sey, man ward aber hernach von dieser Sache besser überzeugt, und zweifelte nicht mehr daran, daß sie von GOtt gesandt worden.

Bedenken des Verfassers.

Die französischen Skribenten mögen übrigens selbst für diese Umstände die Gewähr leisten. Ich meines Theils erkühne mich zwar nicht so viele Zeugnisse zu verwerfen, ob ich gleich dafür halte, daß gewisse Dinge wohl zwischen ihr und den Ministern des Königs mögen überlegt gewesen seyn. Denn man fand bey diesen bedrängten Umständen des Reichs für gut, eine Historie glaubwürdig zu machen, wodurch die Nation wieder konnte aufgemuntert werden, die durch so viele Unglücksfälle ganz niedergeschlagen war. Was man aber auch bey gewissen Umständen in der Geschichte dieses ausserordentlichen Mädgens etwa erinnern könnte: so muß man doch gestehen, daß ihre folgende Thaten mit ihren Verheissungen vollkommen übereinstimmeten, und daher hat ihre Historie eine reiche Materie zu vielen moralischen und politischen Anmerkungen gegeben.

Nachdem der König diese Vorsicht gebraucht hatte: so faßte er gleich den Entschluß, sich ihrer Hülfe zu bedienen. Man brachte damals eine grosse

grosse Menge Proviant zusammen, welcher den Belagerten sollte zugeführt werden. La Pucelle versicherte den König, daß sie solchen glücklich hineinschaffen wollte. Der König ließ sie hierauf bewafnen, und wie sie ein Schwerdt verlangte, welches in einem Grabe in der St. Catharinenkirche befindlich war: so ließ er ihr dasselbe auch zustellen. Viele meynen daß dieses eben dasselbe Schwerdt ist, welches annoch in dem Kloster des heil. Dionysius gezeigt wird, andere aber wollen dieses nicht zugeben. Wie sie auf solche Art von dem Haupte an bis auf die Füsse bewafnet war: so ließ sie sich von dem ganzen Hofe sehen, und tummelte ihr Pferd mit einer solchen Geschicklichkeit, als wenn sie von Jugend auf in der Reitkunst wäre unterrichtet worden. Man muste sich gleichfalls wundern, wenn sie von Kriegshändeln wie ein alter erfahrner General redete. Ihr Ruhm breitete sich also plötzlich durch das ganze Reich aus, und ein jeder bemühete sich, sie zu sehen.

Man ließ sie gleich nach Blois bringen, wo die Truppen sich versammleten. Hieselbst ließ sie sich eine weisse Standarte machen, welche mit seidenen Franzen geziert war, und worinn GOtt mit der Weltkugel in der Hand vorgestellt ward. Sie fertigte auch ein Schreiben an die englischen Generals ab, worinn sie zu erkennen gab, daß sie von GOtt gesandt worden, die Engländer von der Stadt wegzutreiben, und daß dieselben, wenn sie Frankreich nicht gleich verliessen, GOttes Zorn und Strafe empfinden würden. Ihre Dro-

hungen gegen die Engländer.

den. Die Aufschrift des Briefes war: „Höret die Stimme GOttes „und des Mädgens. An den Her„zog von Bedfort, welcher sich einen Regenten „von Frankreich nennet. (Entendées les nouvelles de Dieu et de la Pucelle. Au Duc de Bedfort etc.) Aber diese Drohungen waren bey den Engländern von keiner sonderlichen Wirkung. Sie nahmen vielmehr daher Gelegenheit, über die Einfalt des Königes von Frankreich zu spotten, daß derselbe sich von einem so thörichten Weibe oder von einer Hexe einnehmen liesse. Sie sagten zugleich, man könne daraus abnehmen, in welcher Verzweifelung sich dieser König befinden müsse, da er zu solchen thörichten und unerlaubten Mitteln schritte. Inzwischen ward die Belagerung von Orleans mit dem grösten Eifer fortgesetzt. Wie der Proviant, der in die belagerte Stadt gebracht werden sollte, zu Blois in Bereitschaft gesetzt war, so stellte sich la Pucelle an die Spitze von 12000 Mann, und kam an dem folgenden Tage der belagerten Stadt ganz nahe. Wie sich die Nachricht von ihrer Ankunft in Orleans ausbreitete, so ward jedermann darüber höchst erfreut. Man brachte gleich eine grosse Menge von kleinen Fahrzeugen herbey, um die Zufuhr in die Stadt zu bringen. Der Commendant der Stadt, der Graf von Dünois, that zu eben derselben Zeit einen Ausfall aus der Stadt auf die Engländer, wie man den Proviant in die Böthe brachte. La Pucelle setzte sich auf der andern

dern Seite auch den Engländern entgegen, und nöthigte sie einen vortheilhaften Ort zu verlassen. Weil die Engländer stets gewohnt gewesen waren zu siegen, so sahe man dieses als ein Wunder an, und viele, welche vorher das Mädgen verachtet hatten, fingen nunmehr an hohe Gedanken von ihr zu hegen. Der Graf von Dünois hatte sich selbst nebst einigen von den vornehmsten Bürgern in die Böthe begeben, und empfing sie mit der grösten Ehrerbietung. Auf Anhalten der Bürger begab sie sich mit in die Stadt, ob sie solches gleich im Anfange abschlug: weil sie ihr Lager ausserhalb der Stadt aufschlagen wollte. Der Schatzmeister des Herzogs von Orleans nahm sie in sein Haus auf, und es muste allemal auf ihr Verlangen, die Frau oder Tochter desselben bey ihr bleiben, um allen Verdacht zu vermeiden. Wenn sie an einen Ort kam, wo kein Frauenzimmer war, so legte sie sich in ihrer vollen Rüstung zur Ruhe. So erzählen die meisten französischen Skribenten diese Sache. Weil aber Monstrelet, welcher zu eben derselben Zeit lebte, bezeugt, daß sie die Zufuhr nicht selbst in die Stadt gebracht, so ist es wahrscheinlich, daß es allein durch ihre Anstalt und Aufmunterung geschehen. Es ist unglaublich, wie sehr die Besatzung durch diesen Erfolg und durch die Furcht, welche das feindliche Lager überfiel, aufgemuntert worden. Bisher hatte man sich nicht erkühnt, die englischen Verschanzungen anzugreif-

Sie entsetzt die belagerte Stadt Orleans.

fen,

fen, aber gleich nach diesem Entsatze wagte man einen Ausfall aus der Stadt, und suchte zugleich eine Hauptschanze der Engländer zu erobern. Dieser Ausfall geschahe in ihrer Abwesenheit, wie sie sich eben zur Ruhe begeben hatte. Die Franzosen wurden im Anfange mit Verlust zurückgetrieben. Wie aber la Pucelle davon Nachricht erhielt, so eilte sie ihnen gleich zu Hülfe, und machte sie hiedurch so muthig, daß sie die Schanze eroberten, und alle Engländer niedermachten, welche dieselbe vertheidigten.

Sie treibt die Engländer aus ihren Verschanzungen.

Wie dieses glücklich verrichtet war, so faßte la Pucelle den Entschluß, die Schanze St. Laurent anzugreiffen, welche die festeste unter allen, und mit Mannschaft am stärksten besetzt war. Diesen Vorsatz ließ sie indessen doch auf die ihr geschehene Vorstellung wieder fahren, und griff die Engländer an verschiedenen andern Orten an. Sie trieb dieselben allenthalben aus ihren Vortheilen, und bewies eine solche Tapferkeit, welche bey allen eine Bewunderung erweckte. In verschiedenen Treffen, welche unter ihrer Anführung gehalten wurden, blieben fast 6000 Engländer, da die Franzosen im Gegentheit nicht mehr als 100 Mann vermißten.

Wie la Pucelle merkte, daß die Stadt auf der einen Seite weiter keine Gefahr zu besorgen hatte, so ließ sie alle Werke der Engländer schleiffen, und hielt darauf, ihren triumphirenden Einzug

in

in Orleans, wo sie unter dem Geläute aller Glocken empfangen ward. Man war allein wegen einer Wunde bekümmert, welche sie empfangen hatte, die aber doch nicht gefährlich war. Sie ward dadurch auch nicht gehindert, zu Pferde zu sitzen, und in einer kurzen Zeit war sie völlig wieder hergestellt. Wie die englischen Anführer, welche an der andern Seite des Flusses ihr Lager hatten, wahrnahmen, daß die Truppen durch einen so oft wiederhohlten Verlust geschwächt worden, und daß sie die Zufuhr nicht hindern konnten, so faßten sie den Entschluß, die Belagerung aufzuheben, welches auch geschah, ohne daß sie von den Belagerten wären verfolgt worden, weil la Pucelle es nicht für rathsam hielt, sondern sagte, daß sie die Feinde schon zu einer andern Zeit finden wollte.

Sie zwingt die Engländer die Belagerung aufzuheben.

Dieser herrliche Fortgang, wodurch die gefallenen französischen Sachen wieder empor kamen, erwarb der Pucelle ein solches Ansehen, und eine so grosse Gewalt, daß man alles auf ihre Anordnungen ankommen ließ. Es ward ein eigenes Fest zur Erinnerung dieser Befreyung gestiftet, und unsere Heldinn ward von der Zeit an la Pucelle d' Orleans genannt, weil die Stadt durch ihre Tapferkeit von einer Belagerung, welche sieben Monate gewährt, befreyet worden. Denn weil Orleans unter den wenigen Städten, die der König annoch übrig hatte, die wichtigste war, so ward die Befreyung dieses Orts als eine Errett-

Verwirrung der Engländer.

tung des ganzen Reichs angesehen. In welche Verwirrung die Engländer dadurch gesetzt worden, solches kann man aus einem Schreiben abnehmen, da der Herzog von Bedford gleich darauf an den jungen König von England abgehen ließ, und welches folgendergestalt lautet:

Bedforts Schreiben an den König von England.

„Alles ist glücklich hieselbst voll„bracht worden, bis auf die Bela„gerung von Orleans, wobey Dero „Kriegsmacht einen ansehnlichen „Verlust erlitten. Dazu hat, nach „meiner Einsicht, das Vertrauen „nicht wenig beygetragen, das der Feind auf ein „gewisses Weib gesetzt, welches aus dem Abgrun„de der Höllen hervorkommen, und von dem Teu„fel selbst unterrichtet worden. Die Franzosen „nennen dieses Weibsbild La Pucelle. Es ist „eine Zauberinn, die sich allerhand Zauberkünste „bedienet. Der erlittene Verlust hat nicht nur „Dero Kriegsmacht geschwächt, sondern auch al„len Soldaten auf eine wunderbare Art Herz und „Muth geraubt, die Feinde aber sind dadurch auf„gemuntert worden, sich in grosser Anzahl zu „versammlen.

La Pucelle hielt sich nur zwey Tage in Orleans auf, nachdem die Belagerung aufgehoben worden. Sie begab sich gleich nachher zu dem Könige, welcher sich zu Chinon aufhielte, und sie mit grossen Ehrenbezeugungen empfing. Es war kein einziger an dem ganzen Hofe, der dieses Mädgen

nicht

nicht als ein Wunder ansahe; insonderheit faßte der König ein solches Vertrauen zu ihr, daß er ihren Rath jederzeit als ein Oracul annahm. Von der Zeit an, giengen die Sachen der Engländer in Frankreich allenthalben den Krebsgang, und es schien, daß die Franzosen und Engländer auf einmal ihre Natur verändert hätten; denn die ersten waren vorher verzagt, und wurden nun kühn und muthig, die letzten aber, welche vorher beherzt und unüberwindlich gewesen waren, wurden ganz niedergeschlagen, und geriethen fast in Verzweifelung, so daß sie auch, ob sie gleich nach der Belagerung weit stärker als ihre Feinde waren, dennoch in der grösten Unordnung vor 6000 Franzosen die Flucht nahmen, von denen sie verfolgt wurden. Ja, ihre Furcht war so groß, daß sie selbst nicht wusten, was sie thaten. Denn, anstatt daß sie ihre Kräfte hätten vereinigen und den Franzosen Wiederstand thun sollen: so legten sie Besatzungen in die Städte, die sie neulich eingenommen hatten, wodurch ihre Macht so sehr geschwächt ward, daß sie ihren Feinden im Felde nicht hinnlänglich wiederstehen konnten, und weil sie sich, aus Furcht vor einer Feldschlacht, immer weiter zurück zogen: so erhielten die Franzosen dadurch Gelegenheit, eine Stadt nach der andern einzunehmen.

Verwirrung der Engländer.

Endlich ward der König Carl durch dieses beständige Glück so sehr aufgemuntert, daß er den Entschluß faßte, dem ihm von der Pucelle gege-

benen Rathe zu folgen, und sich nach Reims zu begeben, um sich daselbst krönen zu lassen. Dieser Rath schien thöricht zu seyn, indem die Stadt annoch in feindlichen Händen war. Weil aber la Pucelle stets von der Eroberung dieses Orts undvon der Krönung des Königes, die daselbst sollte vollzogen werden, mit der grösten Gewißheit redete, und alles, was sie bisher versprochen und zugesagt, durchgehends erfüllet worden, so gieng die Reise aller dabey vorfallender Schwierigkeiten ungeachtet, dennoch vor sich. Wie man auf dem Wege nach Troyes in Champagne kam, so forderte sie die Stadt auf, die Besatzung aber, welche aus Engländern und Burgundiern bestand, wegerte sich den Ort zu übergeben, wodurch der König in eine grosse Verwirrung gesetzt ward. Einige hielten dafür, daß man nicht weiter fortgehen, und diese Stadt auf dem Rücken liegen lassen könnte; andere aber riethen, diesen Ort zu verlassen, weil das Kriegsheer nicht mit den Nothwendigkeiten versehen sey, die zu einer Belagerung erfordert würden, und überdem bereits an Lebensmitteln Mangel litte. Dieser letzte Rath fand bey den meisten Beyfall, und daher hielt man für rathsam, wieder umzukehren. Aber la Pucelle setzte sich heftig dagegen, und weil sie merkte, daß sie mit ihrem Rathe nicht durchdringen konnte, so bat sie den König, daß er nur zwey Tage Geduld haben möchte, weil sie den Ort in dieser Zeit entweder mit Gewalt oder auch durch Accord erobern wollte. Wie sie dieses erhalten

hatte,

hatte, so munterte sie das ganze Kriegsheer auf, ihr beyzustehen. Sie brachte gleich von allen Orten her Proviant ins Lager, und versahe sich nicht nur mit einigen kleinen Feldstücken, sondern setzte auch alles in eine solche Bewegung, daß die Bürger zu Troyes darüber in eine grosse Furcht geriethen. Und weil dieselben überdem von den vielen ausserordentlichen Unternehmungen dieser Pucelle Nachricht erhalten hatten, so bequemten sie sich die Stadt zu übergeben. Diesen Zufall sahe man als ein neues Wunder an, und weil man nicht zweifelte, daß der Ausfall mit einem so glücklichen Anfange völlig übereinstimmen würde, so setzte man die Reise mit einem desto grösserm Vergnügen fort.

Sie erobert Troyes.

Wie der König der Stadt Reims bis auf vier Meilen nahe gekommen war, so rückte er nicht weiter, sondern suchte vorher zu erfahren, wie die Bürger in der Stadt gegen ihn gesinnet seyn möchten. Es hielten sich damals eben zween Herren von der englischen Partey daselbst auf, welche die Bürger zu sich kommen liessen, und sich bey ihnen erkundigten, ob sie die Stadt gegen die französische Macht vertheidigen wollten. Die Bürger fragten hierauf, ob die Stadt im Stande wäre, eine Belagerung auszuhalten, welches die englischen Herren zwar verneinten, aber ihnen doch auch zugleich die Versicherung gaben, daß die Stadt gewiß sollte entsetzt werden, wenn die Einwohner solche nur 6 Wochen vertheidigen wollten.

Sie führt den König nach Reims.

Die Bürger willigten hierinn, sobald aber nur die englischen Herren aus der Stadt waren, so traten gleich einige zusammen, die des Königs Partey hielten, und ermahnten die andern, welche annoch keinen festen Entschluß gefaßt hatten, die Stadt zu übergeben, so auch gleich darauf geschahe.

Der König wird gekrönt.

Der König hielt hierauf seinen triumphirenden Einzug, und die Krönung ward den 17 Jul. mit gewöhnlichen Ceremonien vollzogen. La Pucelle, welche die Augen aller und jeder Zuschauer auf sich gezogen hatte, wohnte dieser Feyer in ihrem Kriegshabite bey, und hielt nahe bey dem Könige eine Standarte in der Hand. Wie die Messe geendiget war, so warf sie sich zu den Füssen des Königes nieder, und sagte: „Nun ist der Wille GOttes vollbracht, welcher befohlen hat, daß ihr „eurem Rechte gemäß, zu Reims zum „Könige solltet gekrönet werden, da„mit ein jeder sehen möge, daß ihr unser rechtmäs„siger König seyd, dem das Reich zugehöret. Sie begehrte darauf ihren Abschied, weil sie nun ihr Geschäfte ausgerichtet. Der König aber überredete sie, bey ihm zu bleiben, und erhob sie kurz darauf nebst ihrem ganzen Geschlechte in den Adelstand. Hierauf ergab sich eine Stadt nach der andern, und la Pucelle wohnte verschiedenen Actionen bey. Wie der Feind im Jahre 1430 Compiegne belagerte, so warf sie sich in die Stadt, um dieselbe zu vertheidigen. Die Besatzung ward durch ihre Ankunft sehr aufgemuntert, aber die

Sie begehrt ihren Abschied.

Freude

Freude währte wegen des darauf erfolgten Unglücks nicht lange. Sie that an einem Abend einen Ausfall aus der Stadt mit 600 Mann, und trieb den Feind zweymal zurücke, wie sie aber wieder zurück kehren wollte, so ward sie so starck verfolgt und umringt, daß sie weiter keine Rettung sahe. Sie beschloß deswegen mit dem Schwerdte in der Faust zu sterben, und fochte mit einer unglaublichen Tapferkeit, bis sie endlich mit dem Pferde stürzete, und dadurch gezwungen ward, sich zu ergeben. Sie fällt in die Hände der Feinde.

Man überlieferte sie gleich darauf dem Herzog von Bedfort, welcher sie nach Rouen bringen, und daselbst in Fessel legen ließ, damit sie nicht entfliehen möchte. Man arbeitete gleich daran, ihr den Proceß zu machen, und klagte sie als eine Hexe und Zauberinn an, welches hauptsächlich aus politischen Ursachen geschahe, damit die Engländer, welche dieses Mädgens bisher als eine Gesandtinn GOttes angesehen, und darüber ihre vorige Herzhaftigkeit verlohren hatten, diese Meynung fahren lassen, und den Krieg mit neuem Eifer fortsetzen möchten. Der Proceß, welcher in einem Manuscript in dem Collegio der Jesuiten zu Paris befindlich ist, wird folgendergestalt beschrieben. Der Bischiff von Beauvois, ein abergläubischer Prälat, übergab dem Könige von England eine Bittschrift, und begehrte, daß dieses Mädgen in seinem Stifte wegen der Hexerey und anderer Gottlosigkeiten Ihr Proceß.

möchte angeklagt und verurtheilt werden, welches Verlangen auch durch die pariſiſche Univerſität unterſtützt ward. Der König verſtattete dieſes, und der Proceß ward gleich darauf zu Rouen vorgenommen, und währte vier und einen halben Monat. La Pucelle ward jede Woche einigemal vor Gericht geſtellet. Die Engländer ſelbſt bezeugen, daß ſie jederzeit einen hohen und unerſchrockenen Muth blicken laſſen, und daß ſie nicht nur ihr Vorhaben und ihre Anſchläge gegen die Engländer freymüthig bekannt, ſondern ſie auch an GOttes ſtatt gewiß verſichert, daß ſie aus Frankreich ſollten vertrieben werden. Sie flehete ihre Richter nur einzig und allein darum an, daß man ſie von ihren Feſſeln befreyen möchte. Man antwortete ihr aber, es ſey nöthig, ſie wohl verwahrt zu halten, weil ſie bereits zweymal zu entfliehen geſucht hätte. Worauf ſie ſagte, daß ſie dennoch alle Mühe anwenden wollte, ſich in Freyheit zu ſetzen. Die Richter legten ihr unzählige Fragen vor, unter denen auch dieſe befindlich war: Ob ſie die Kirche über ihre Inſpiration wollte urtheilen laſſen? welche Frage ſie dadurch beantwortete, daß ſie verſichert ſey, daß ihre Offenbahrungen göttlich wären. Dieſe Antwort legte man auf eine ſolche Art aus, als wenn ſie ſich dem Ausſpruche der Kirche nicht unterwerfen wollte, und daß man ſie daher als eine Perſon anſehen könne, welche allerhand Ketzereyen hegte. Wie man ihr aber ſolches vorhielt: ſo bekannte ſie frey heraus, daß ſie die Gewalt der Kirche zulieſſe,

und

und bezeugte zugleich, daß sie gesonnen wäre, sich dem Urtheil des Pabstes zu unterwerfen, wenn man demselben die Entscheidung dieser Sache übergeben, und sie zugleich mit nach Rom schicken wollte.

Da man mit dem Verhör weiter fortfuhr, und die Umstände ihrer Offenbarung wissen wollte: so gab sie eine seltsame Antwort, welche, wie P. Daniel gestehet, ein Beweis von ihrem Fanaticismo ist, wenn sie sonst richtig angeführt worden. Sie sagte, der Engel Michael sey ihr erschienen, und habe sie nicht nur gegrüsset, sondern ihr auch eine goldene Krone geschenkt, welche noch zu Reims verwahret würde, und diese Offenbahrung sey in der Gegenwart des Erzbischoffs und etlicher andern geschehen, von welchen der Engel auch gesehen worden. Einige aber sagen, daß sie dieses seltsame Bekenntniß nachher wiederrufen habe.

Wie man also alle ihre Antworten aufgezeichnet und gesammlet, und dieselbe, wie es hieß, der Gotteslästerung, der Abgötterey, unerlaubter Zauberkünste, der Ketzerey, und allerhand Dinge überführt hatte, die ihrem Geschlechte unanständig wären, indem sie sich in Mannskleidern mit Kriegssachen bemenget: so erfolgte endlich das Urtheil. Sie ward excommunicirt, und nicht nur unter die Zahl der Ketzer gesetzt, sondern auch der weltlichen Obrigkeit zur Strafe übergeben. Man erbauete ein Gerüste, worauf in Gegenwart des ganzen Volks eine lange Rede an sie gehalten ward. Sie unterbrach

Ihr Urtheil.

diese Rede, und sagte, daß sie sich der Kirche und ihren Richtern unterwürfe, und weil man vor gut fünde, daß sie ihre Offenbahrungen nicht vertheidigen sollte, so wäre sie auch gesonnen, solches nicht weiter zu thun, insonderheit da die Geister, welche mit ihr geredet hätten, ihr die Versicherung gegeben, sie zu befreyen, in welcher Hoffnung sie aber nunmehro betrogen worden. Hierauf schwur sie in Gegenwart des ganzen Volks ihre vorigen Irrthümer ab, und unterzeichnete diese Abschwerung eigenhändig.

So wird diese Sache erzählt. Man kann aber von der Richtigkeit des Protocolls nicht gewiß versichert seyn, insonderheit, da die englischgesinnten Richter nichts eifriger, als ein solches Bekenntniß, wünschten, ob man gleich, wenn die Worte auch angeführter massen beschaffen gewesen, dennoch daraus keine Betriegerey erweisen kann. Denn sie hat entweder ein solches Bekenntniß abgelegt, weil die Richter es verlangt, oder sie hat auch wirklich aus guter Meynung eine göttliche Eingebung geglaubt, welche sie aber nachher selbst für eine Illusion gehalten. Sie legte hierauf ihre Mannskleider wieder ab, welches sie vorher nicht thun wollen, und ließ auch zu, daß man ihre Haare abschnitte, die sie bisher auf eben die Art, wie die Mannspersonen, getragen. An dem folgenden Tage aber fand man sie wieder in Mannskleidern, und sie gab zuleich zu erkennen, daß alles, was sie vor Gericht bekannt, aus Furcht der Strafe

Ihre Execution.

se geschehen sey. Hierauf erklärte man sie für eine hartnäckige Sünderinn, und verurtheilte sie zum Feuer, welche Execution kurz darauf vollzogen ward. Die Engländer liessen öffentlich kund machen, daß sie kurz vor ihrem Tode ihre Irrthümer abermals abgeschworen habe.

Ein solches Ende nahm dieses wunderbare und heldenmüthige Mädgen, welches Frankreich aus den gefährlichsten Umständen errettet hatte. Daß die Engländer sich dieser Sache nachher geschämt, solches erhellet aus den vielen Vertheidigungsschriften, welche sie ans Licht stellten, um diese That zu beschönigen. Es ist ungewiß, was für Urtheile damals über diese Vertheidigungsschriften gefället worden. Man findet bloß, daß man nach einigen Jahren an der Richtigkeit des Processes gezweifelt, und daß der Pabst selbst geglaubt, daß La Pucelle fälschlich beschuldiget worden. Aus dieser Ursache ließ der Pabst Calixtus der Dritte, 24 Jahre nach ihrem Tode, auf Verlangen ihrer Mutter und Brüder, einen Befehl ergehen, daß der Proceß noch einmal sollte vorgenommen und durchgesehen werden, welches auch auf folgende Art geschahe.

Bedenken des Verfassers.

Der Bischoff von Reims und der Bischoff von Paris, welche von dem Pabste dazu ernannt worden, machten durch öffentliche Schreiben kund, daß alle diejenigen, welche einige Nachricht von den Dingen hätten, die bey diesem Proceß vorgegangen, an einem gewissen Tage in Revision

dem

des Processes nach ihrem Tode.

dem Saal des Erzbischoffs erscheinen, und daselbst vorbringen sollten, was entweder vor oder gegen die Pucelle konnte gesagt werden. Es stellten sich auch wirklich einige Personen ein, denen der Proceß bekannt war. Nach der Aussage der französischen Skribenten wurden nicht nur allerhand Unordnungen und Fehler entdeckt, welche bey diesem Proceß vorgegangen, sondern auch viele Zeugnisse von der Unschuld der Pucelle abgelegt. Die päbstlichen Commissarien zernichteten demnach alles, was wider die Pucelle ehedem beschlossen worden, und sprachen dieselbe von allen ihr beygemessenen Beschuldigungen los. Sie verordneten gleichfalls, daß an dem Tage, da das Urtheil über sie gefället worden, eine Proceßion zu Rouen, und an dem Tage darauf eine Proceßion auf dem Markt, wo man sie hingerichtet, sollte gehalten werden. Endlich befohlen sie auch, ein Kreuz zum Beweis ihrer Ehrenerstattung aufzurichten.

Dieses geschahe im Jahr 1456. Das Urtheil ward durch ganz Frankreich kund gemacht, und man richtete ihr hernach eine Seule auf, welche noch zu Rouen zu sehen ist. Viele glauben, daß durch diese letzte Sentenz alle ihre Feinde wiederlegt, und zum Stillschweigen gebracht worden. Was mich betrift: so pflichte ich weder den Engländern noch den Franzosen schlechterdings bey, sondern behaupte bloß, daß man sich weder auf die erste noch auf die letzte Untersuchung verlassen könne, weil die erste von ihren Feinden, und die

letz-

letzte von ihren Freunden vorgenommen worden. Rapin urtheilet in seiner englischen Historie von dieser Sache folgendermassen: „Es ist unläugbar, daß dieses Mädgen grosse Dinge ausgerichtet, und einige muthig, andre aber verzagt gemacht. Die Franzosen schreiben alle grosse Thaten, welche sie verrichtet, der göttlichen Macht, die Engländer aber teuflischen Künsten zu. Wem soll man nun glauben? Vielleicht irren beyde Parteyen, und es ist annoch die dritte Ursache übrig, nämlich, daß ihre Offenbahrungen nichts anders, als eine blosse Erfindung und eine vorher überlegte Sache gewesen, um den niedergeschlagenen Franzosen wieder einen Muth zu machen. Denn die Geschichte zeigen uns sehr viele Beyspiele, daß dergleichen Dinge mit einem sehr guten Erfolg ins Werk gerichtet worden". Bedencken des Rapins.

So urtheilet dieser vernünftige Skribent, welcher diese Begebenheit in einer besondern und weitläuftigen Abhandlung erörtert hat. Was mich betrift: so halte ich dafür, daß dieses Mädgen wirklich fanatisch gewesen, und die Meynung gehegt, daß sie göttliche Offenbahrungen hätte, und daß der französische Hof sich derselben bedient, um das verzagte Kriegsheer wieder aufzumuntern. Denn sonst ist es fast unmöglich zu begreifen, warum man ein junges Bauermädgen erwählt, eine so seltsame und wichtige Rolle zu spielen. Ich werde in diesen Gedanken dadurch bestärkt, weil aus allen ihren Unternehmungen eine solche Aufrich-

tig-

tigkeit und Einfalt hervorleuchtet, die mehr mit dem Fanaticismo als mit der List und Betriegerey überein kömmt.

* * * * * * * * * * * * * * *

Antoinette de Bourignon.

Herkunft der Bourignon.

Diese bekannte Jungfer, welche ich wegen ihrer Offenbahrungen, Keuschheit, Verfolgungen und Künheit mit dem Mädgen von Orleans zu vergleichen für gut befunden habe, ward zu Ryssel im Jahr 1616 von einem Kaufmann, Namens Johann Bourignon, und Margaretha Beckwart gebohren. Sie ist unter den andächtigen Personen befindlich, welche ausserordentliche Offenbahrungen vorgegeben, und aus dieser Ursache hat man sie auch unter die Enthusiasten des vorigen Jahrhunderts gerechnet. Ihr Character erhellet am deutlichsten aus den vielen Schriften, die sie nachgelassen, aus welchen eine seltsame Gemüthsbeschaffenheit hervorleuchtet. Ihr Leben ist in einer besondern Schrift zuerst in französischer und nachher auch in deutscher Sprache beschrieben, und von ihrem grossen Anbeter, dem bekannten Petrus Poiret, fortgesetzt worden. Weil aber in diesen Schriften nichts als Lobeserhebungen angetroffen werden: so kann man sich nicht darauf verlassen, sondern man muß zwischen diesen und andern Schriften, die ihre

Fein-

Feinde ans Licht gestellet haben, die Mittelstrasse halten. Man sagt, daß sie so ungestalt auf die Welt gekommen, daß ihre Eltern einige Tage nicht gewußt, ob sie dieselbe als eine Mißgeburt umbringen, oder beym Leben erhalten sollten. Weil aber diese heßliche Leibesgestalt sich nachher vermindert: so beschloß man sie leben zu lassen. Wie sie nur 4 Jahr alt war: so merkte sie schon, daß die Christen nicht nach ihrer eigenen Lehre lebten, und bat, daß man sie nach dem Lande der Christen bringen möchte, weil sie glaubte, daß sie nicht in einem christlichen Lande wäre. Sie bezeugt selbst, daß ihre älteste Schwester sie zu allerhand Eitelkeiten verführen wollen, und daß sie auch daher in dem Hause ihrer Eltern sehr misvergnügt gelebt. Nichts aber sey ihr jemals empfindlicher gewesen, als wenn man sie überreden wollen, sich zu verheyrathen.

Ihre Aufführung in ihrer Jugend.

Der Abscheu, den sie vor der Ehe hatte, rührte theils daher, weil ihre Mutter in der Ehe unglücklich gewesen war, theils aber auch, weil sie selbst eine ausnehmende und seltene Keuschheit besaß, und sich aller fleischlichen Lüste zu entschlagen trachtete, um sich mit GOtt allein zu vereinigen. Sie beharrete auch fest bey diesem Entschlusse, und wich in ihrem ganzen Leben nicht davon ab. Daher wird sie von einigen unter die seltsamen Enthusiasten gerechnet, von andern aber für eine heilige Jungfer gehalten, welche fast mehr

Ihr Abscheu vor der Ehe.

als

als menschliche Tugenden besessen. Unter ihre Verehrer gehört insonderheit Gottfried Arnold, welcher kein Bedenken getragen, einen Herold ihres Ruhms abzugeben. Da aber dieser Mann einen jeden unter die Heiligen versetzt, wenn er nur von den meisten getadelt wird, und also nach diesem Grundsatze der Teufel auch ein ehrlicher Mann, oder wenigstens nicht so abscheulich ist, als ihn die schlimmen Orthodoxen abmalen: so verdient dieser Lobredner keinen Glauben. Ich führe dies nicht zu dem Ende an, den Ruhm dieser Jungfer zu kränken, welche vielleicht in einer guten Absicht kann geirret haben, sondern nur die Ursache anzuzeigen, warum man sich auf das Zeugniß dieses Mannes nicht verlassen könne.

Damit ich mich aber wieder zur Historie wende: so ward Antoinette des Abscheues ungeachtet, den sie vor der Ehe blicken ließ, dennoch von ihrem Vater einem Franzosen zur Ehe versprochen. Wie aber der Hochzeitstag nicht weit mehr entfernet war: so ergriff sie an einem Ostertage 1636 die Flucht. Sie hatte die Kleidung eines Einsiedlers angenommen, und reisete so weit weg, als sie nur kommen konnte. Wie man aber in einem gewissen Dorfe, wo sie ankam, erfuhr, daß sie eine verkleidete Jungfer sey, so ward sie angehalten. Sie gerieth hieselbst in Gefahr, ihre Jungfrauschaft einzubüssen, weil ein Kriegsmann sich ihrer Person bemächtigte, und sie zur Unkeuschheit verleiten wollte, aus dessen Händen sie auch

Ihre Flucht

nicht

nicht anders, als mit grosser Noth, gerettet ward. Dieser Kriegsmann führte den Namen Jean de St. Saulieu. Er war eines Bauren Sohn, und ein sehr böser Mensch, wenn man demjenigen Glauben beymessen darf, was in ihrer Lebensbeschreibung von demselben angeführet worden. Er stellte sich im Anfange eben so andächtig an, wie sie selbst, und suchte sich durch allerhand geistliche Reden bey ihr beliebt zu machen. Wie er zum erstenmal mit ihr sprach: so redete er als ein Prophet, jedoch mit einer solchen Bescheidenheit, daß er ihr die Freyheit ließ, davon zu glauben, was sie wollte. In der andern Unterredung stellte er sich als einen Menschen an, der Offenbahrungen hätte, und öfters mit GOtt redete. Nachdem er sich auf solche Art bey ihr eingeschmeichelt: so fing er an von Liebeshändeln zu reden. So bald er aber merkte, daß sie darüber böse ward: so stellte er sich, als wenn ihm solches leid sey, und verglich sich wieder mit ihr. Dieses aber währte nicht lange: so that er einen neuen Versuch, und ging so weit, daß er sie auch mit Gewalt zu seinem Willen zwingen wollte, welches man aus ihren eigenen Worten abnehmen kann: „er war, wie sie „sagt, in meiner Kammer bisweilen so ungestüm „und verwegen, daß ich meine Aufwärterinn bitten mußte, mir beyzustehen, und ihn nicht öfterer hereinzulassen. Denn er kam bisweilen mit einem Messer in der Hand, und wollte mir dasselbe „an die Gurgel setzen, wenn ich seinem Willen kei-

Ein Kriegsmann sucht sie zu verführen.

„ne Genüge leistete, daher ich auch hernach ge„zwungen ward, bey der Obrigkeit um Schutz zu „bitten".

Man siehet daraus, daß sie nicht mehr so ungestalt als bey ihrer Geburt gewesen seyn müsse. Denn dieses war nicht die einzige Versuchung, worinn sie gerieth. Man findet, daß sie nahe bey Ryssel von einem andern jungen Menschen heftig angefochten worden, welcher so gar ihr Haus zu stürmen suchte, wesfalls sie bey dem Vaterbruder dieser jungen Person um Hülfe anhalten ließ, der den verliebten Jüngling auch aus dem Hause jagte. Derselbe aber ward dadurch so sehr erbittert, daß er mit einer Flinte in ihre Kammer schoß, um ihr eine Furcht einzujagen, und wie er merkte, daß er dadurch nichts ausrichtete: so ließ er allenthalben ausprengen, daß er sie geheyrathet hätte, welches allen andächtigen Leuten ein solches Aergerniß gab, daß die Prediger auch auf den Kanzeln bezeugen musten, daß man ihr dieses aus Bosheit angedichtet.

Neue Versuchungen.

Damit ich aber zu der ersten Versuchung wieder zurück kehre, so befreyete sie der Priester des Orts von aller weitern Gefahr, und weil er eine grosse Gottesfurcht bey ihr wahrnahm, so eröfnete er solches dem Erzbischoff von Cambrai, welcher sie wegen verschiedener Puncte befragte, und ihr endlich den Rath gab, ihr einsiedlerisches Leben zu verlassen, und sich wieder nach ihren Eltern zu begeben. Sie war aber kaum wieder zu Hause ange-

neu-

langt, so that man ihr einen neuen Vorschlag, wegen einer Heyrath, welche Sache aber Anlaß gab, daß sie zum andernmal die Flucht nahm. Sie begab sich hierauf wieder zu dem bemeldeten Erzbischoff, und erhielt von demselben die Freyheit, eine kleine heilige Gesellschaft auf dem Lande, mit einigen andern andächtigen Schwestern aufzurichten, welches er ihr aber doch nachher wiederieth.

Nach dieser Zeit lebte Antoinette viele Jahre in der Einsamkeit, und führte ein sehr ordentliches und stilles Leben. Ob sie gleich anfangs den Entschluß gefaßt, sich ihres väterlichen Erbtheils gänzlich zu entsagen, so änderte sie doch nachher denselben wieder. Man kann daraus sowohl als auch aus verschiedenen andern Umständen ihres Lebens abnehmen, daß sie wankelmüthig gewesen, welche Unbeständigkeit man insgemein bey den Enthusiasten oder bey solchen Personen antrift, die einer melancholischen Andacht ergeben sind. Sie erhielt im Jahr 1653 die Aufsicht und Direction über ein Hospital, und nahm den Orden und die Kleidertracht des heiligen Augustini an. Das Kloster aber, worinn sie sich damals aufhielt, kam in einen sehr schlechten Ruf, indem alle Glieder und Einwohner desselben der Hexerey verdächtig, und beschuldiget wurden, daß sie mit dem Teufel ein Bündniß hätten. Antoinette, als Vorsteherinn des Klosters, war eben so wenig von diesem Verdacht befreyet, und man breitete aller Orten aus, daß die Vorsteherinn dieser Gesellschaft

Sie wird der Hexerey beschuldigt.

eine Hexe sey. Sie ward auch deswegen nach Ryssel gefordert, und von der Obrigkeit befragt. Sie lehnte aber diese Beschuldigung von sich ab, und wiederlegte alles, was man gegen sie vorgebracht hatte, mit grossem Nachdruck.

Und davon losgesprochen.

Damit sie aber einem solchen Verdrusse nicht weiter unterworfen seyn möchte: so verließ sie das Kloster, und begab sich nach Gent.

Hieselbst langte sie 1662 an, und in dieser Stadt äusserte sich ihr Enthusiasmus zum erstenmal recht deutlich. Sie fing an ein apostolisches Amt auszuüben, die Menschen durch die Wiedergeburt zu GOttes Kindern zu machen. Es mußte heissen, daß sie gleichsam schwanger sey, und eben so grosse Schmerzen wie eine Wöchnerinn ausstünde, um solche geistliche Kinder zu gebähren. Der bekannte Christian Corth, welcher ihr nachher beständig anhing, war einer von den ersten, welche sie in diesem geistlichen Wochenbette zur Welt brachte. Man gab auch vor, daß ihre Geburtsschmerzen grösser oder geringer wären, nachdem ihre Bemühungen mehr oder weniger Eindruck bey denen machten, welche sollten wiedergebohren werden. Dieses gab auch zu einem scherzhaften Einfall eines gewissen Archidiaconi Gelegenheit, der einsmals mit der Antoinette und dem bemeldten Corth in Gesellschaft war. Denn

Ihr Enthusiasmus.

da dieser Corth bezeugte, daß es der Antoinette mehr Mühe gekostet, ihn als andere zu gebären: So sahe ihn der Archidiaconus

nus lächelnd an, und sagte, weil Corth stark und fett war, „man darf sich nicht darüber wundern, „daß eure geistliche Mutter euch mit grössern „Schmerzen als andere gebohren, weil ihr ein so „dickes und fettes Kind seyd".

Christian Corth sagte, daß GOtt ihm dreymal eine Sache offenbart, und ihm zugleich eine harte Strafe angedroht, wenn er diesem Befehl nicht nachkommen würde. Dieser Befehl aber habe darinn bestanden, daß er das Wasser von der Insel Nordstrand in Holstein, womit dieselbe überschwemmt war, ableiten, und daselbst eine Wohnung für diejenigen stiften sollte, die um des Namens GOttes willen verfolgt würden. Weil Corth glaubte, daß die Jansenisten diese verfolgten Kinder GOttes wären, so lud er dieselben aus verschiedenen Landen nach dieser Insul ein, worauf er nicht nur grosse Geldsummen angewandt, sondern sich auch das Recht der Zehenden und ein grosses Stück von dem Lande selbst zum Eigenthum erworben hatte. Einen Theil desselben verkaufte er seiner geistlichen Mutter, Antoinette, oder schenkte ihr solchen vielmehr, wie andere sagen, deswegen sie auch im Jahr 1668 den Entschluß faßte, dahin zu reisen, nachdem sie vorher in Amsterdam eine Schrift unter dem Titul: Licht der Welt abdrucken lassen. Sie hielt sich aber mit ihrem lieben Jünger länger in Amsterdam auf, als sie anfangs geglaubt hatte.

Ihr Jünger Christian Corth.

Sie ward in Amsterdam von ver- Ihre Lehre

und Aufführung in Amsterdam.

schiedenen Personen, von Prophetinnen, besucht, ob gleich niemand ihre Lehre vollkommen annehmen wollte. Es schien auch, daß sie keine Lust hatte, andern in ihren Meynungen beyzupflichten, und daher war ihre Hand gegen jedermann, und jedermanns Hand gegen sie gerichtet. Denn auch sogar die Quäcker haben ihre Lehre zu wiederlegen gesucht. Der bekannte Labadie wollte sich, nebst ihr, auf der Insel Nordstrand niederlassen, welches sie aber durchaus nicht zugeben wollte. In der Unterredung welche sie mit einigen Cartesianern hatte, schieden beyde Parteyen, und zwar nicht ohne Ursache, mißvergnügt von einander. Denn da die Cartesianer den Grundsatz hatten, daß man sich des Lichts der Natur bey der Untersuchung der Dinge bedienen müste: so richtete sie sich nach ihrer eigenen Einbildung und Offenbahrung. Sie hielt deswegen auch die cartesianische Lehre für die ärgste und gottloseste Lehre, welche jemals in der Welt gewesen, ja für eine Atheisterey und Verläugnung GOttes, an dessen Stelle der verderbte Verstand der Menschen angenommen worden.

Sie stellte übrigens verschiedene Bücher zu Amsterdam ans Licht, und gab vor, daß sie einen beständigen Umgang mit GOtt hätte, und durch besondere Offenbahrungen von vielen verborgenen Dingen Nachricht erhielt. Hieselbst hatte sie auch die bekannte Offenbahrung von unserm ersten Stammvater Adam, daß derselbe vor dem Sündenfall sowohl

Ihre Offenbahrungen.

ein

ein Mann als ein Weib gewesen. Sie glaubte auch in einer Entzückung gesehen zu haben, wie Adam geschaffen gewesen, und wie er ohne Beyhülfe die Welt fortpflanzen können.

Ihr Jünger, Corth, starb 1669 und setzte sie zu seiner Erbinn ein, aber diese Erbschaft verursachte ihr viele Ungelegenheiten. Denn weil einige Schulden darauf hafteten: so ward sie darüber in verschiedene Processe verwickelt.

Sie verließ Holland im Jahr 1671, um sich nach Nordstand zu begeben. Hieselbst legte sie eine Buchdruckerey an, und gab Bücher in französischer, deutscher und holländischer Sprache heraus. Aber wie sie gegen andere schrieb: so unterliessen andere auch nicht, gegen sie zu schreiben, und griffen sowohl ihre Lehre als ihr Leben an. Dieser Streit setzte das ganze Land in Bewegung, und verursachte, daß der Fiscal im Jahr 1674 ihr die Buchdruckerey wegnahm. In Flensburg ward der Pöbel so sehr gegen sie aufgebracht, daß man sie öffentlich für eine Hexe ausrief, wesfalls sie heimlich aus der Stadt entwich. In ihrem Hause ward eine grosse Menge Bücher angetroffen, welche auf königlichen Befehl, nebst einigen harten Schriften gegen die Obrigkeit, auf dem Markte verbrannt wurden, welche letztern sie durch Conradum Hasium, dem ersten Burgermeister Lorenz Faust, übergeben lassen. Wo sie sich auch hernach in Holstein aufhielt, da ward sie verfolgt, daß sie sich endlich auch gezwun-

Ihre Begebenheit in Schleswig und Holstein.

zwungen sahe, das Land gänzlich zu verlassen, und sich nach Hamburg zu wenden. Hier war sie aber doch auch nicht länger sicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Denn sobald man davon Nachricht erhielt, so suchte man sich ihrer Person zu bemächtigen, und es dürfte ihr vielleicht übel ergangen seyn, wenn man sie hätte habhaft werden können. Sie hielt sich deswegen einige Tage verborgen, und begab sich darauf nach Ostfriesland, wo sie von einem vornehmen Herrn in Schutz genommen ward. Weil sie aber nirgends ruhig seyn konnte, so erweckte sie sich auch dorten Feinde, und reisete deswegen im Jahr 1680 nach Holland. Endlich ließ sie sich zu Franecker nieder, wo sie in eben demselben Jahre mit Tode abgieng.

Ihre Verfolgung, und ihr Ende.

Dieses ist ein kurzer Begriff von der Geschichte dieser seltsamen Jungfer, woraus erhellet, daß sie mit Recht unter die größten Enthusiasten in dem vorigen Jahrhundert kann gerechnet werden. Ihr Leben und ihre Aufführung bestärkt die Anmerkung, welche ich an andern Orten beygebracht habe, daß niemand eifriger ist, seine Lehre fortzupflanzen, und solche andern aufzudringen, als ein Fanaticus, da doch diese Leute unter allen Secten am wenigsten dazu berechtiget sind, weil der Grund ihrer Lehre eine göttliche Offenbahrung ist, und alle Gründe, welche man aus der gesunden Vernunft entlehnt, von ihnen verworfen werden. Man kann der Bourignon ihre Irrthümer verzeihen, weil ihr ganzes Leben darthut, daß sie vollkommen von der Richtigkeit ihrer Lehr-Bedenken

re

re überzeugt gewesen. Aber über ihre Hitze und Heftigkeit kann man kein gelindes Urtheil fällen, weil sie dadurch Städte und Länder in Bewegung setzte, und allenthalben, wo sie hinkam, als eine Feindinn und Störerinn des Friedens angesehen war. Es ist wahrscheinlich, daß man sie würde eingeschlossen haben, wenn sie länger gelebt hätte, denn solche Leute, welche gegen die Obrigkeit und gegen alle durch öffentliche Gesetze festgestellte Religionen mit der größten Bitterkeit reden und schreiben, könne und müssen in keiner Societät geduldet werden. über ihre Lehre und Leben.

Antoinette de Bourignon hat selbst ihr Leben in zween Büchern beschrieben, von welchen das eine ihr innerliches, das andere aber ihr äusserliches Leben in sich faßt. Ihre Lehre trieb verschiedene Männer, sowohl hier im Lande als an andern Orten, an einige Schriften gegen sie herauszugeben, und sie versäumte nebst ihren Anhängern nicht, dieselben zu beantworten. Ihr ganzes Leben war also eine Kette von lauter Kriegen und Feldschlachten, und man kann von ihr, wie von dem Tamerlan sagen, daß sie das Schwerdt niemals in die Scheide gesteckt. Hier im Lande ließ zuerst der bekannte Messerschmidt in Altona, Johann Berckenthal, folgende Schriften gegen sie heraus gehen: „Wahre Abbildung Antoinette Bouri„gnon aus ihren eigenen Schriften, wie auch noch„malige Abbildung derselben aus Johann Conrad „Hafen Extract ihrer Schmachschrift". Diesen beyden Schriften setzte sie zu Husum unter diesem Titel entgegen: „Gezeugniß der Wahrheit, ge-

„geben durch eine grosse Anzahl glaubwürdiger Leu„te in 24 Briefen und 60 Testimonien über das Le„ben, Sitten, Tugenden und Schriften J. An„toinette de Bourignon von dero Kindheit an bis „auf itzige Zeit zur Vernichtung der Lügen Joh. „Berckendals, Siechentrösters zu Altona, aus„gegeben, wogegen bemeldter Berkendahl aber„mal schrieb: „Dritte Abbildung Antoinette de „Bourignon, aus ihrem Zeugniß der Wahrheit, „daraus zu sehen, daß sie je länger je ärger werde".

Streitschriften der Bourignon

Peter Yvon, welcher das Haupt der sogenannten Labadisten in Altona war, schrieb gleichfalls zwey Bücher gegen sie. Ich übergehe noch andere, denn weil sie es mit keiner besondern Secte hielt: so waren ihr alle dieselben entgegen.

Es ist schwer, einen Abriß von ihrem Lehrbegriff zu machen, weil ihre Lehre nicht zusammenhänget, sondern alles, nach ihrem Vorgeben, aus einer unmittelbaren Offenbahrung herfliesset. Die grösten Verfolgungen zog sie sich dadurch zu, daß sie behauptete, die rechte christliche Kirche sey gänzlich ausgestorben, und man müste deswegen die gewöhnlichen Kirchengebräuche und Kirchenversammlungen verlassen. Herr Peter Baile, aus dem ich das meiste zu dieser Historie entlehnet, berichtet, daß sie dieses mit andern, welche auf eine unordentliche Art andächtig sind, gemein gehabt, daß sie neidisch und voller Galle gewesen. Seckendorf sagt, daß man aus ihren Schriften ihren Zorn, ihre Bitterkeit und Unruhe hinlänglich abnehmen könne, so daß diejenigen, welche

mit

mit ihr umgegangen, sie tausendmal würden verlassen, wenn sie nicht mit einer so grossen Geduld wären begabt gewesen. Und wirklich unter allen, welche ihre Lehre annahmen, waren nicht mehr als vier, welche sie bey sich haben wollte.

Verschiedene Urtheile über die Antoinette de Bourignon.

Es hatte mit dieser Jungfer eben dieselbe Beschaffenheit, wie mit allen denen, die von der schwarzen Galle geplagt werden, und die Fehler mit der Tugend, die Melancholie mit der Gottesfurcht, und den Zorn mit einem göttlichen Eifer, und mit der Handhabung der Gerechtigkeit vermengen. Denn wenn man ihr diese Fehler vorwarf: so suchte sie sich mit dem Eifer zu vertheidigen, den die Apostel und Propheten von sich blicken lassen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sie aller ausgestandenen Wiederwärtigkeiten ungeachtet, dennoch kaum 40 Jahr alt zu seyn schien, da sie doch schon 60 Jahre zurück geleget. Sie hatte sich niemals einer Brille bedient, und es scheint also, daß es ihr wie einigen Menschen ergangen, die durch den Verdruß nur immer stärker und frischer werden. Man hat als etwas sonderbares angemerkt, daß sich sowohl bey ihrem Tode ein Comet sehen lassen. Ihre Anhänger legten diesen Umstand als einen Beweis ihrer Heiligkeit und ihres prophetischen Amts aus. Wenn aber die Cometen so grosse und weitläuftige Reisen thun, um solche kleine Händel auf der Welt anzuzeigen, und wenn die Menschen daher eine Vorbedeutung aufs künftige nehmen können, so haben diese Cometen vielmehr

zu erkennen gegeben, daß die christliche Kirche durch diese aufrührische Jungfrau würde verunruhiget werden. Denn nach der Meynung des Pöbels, sind die Cometen eine Ruthe GOttes, wodurch allerhand Unglücksfälle angedrohet werden.

Ich habe bereits gezeigt, daß Antoinette sich zu keiner Religionssecte halten wollen, weil sie glaubte, daß sie alle mit einer falschen Lehre beschmitzt wären, daher erdachte sie neue Religionsartikel, und stiftete eine Gesellschaft von verschiedenen Leuten, welche durch ihre Lehre so verblendet, und eingenommen waren, daß sie dieselbe nicht als ihre Lehrerinn, sondern vielmehr als eine Göttinn ansahen. Doch ward sie auch von einigen wegen ihrer Bitterkeit und Eifersucht verlassen. Diejenigen, welche ihre Partey beständig hielten, waren Conrad Hase und bemeldeter Christian Corth. Von diesen Männern wird sie über alle Menschen erhoben. Denn bald nennen sie dieselbe eine Mutter der Gläubigen, bald das Licht der catholischen Welt, bald ein Weib ohne Sünde, welches heiliger als die Jungfrau Maria selbst, und mit einer höhern Erkänntniß in göttlichen und menschlichen Sachen, als die Propheten und Apostel begabt gewesen. Bald eine Braut Christi, welche mit den Strahlen der Sonne bekleidet sey, und von welcher in dem Hohenliede Salomonis und andern Büchern der heiligen Schrift geredet worden, anderer ihr beygelegten Ehrentitel zu geschweigen. Sie besaß selbst einen grossen Ehrgeitz, und hegte sehr grosse Gedanken von sich selbst, sie rühmte sich hoher Offenbahrungen, und gab vor, daß sie mit einem prophetischen Geiste begabt sey; und daß ihr der heilige Geist ihre Schriften eingegeben hätte. Daher verlangte sie auch, daß man ihre Bücher höher als die Schrift achten sollte. Was ihre andern wunderlichen Meynungen in der Religion betrift, so wird sie beschuldiget, daß sie den Grund des christlichen Glaubens umgestossen, das Wort GOttes verachtet, und die Nothwendigkeit der Sacramenten geläugnet habe. Aber es ist schwer, aus ihren Schriften alle diejenigen

Puncte

Puncte zu ziehen, deren sie beschuldiget wird. Vielmehr scheint das Bekänntniß, welches sie 1675 der Obrigkeit in Schleswig übergeben, sie von verschiedenen ihr beygemessenen Irrthümern zu befreyen. In diesem Bekänntniß erklärt sie sich auf folgende Art:

1) Ich bin eine Christinn, und glaube alles, was ein wahrer Christ glauben muß.

2) Ich bin in dem Nahmen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes getauft.

3) Ich glaube die 12 Hauptstücke des apostolischen Glaubens, und zweifle an keinem einzigen Stücke in demselben.

4) Ich glaube, daß JEsus ein wahrer GOtt, und ein wahrer Mensch, und ein Erlöser der Welt sey.

5) Ich glaube an das Evangelium, und nehme die heiligen Propheten und die heilige Schrift, sowohl alten als neuen Testaments an.

Bey diesem Bekänntnisse ist nichts zu erinnern. Moller bezeugt auch in seiner Cimbria literata, daß sie in dem Artikel von der heiligen Dreyeinigkeit rechtgläubig gewesen. Indessen aber kann doch niemand läugnen, daß sie sich beständig auf himmlische Offenbahrungen berufen, daß sie den ganzen äusserlichen Gottesdienst mit vieler Bitterkeit angegriffen, und daß sie die Schrift auf eine seltsame Art erklärt. Insonderheit ist ihre wunderliche Meynung von Adam, daß derselbe vor dem Sündenfall Mann und Weib zugleich gewesen, ganz deutlich in ihren Schriften anzutreffen. Am meisten kann man an ihr tadeln, daß sie ihre Sätze mit solchem Eifer und mit der grösten Bitterkeit auszubreiten gesucht. Denn dadurch wurden allenthalben, wo sie hinkam, ganze Provinzen und Städte in Feuer und Flamme gesetzt, und daher rührten auch hauptsächlich alle Verfolgungen, welche sie erdulden muste.

Vergleichung.

Daß diese beyden Jungfern hier zusammen gefügt worden, ist allein aus dieser Ursache geschehen weil,

weil sie beyde unter die grossen Enthusiasten können gerechnet werden; denn übrigens kommen sie so wenig in Absicht auf ihre natürliche Eigenschaften, als auch auf ihre Thaten und Unternehmungen mit einander überein. Die erste war ungelehrt und vernünftig, die andere war hochgelehrt und närrisch. Die erste schien bestimmt zu seyn, die gefallenen und verwirrten Sachen, wieder aufzurichten und in Ordnung zu bringen; die letzte aber schien blos zu dem Ende gebohren zu seyn, alles zu verstöhren und niederzureissen. Beyde hatten eine heftige Einbildungskraft, welche bis zu einem wirklichen Fanaticismo gieng. Aber die erste wuste durch ihre natürliche Klugheit ihren Affect auf solche Art einzurichten, daß derselbe Nutzen und Vortheil schafte. Die andere aber ließ ihre Einbildungskraft aus Mangel der natürlichen Klugheit den Zügel schiessen, und brachte nichts anders als lauter Misgeburten und ungereimte Meynungen hervor. Sie konnte also zu ihren Zeit, wo sie hinkam, als eine Streitposaune angesehen werden, und hat durch ihr Beyspiel bewiesen, wie groß der Unterscheid unter der Gelehrsamkeit und Klugheit sey. Der Enthusiasmus der ersten war deswegen dem Staate eben so nützlich, als die Schwärmerey der letzten der Kirche schädlich war. Beyde hatten sehr viele Feinde, und musten sehr viele Urtheile über sich ergehen lassen. Antoinette führte fast mit dem ganzen menschlichen Geschlechte Krieg, und hatte nur einige wenige Freunde, welche eben so närrisch waren, als sie selbst, und von denen der gröste Theil sie nachher verließ. La Pucelle war hingegen allein bey der englischen Nation verhaßt, von allen andern Völkern aber ward sie als eine Heldinn angesehen, und von den Franzosen für eine wundervolle und begeisterte Person gehalten. Antoinette ist in der Historie wegen ihrer Wankelmüthigkeit eben so bekannt geworden, als la Pucelle wegen ihrer Standhaftigkeit. Daß die Bourignon ein besseres Ende als la Pucelle genommen, solches ist nicht der Person, sondern den Umständen der Zeit und einem blossen Zufall zuzuschreiben. Der gros-

se

se Name, welchen la Pucelle in der Historie hinterlassen, die Ehrensäule, welche ihr nach dem Tod aufgerichtet worden, und das Urtheil von ihrer Unschuld, bezeugen, daß sie ein besseres Ende verdient, und daß die harte Execution, welche sie erdulden müssen, die englische Nation weit mehr, als ihrem Ruhm befleckt. Die schlechten und widrigen Urtheile aber, welche die Nachwelt über Antoinette, und ihre Aufführung gefället, geben zu erkennen, daß sie, weil sie allenthalben den Frieden stöhrte, ein schlechteres Ende verdienet, als sie wirklich genommen. Beyde waren von einer hitzigen Gemüthsbeschaffenheit, bey der ersten aber bemerkte man eine solche Hitze, welche die Menschen zur Tapferkeit und zu heroischen Thaten anflammete, bey der letzten aber brachte dieselbe nur ein bitteres und verdrießliches Wesen hervor. Daher fand man auch bey jener eine Herzhaftigkeit, die mit Freundlichkeit und einem verträglichen Umgange vereiniget war. Dahingegen der Eifer der letzten stets einen Haß und einen Abscheu vor andern Menschen bey sich führte.

Beyde haben den Ruhm der Keuschheit und verdienen denselben auch, weil sie sich gleich stark bey solchen Versuchungen erwiesen. Es ist wahrscheinlich, daß beyde mit dem Enthusiasmo behaftet gewesen, und daß sie auch deswegen beyde in einer guten Absicht göttliche Gesandten vorstellen wollen. Die erste war sich selbst allezeit ähnlich, und begieng nichts, was ihrem angenommenen Character unanständig war. Die andre aber sagte, daß sie der Welt den Rücken gekehrt, und sich gleichsam durch die Ehe mit GOtt vereiniget hätte, und brachte doch durch Kauf und Testamente allerhand Güter an sich, wodurch sie in weitläuftige Processe verwickelt ward.

Ihr Ruhm leidet dadurch nicht, daß man ihnen Zauberey und übernatürliche Künste zugeschrieben, sondern dieser Umstand verursacht vielmehr, daß man hohe Gedanken von ihnen fassen kann, indem geschickte Personen und Hexenmeister insgemein von dem Pöbel mit einander vermengt werden. Daß man man dem

orle-

orleanschen Mädgen diesen Character beygelegt, solches ist leicht zu begreiffen, weil dieselbe nicht nur grosse und allem Ansehen nach fast unmögliche Dinge unternahm, sondern dieselben auch glücklich ausführte. Dagegen aber kann man nicht begreiffen, aus welcher Ursache man die Antoinette der Zauberey beschuldiget. Denn sie that keine Wunder, und ihre Lehre hatte auch keinen sonderlichen Fortgang, sondern sie machte sich vielmehr alle Secten zuwider, und ward endlich sogar von ihren eignen Anhängern verlassen. Man kann also aus dem, was ich angeführt habe, erkennen, daß die erste in allen Stücken vor der letzten den Vorzug verdiene. Das einzige, worinn man die Antoinette vielleicht der Pucelle vorziehen kann, besteht darinn, daß sie der Betrügerey nicht füglich kann beschuldiget werden. Denn es ist offenbahr, daß sie durch eine starke Melancholie, welche sie aus Mangel einer genugsamen Erkänntniß, mit einem heiligen und apostolischen Eifer vermengte, zu so vielen und grossen Weitläuftigkeiten verleitet worden. Was aber la Pucelle betrift, so ist es annoch nicht völlig ausgemacht, ob ihr Enthusiasmus wirklich oder verstellt gewesen. Der Streit wird annoch unter den Engländern und Franzosen fortgesetzt. Die ersten halten sie für eine Betrügerinn, die letzten aber für eine von dem Himmel erleuchtete Jungfrau. Keine von beyden Nationen kann hierüber füglich urtheilen, weil beyde aus einem patriotischen Eifer partheyisch sind. Derjenige geht am sichersten, welcher den Mittelweg erwählt, und hievon folgendergestalt urtheilet; daß das Mitleiden über den elenden Zustand des Landes bey ihr einen Eifer entzündet, woraus nachher ein wirklicher Enthusiasmus entstanden, welchem Urtheile ich willig beypflichte.

Ende des zweyten Theils.


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn882064924/phys_0394
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn882064924/phys_0395
DFG

haben, die Mittelstrasse
aß sie so ungestalt auf die
ihre Eltern einige Tage
selbe als eine Mißgeburt
n Leben erhalten sollten.
Leibesgestalt
so beschloß
Wie sie nur
kte sie schon,
h ihrer eige-
at, daß man sie nach dem
en möchte, weil sie glaub-
m christlichen Lande wäre.
ihre älteste Schwester sie
verführen wollen, und
m Hause ihrer Eltern sehr
Nichts aber sey ihr jemals
als wenn man sie überre-
heyrathen.
vor der Ehe
er, weil ih-
glücklich ge-
auch, weil

Ihre Aufführung in ihrer Jugend.

Ihr Abscheu vor der Ehe.

de und seltene Keuschheit
ischlichen Lüste zu entschla-
nit GOtt allein zu vereini-
uch fest bey diesem Ent-
em ganzen Leben nicht da-
von einigen unter die selt-
chnet, von andern aber
ehalten, welche fast mehr

als